Da träumen sie von Lieb'und Glück

Jakob Christoph Heer

Da träumen sie
von Lieb' und Glück!

Da träumen sie von Lieb' und Glück!

Drei Schweizer Novellen

von

J. C. Heer

21.—23. Auflage

Stuttgart und Berlin 1911
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Die Luftfahrten
des Herrn Walter Meiß

I

St. Jakob ist eine blühende und lebhafte Schweizerstadt. Ihre alten und neuen Türme spiegeln sich in einem blauen See. Im Hintergrund des anmutigen Gewässers ragen Gipfel an Gipfel, Haupt an Haupt die Hochalpen, je nach Luft und Beleuchtung einmal so nah, daß man glaubt, von der nächsten grünen Höhe an sie heransteigen zu können, und dann wieder im Schleier der Ferne, der sie wie ein Traum umspinnt. Blauer See und weiße Gipfel jeden schönen Tag! Kein Wunder, daß die Leute von St. Jakob begeisterte Naturfreunde sind, Ruderer, Segler und Bergsteiger. Ihre Jachten ziehen wie weiße Riesenschwäne über den See, und wo der Wanderer im Gebirge in eine Schutzhütte tritt, sind gewiß ein paar von St. Jakob da oder kommen noch spät am Abend von den hohen Gipfeln.

Einen Sport aber kannte man in der naturfreudigen Stadt doch noch nicht — den der Luftschiffahrt!

Das Verdienst, ihn in der Schweiz heimisch gemacht zu haben, gebührt Eduard Spiro. Dieser Luftschiffer war, wohl von nichts getrieben als von der Hoffnung auf ein gutes Geschäft, so unbekannt und unerwartet in der Stadt aufgetaucht wie ein neuer Irrstern aus den Tiefen des Himmels.

Er lebte im ersten Fremdenhotel der Stadt, das sonst meist nur von Engländern besucht wird, erwies sich als ein großer Freund des Theaters und der Künstlerkreise, und wo der schöngebaute Fremdling erschien, erregte er mit den stolzen, stahlgrauen Augen, dem kraftvollen Gesichtsausdruck, der von dunkeln Locken umwallten Künstlerstirn und den einnehmenden Formen des Weltmanns Aufsehen und Wohlwollen, wenn auch manche behaupteten, es bleibe stets etwas in seinem Wesen zurück, was niemand zu deuten vermöge. Kapitän! Man wußte nicht, woher und mit welchem Recht er diesen Titel führte, denn es gehörte zur Eigenart Spiros, daß er nie von sich selber sprach und sich in ein Geheimnis hüllte.

Gerade vielleicht wegen des Geheimnisses, das ihn umschwebte, und wegen der kostbaren, orientalischen Ringe, die er zuweilen an seinen Fingern blitzen ließ, war der anziehende Vierziger bald von einem Lebensroman umsponnen, an dem niemand Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden vermochte. Spiro stamme aus einer vornehmen, bürgerlichen Familie des Auslands und sei in jungen Jahren als Kaufmann, dessen Verbindung bis an den Hof reichte, in Konstantinopel tätig gewesen. In Liebe zu einer Zirkassierin im Serail eines Großwürdenträgers entbrannt, habe er sich um des schönen Mädchens willen zum Luftschiffer ausgebildet. Ein kühner, nächtlicher Raub, Entführung durch die Lüfte, ein zur Verfolgung aufgebotener großer Reitertrupp, eine wilde Jagd nach dem Luftschiff! Vor Sonnenaufgang hatte sich der Tau so schwer an die

Hülle des Ballons gesetzt, daß er nicht mehr zu halten war. In einer wilden Gebirgsgegend mußte sich das Paar seinen Verfolgern ergeben. Vorher aber erschoß Spiro auf die flehentlichen Bitten der Geliebten hin die Zirkassierin. Er selber fiel den Verfolgern in die Hände, wurde auf eine Burg geschleppt, eingekerkert, schmachtete ein paar Jahre, wurde Hauslehrer eines Sohnes des Burgherrn, wußte die Neugier des Jünglings für die Luftschiffahrt zu erwecken und erhielt die Mittel zum Bau einer Montgolfière. Ein Probeflug! Und mit dem gebrechlichen Fahrzeug gewann er die ersehnte Freiheit. Seither treibt er sich als Luftschiffer durch Städte und Länder — nun sieben Jahre.

Das war der Roman des Kapitäns Eduard Spiro, der besonders den Damen gefiel. Wagte eine in seiner Gegenwart auf die türkischen Abenteuer seiner Jugend anzuspielen, so hatte er dafür ein Lächeln, das kein volles Ja, aber auch keine ganze Verleugnung bedeutete, ein Lächeln, das etwa sagte: „Wozu? Stehe ich nicht wie der Adler, der über den Wolken kreist, über euch allen?"

Die Erscheinung Spiros erregte viel Neugier in St. Jakob, seine seltsame Lebensgeschichte auch Mißtrauen unter den Männern; die größte Überraschung für die Stadt aber war es, daß sich der Kapitän um Fahrgäste für den Aufstieg seines Luftschiffes „Sirius" bewarb. Das hatten frühere Aeronauten, die etwa die Stadt besuchten, nicht getan, sondern einfach der Menge das Schauspiel ihrer eigenen, meist

sehr kurzen Luftfahrten geboten. Die merkwürdige Zumutung des in die Stadt geschneiten Luftschiffers befremdete. So mutige Segler, so kühne Bergsteiger es unter den jüngeren und älteren Männern von St. Jakob gab, der Gedanke an Luftfahrt ging ihnen nicht ein. Kein Gipfel der Alpen ist so hoch, man hat doch noch festen Fels oder hartes Eis unter den Füßen; wenn ein Segelboot kippt, so schwimmt man wie eine Ratte ans Ufer und trinkt gegen die Erkältung einen steifen Grog. Wenn aber einem hoch in der Luft fahrenden Ballon ein Unfall passiert, dann lebe wohl, Welt! — Und mit einem Abenteurer fahren, der schon eine Zirkassierin erschossen und in einem türkischen Gefängnis gelegen hatte! — Erhob sich dieser Lebensroman, verbürgt oder unverbürgt, nicht wie eine Warnungstafel vor Kapitän Spiro?

Zwei Ansichten stritten sich in der Bürgerschaft. Die einen waren für ein strenges polizeiliches Verbot der Anwerbung von Fahrgästen durch den Luftschiffer, die anderen neigten der Meinung zu: wenn sich in der schönen Stadt St. Jakob vielleicht doch ein Mensch befände, dem das Leben verleidet sei, so solle man ihm eben die Erlaubnis geben, mit Spiro bis in jene Höhen zu steigen, wo man die Engel singen hört. Er selber aber besaß die Kunst des ruhigen Abwartens und drängte nicht auf amtlichen Entscheid über seine Pläne. Dafür erschienen in den St. Jakober Tagesblättern Nachdrucke aus großen Zeitungen von Kairo und Moskau, von Stockholm und Bukarest, Neapel und Edinburg, Aufsätze und Schilderungen, nach

denen Eduard Spiro bereits auf einer Menge von Fahrten etliche hundert Herren und wohl ein Dutzend Damen glücklich durch die Luft geführt hatte, bei Tag, bei Nacht, in Sonnenschein und Sturm. Ein ebenso vorsichtiger wie kühner Fahrer! In einer langen und bewegten Sitzung beriet der Stadtrat, und da er befürchtete, St. Jakob würde durch ein Verbot der Passagierfahrten im Ballon vor der weiten Welt in den Ruf eines Krähwinkels kommen, so entsprach er den Wünschen des Luftschiffers, ja er überließ ihm für die Aufstiege großmütig den schönsten Platz der Stadt. Es war die alte prächtige Lindenpromenade am See, in der jeden Frühabend die vornehme Bürgerschaft, ihre Söhne und Töchter lustwandeln und beim Anblick der blauen Wasser und des weißen Gebirges in dem Gefühle schwelgen, daß sie an keinem reizenderen Ort der Erde das Licht der Welt hätten erblicken können als gerade in St. Jakob.

Der Beschluß des Rates fand in der Gesellschaft lebhafte Zustimmung, denn der Aufstieg eines Luftschiffes ist ja ein schönes und erhebendes Schauspiel und, so lange man nur als Zuschauer dabei beteiligt ist, höchst ungefährlich. Bei der bekannten kühl abwägenden, ja nüchternen Sinnesart derer von St. Jakob schien die Möglichkeit ausgeschlossen, daß irgend jemand von Ehre und Ruf sich mit Spiro in ein Luftabenteuer stürze. Nein, einen so verrückten Kopf gab es in der Stadt nicht! Spiro mochte allein steigen. Das war ja sein halsbrecherischer Beruf!

Im Gegensatz zu dieser Ansicht verbreitete sich aus den Kreisen des Kapitäns die Mitteilung, daß ein junger Mann aus angesehener Familie, dessen Name zunächst Geheimnis bleiben müsse, den Luftschiffer auf der ersten Fahrt zu begleiten gedenke. Es handle sich um ein Mitglied der Offiziersgesellschaft aller Waffen, das sich in dankenswerter Weise durch den Vorstand für den Aufstieg habe gewinnen lassen und später im Schoß der Gesellschaft einen Vortrag über die Eindrücke der Fahrt und namentlich über die Frage halten werde, ob es sich aus Gründen der Landesverteidigung empfehle, der militärischen Luftschifferei nahe zu treten.

In dieser Form klang eine Fahrtbeteiligung weniger überspannt. Zum mindesten die Männer fanden den Entschluß des jungen, unbekannten Mannes vaterländisch und ehrenwert, wenn sie auch im gleichen Atemzug beifügten, unsere Militärausgaben seien zu groß, als daß das Land auch noch eine Flottille teurer Kriegsluftfahrzeuge anschaffen könnte.

Die Damen aber schalten. Ist es nicht schon sehr traurig, wenn ein junger Offizier im Kriege fallen muß? Wozu mitten im Frieden sein wertvolles Leben aufs Spiel setzen? Hat ein junger Offizier nicht noch höhere Pflichten als das Ballonfahren? Zum Beispiel sich zu verloben! Und wenn er verlobt ist — liegt in der Teilnahme an der Fahrt nicht eine Gottvergessenheit gegen die unglückliche Braut? Sie erkundigten sich, forschten die Häuser aus, in denen junge Offiziere wohnten, aber jeder wußte nur, daß

er selber nicht der Kühne sei, und die Herren vom Offiziersvorstand hielten auf Verabredung reinen Mund.

In diesem Vorstand saß seit kurzer Zeit als einziger junger und lediger Offizier Walter Meiß, der Sohn des Stadtbaumeisters Theodor Meiß. Wenn er es wäre! Doch war es kaum zu glauben, daß der Sohn eines der angesehensten und verdientesten Beamten und einer der ältesten Familien der Stadt seinen Ruf durch ein Unternehmen aufs Spiel setze, das bei allem höheren Zweck einer Windbeutelei aufs Haar ähnlich sah. Nein, das tat der junge stolze Mann nicht, der nach tüchtigen polytechnischen Studien seine Prüfung als Hochbauingenieur abgelegt hatte, jetzt mit schönem Erfolg auf einem großen Architektenbureau arbeitete und in manchen Kreisen als der berufene künftige Nachfolger seines Vaters galt. Als Sohn einer Familie, in der die althergebrachten Überlieferungen der Stadt kraftvoll fortlebten, war er bei aller Militär- und Sportfreudigkeit, und obwohl er zu den eifrigsten Seglern und Bergsteigern zählte, doch von einem zu warmen Lebensernst durchdrungen, als daß er sich in ein Abenteuer wie in einen Aufstieg mit Kapitän Eduard Spiro eingelassen hätte.

Die Neugier blieb ungestillt bis zu dem Augenblicke, da der Luftschiffer mit seinem Ballon „Sirius" in die Lüfte schwebte. Und siehe da — nun war doch einer der Fahrgäste des Luftschiffes der stolze junge Offizier Walter Meiß.

II

Walter Meiß hatte als Polytechniker nie zu sehr bei den schäumenden Freuden der Jugend mitgetan. Im Gegenteil! Durch Familienüberlieferung und Erziehung eignete ihm eine Zurückhaltung im Verkehr mit anderen, die ihm ein Uneingeweihter leicht als Stolz und Kälte hätte auslegen können. Wer ihn kannte, wußte dagegen, wie unter den gemessenen Formen des Kavaliers eine vornehme Herzensgüte, eine herzliche Freundschaftstreue und eine jugendliche Begeisterungsfähigkeit lebten, die seinen Umgang begehrenswert machten. Seine Jugendfreuden waren die Heimat, der See, die Berge, später auch der Militärdienst, den er leicht, aber in hohem Pflichtbewußtsein bewältigte. Rasch hatte er die seinem Alter, seiner Begabung und dem Ansehen seiner Familie entsprechende Offiziersstellung errungen, und seine Berufung in den Vorstand der Offiziersgesellschaft, eine Ehre, die ihn selber am meisten überraschte, hatte einen noch merkbar erhöhten Schwung in sein ohnehin wirkens- und schaffensfreudiges Wesen gebracht. Kam, was wollte, der stellte seinen Mann!

Und nun war er, das junge Mitglied, im Offiziersvorstand selbst derjenige gewesen, der anknüpfend an den Aufenthalt des Luftschifferkapitäns Spiro in St. Jakob die Anregung in die Sitzung geworfen hatte, in den Vortrags- und Gesprächsabenden der Gesellschaft einmal die Luftschiffahrt nach ihrer militärischen Bedeutung gründlich zu erörtern. Der Vorsitzende,

Oberst Professor Gantenbein, in grauen Haaren noch ein Feuerkopf, hatte den Gedanken mit lebhafter Zustimmung aufgenommen und Walter Meiß als den Jüngsten und einzig Ledigen unter den Vorstandsmitgliedern als militärisch beobachtenden Teilnehmer an dem Ballonaufstieg vorgeschlagen.

Eine Wendung, die Meiß beinahe erschreckte! Nicht aus Abneigung gegen das Unternehmen selbst. Das konnte ja äußerst fesselnd werden, und er hatte sich aus Büchern genugsam über die Luftschiffahrt unterrichtet, um das Maß der Gefahr nicht zu überschätzen. Aber wie beurteilten wohl die Eltern den immerhin heikeln Auftrag, der von ihm ein dem innersten Familiensinn widersprechendes, seiner eigenen Natur durchaus zuwiderlaufendes Hervortreten in die breite Öffentlichkeit verlangte?

„Ich verstehe — aber die Rücksprache mit Ihrem Herrn Vater überlassen Sie nur mir," unterbrach Oberst Gantenbein das Zaudern des jungen Offiziers. „Wir werden über den Plan Schweigen beobachten, und wenn Sie im letzten Augenblick vor der Abfahrt auf den Ballonplatz treten, sind wir und wohl noch eine Reihe unserer Herren als Zeugen da, daß Sie unserem Wehrwesen einen sehr wertvollen Dienst leisten."

In den lebhaft vorgebrachten Worten des Obersten, vielleicht noch mehr in seinen klugen, sprühenden Augen, wirkte eine überredende Kraft.

Sie bewährte sich zum nicht geringen Erstaunen Walters am anderen Tag, als der alte straffe Herr in der Angelegenheit Hausbesuch machte, auch an den

Eltern. Der Ballonaufstieg des Sohnes war zwar ganz gegen den Sinn des Paares. Der Vater knurrte, die Mutter hatte Tränen in den Augen, aber es siegte das angestammte Pflichtgefühl, daß, wer dem Land einen Dienst leisten kann — und wäre es der gefahrvollste und schwierigste —, sich ihm unter keinen Umständen entziehen darf.

„Die erste Anregung kam ja von dir," wandte sich der Stadtbaumeister an seinen Sohn. „Ich glaube es gern, nicht in dieser Absicht. Aber das ist nun gute Sitte im Leben: Was einer anbeißt, muß er zu Ende essen. Für dich ist's nun eine Ehrensache, daß du mit dem Ballon steigst!"

Und das feine Mütterlein nickte gottvertrauend zu den Worten des starken Vaters.

Walter atmete hoch auf, als die Angelegenheit mit den Eltern geordnet war. Was nun noch kommen werde, machte ihm keine Sorgen: die Fahrt — der Vortrag — und selbst das Schulterzucken in den spießbürgerlichen Kreisen über den Wert seines Unternehmens.

Nur mit seiner jungen Nachbarin, seiner Jugendfreundin Klothilde Geißberger, mußte er noch darüber sprechen. Gewiß lag dafür keine äußere Verpflichtung vor, aber eine innere. Er und die etwas jüngere Thilde, des Buchhändlers Töchterchen, waren von Kindheit an die herzlichsten Kameraden gewesen, der Jugendklang in der Freundschaft, der die beiden Elternhäuser verband. In den letzten Jahren besonders. Keines der frohen Polytechnikerfeste, bei dem die in

ihrer Mädchenblüte prangende Thilde, eines der anmutigsten Mädchen der Stadt, als seine vielbewunderte liebenswürdige Partnerin nicht freudig mitgetan hätte. Als der natursinnigste Weggenoß, den er sich wünschen konnte, hatte sie ihn auf ungezählten Segelausflügen in strahlender Sonntagsfrühe begleitet. Und wie oft waren sie zu zweien durch Gottes herrliche Berge gewandert, hatten in Morgenrot oder Abendsonnenglut auf den Hochgipfeln gestanden und eines an der Seite des anderen Ausschau gehalten in die aufgeschlossene Schönheit der Welt!

Eigentlich kein Wunder, daß man sie in den letzten Jahren manchmal für Verlobte hielt, um so mehr, als sie im Verkehr miteinander das trauliche „Du" der Kinderzeit nie aufgegeben hatten. Ein solcher Herzensbund fürs Leben bestand nun freilich zwischen ihnen nicht. Wäre es auf Thilde allein angekommen, vielleicht schon längst; ebenso, wenn bloß die Eltern zu entscheiden gehabt hätten. In Walters eigenem Empfinden lag der Grund seines Zauderns. Wenn Thilde ihm erst jetzt aus einer ihm verborgenen Welt entgegengetreten wäre, wenn er erst jetzt ihre vortrefflichen Eigenschaften des Verstandes und Herzens mit dem Reize einer neuen und unmittelbaren Entdeckung kennen gelernt hätte, dann würden sich gewiß die Gefühle eingestellt haben, die seiner Meinung nach zu einer Verlobung gehörten: ein Sehnen und Bangen, ein lustvolles, schmerzhaftes Pochen im Mannesherzen, der wunderbare Frühlingssturm einer Leidenschaft!

Dieses geheimnisvolle Aufblühen einer Seele in

der anderen konnte sich aber zwischen ihm und Thilde nicht ereignen, dafür war ihr Verhältnis durch den steten, ungezwungenen Verkehr so vieler Jugendjahre ein zu geschwisterliches geworden. Gewiß, eine gegenseitige Liebe, eine reine Schätzung und Verehrung bestand zwischen ihnen, und wenn es irgendeine Lebenspflicht erfordert hätte, würde er Thilde ohne jedes Zaudern um ihre Hand gebeten haben. Eine derartige Lebensverpflichtung lag aber nicht vor. Noch besaß er die Freiheit seines Herzens und träumte, noch ohne jeden Anhalt, von irgendeinem großen, leidenschaftlichen Erleben seiner Mannesnatur.

Unter allen Umständen aber erschien es ihm als eine Pflicht ihrer alten Freundschaft, daß er Thilde von der bevorstehenden Luftfahrt verständigte. Um so mehr, da zwischen ihnen eine kleine Verstimmung war.

Er hatte sie vor einigen Tagen auf einer abendlichen Seefahrt in eine jener stillen Buchten geführt, wo die goldigen Seerosen mit dem duftigen Spiel ihrer Kelche und Griffel zwischen den breiten, runden Blättern schwammen. Sie hatte sonst kein Begehr, die Blumen zu brechen; was die Natur geschaffen hatte, war ihr zu heilig für einen flüchtigen Tand. Nur diesmal im silbernen Mondaufgang hatte sie mit leichter Hand hinunter in die Tiefe gegriffen, zwei Seerosen auf ihren Schoß gehoben und sie so ins Haar gesteckt, daß sie ihr das Gesicht einrahmten wie die Chrysanthemen das einer Japanerin, und mit einem schwellenden Übermut, der sich bei ihr selten zeigte und ihr

deswegen um so schöner stand, gefragt: „Stehen sie mir gut?" „Sie stehen dir gut," hatte er mit einer Trockenheit des Tones erwidert, der kein echter Herzenston war und ihn selber sogleich befremdete. Eine verspätete Jugendsprödigkeit hatte ihn so sprechen lassen. In Wahrheit aber hatte er sie entzückend gefunden. Das liebliche Lächeln des Übermuts verschwand aus ihrem Antlitz, sie sprach nichts mehr, nahm nach einer Weile die Seerosen aus dem Haar und ließ sie unauffällig zurück in die Flut gleiten. Der Heimweg war still und einsilbig. Auch er sprach nicht.

Aus dieser kleinen Ursache war etwas zwischen ihnen spürbar, nur wie ein Windchen, das durch einen Frühlingstag bläst, aber trotz der alten, guten Freundschaft spürbar. Gerade deswegen mußte er Klothilde die Luftfahrt ankündigen. Sie war jedoch für einige Tage in das Pfarrhaus ihres Onkels Landolt an den Oberrhein ausgeflogen.

Die nächsten Stunden nach der väterlichen Zustimmung benutzte Walter zu einer Besprechung mit Kapitän Spiro. Wenn er schon die Fahrt unternahm, dann lag ihm daran, daß sie nicht bloß eine kleine Spazierfahrt in den Lüften, sondern ein Weit- und Hochflug würde, von dem die Öffentlichkeit mit Achtung reden mußte. Er erlangte das Versprechen des Luftschiffers, indem er zu dem Betrag, den ihm die Offiziersgesellschaft ausgesetzt hatte, ebenso viel aus Eigenem zuschoß. Am liebsten hätte er mit Spiro noch vereinbart, daß der Aufstieg ohne lästige Zeugen, ohne eine Zuschauermenge vor sich gehen müsse. Dafür

hatte aber der Kapitän taube Ohren, die Zutrittsgelder zur Füllung und zum Aufstieg des Luftschiffes waren für ihn eine wesentliche Einnahme.

Den Abend verbrachte Walter Meiß über einem Ballen Luftschiffahrtliteratur, den er sich aus der schönen Buchhandlung des Vaters Geißberger am Rathausplatz hatte ins Haus bringen lassen, den Morgen mit der Prüfung und Vervollständigung der Ausrüstung für die Fahrt, und am Nachmittag vor dem Aufstieg wollte er Klothilde mit seinem Besuch überraschen. Nein, nicht überraschen! Er meldete sich telegraphisch an und ersuchte, ihm keinen Wagen entgegenzusenden, denn auf das kleine Stündchen Weges von der Eisenbahnstation in das liebliche Nest Rheinsberg am Strom freute er sich besonders. Ohne daß er sie in seiner Depesche eigens darum gebeten hätte, war er überzeugt, daß ihn Thilde trotz der kleinen Uneinigkeit auf der einsamen Station erwarten würde, und der Feld-, Wald- und Wiesenpfad, der sich längs eines klaren Baches gegen das Dörfchen schlängelte, bot die schönste Gelegenheit, sich ungestört zu zweien über das morgige Unternehmen zu bereden.

Da hielt der langsame Zug endlich in der Station, die auf einer Waldlichtung liegt. Nein, seine Freundin Thilde war nicht da. Schon wollte sich seiner eine leichte Enttäuschung bemächtigen. Doch siehe — dort, wo der Weg um die alten kupferroten Föhrenstämme biegt, kam sie. Sie kam in ihrem hellen Kleid, im breitschattigen, gelben Strohhut, auf den sie einen Kranz von Wiesen- und Waldblumen gesteckt hatte,

wie der liebe Frühling zwischen den Stämmen hervor, leichten, ruhigen Gangs, etwas unendlich jugendlich Anziehendes in Haltung des Kopfes und Körpers, das Gesicht eine Mischung sanfter Mädchenhaftigkeit und vornehmer Schönheit.

Sie beschleunigte ihren Schritt. „Walter!" rief sie ihm schon aus einiger Entfernung zu, und es klang wie ein gedämpfter Jubelschrei. Nun streckte sie ihm beide Hände entgegen. „Walter, etwas Lieberes hätte mir nicht geschehen können, als daß du mich hier am grünen Rhein besuchen kommst! Erst wenn man ein paar Tage voneinander getrennt ist, spürt man, wie viel man sich ist. Lange wirst du wohl nicht bleiben können; aber wenn du bis morgen abend bliebest, so würden wir miteinander in die Stadt fahren."

Unter dunkeln Wimpern hervor blitzte die Freude der lebensvollen blauen Augen, ein bittendes Lächeln schwebte um den lieben Mund, und wie er das reizende, bläuliche Geäder ihrer Schläfen und die reine Stirn unter den üppigen dunkelblonden Haarwellen sah, durchzuckte ihn der Gedanke: Welch wunderbares Glück meiner Jugend, dieses herrliche Mädchen zur Freundin zu haben! Nein, er könnte doch nie eine andere zum Weibe nehmen als sie — von zarten Jugendtagen an seine Thilde.

Im stillen aber war er doch etwas betroffen von dem warmen, fast jubelnden Empfang des ahnungslosen Mädchens, das glaubte, sein Besuch geschehe ohne äußeren Anstoß aus reinem Wiedersehensbedürfnis.

Als sie ins Gehen gerieten, stockte einen Augenblick das Gespräch zwischen ihnen. Thilde spürte es und sah ihn an mit einem halb erstaunten, halb aufmunternden, doch lieben Blick. Nun mußte er das Schiff wohl oder übel — das fühlte er — ins Wasser gehen lassen.

„Thilde," begann er, „wir standen so oft zusammen auf Bergeshöhen."

Sie errötete — eine merkwürdige Einleitung! — und sein Ton klang so seltsam und getragen. Kam er, um ihre Hand zu werben?

Er aber fuhr mit einem ernsten Lächeln fort: „Was sagst du nun dazu, wenn ich unsere lieben und schönen Berge gern einmal — morgen schon — aus jenen Höhen sehen würde, in denen der Adler kreist? Du erinnerst dich des Adlers, der sich über uns, nicht größer als eine Schwalbe, im Himmel wiegte, als wir auf dem Tödi standen."

Sie blickte ihn einen Augenblick lang verständnislos an, erblaßte, etwas Schwankendes kam in ihren Schritt; in einem bebenden Ton, der ihr ganzes herzliches Erschrecken verriet, flüsterte sie angstvoll: „Du wirst doch nicht in das Luftschiff des fremden Kapitäns steigen wollen?"

„Doch. Und damit du nicht durch dritten Mund von der Nachricht überrascht würdest, bringe ich sie dir selbst." — Er erzählte ihr, wie sich der Entschluß zu diesem Unternehmen halb aus seinem eigenen, militärischen Eifer, halb durch die Überredungskunst des Obersten Gantenbein ergeben und wie er die Zu-

stimmung der Eltern erhalten habe. „Und nun ist die Sache so weit gediehen, daß ich um meiner Offiziersehre willen muß!“

Unwillkürlich hatte sich Walter in Erregung gesprochen, wohl weil er den niederschmetternden Eindruck der Mitteilung auf Klothilde sah.

Sie ging langsamer, das Haupt zur Seite geneigt, den Blick zur Erde gesenkt. Ihre Erscheinung erinnerte ihn in diesem Augenblick an einen heiter lächelnden Alpensee, über den plötzlich aus einem Gebirgswinkel die schwarzen Sturmwolken daherfahren, und nun zittern die Wasser schwermutsvoll dem Blitz entgegen, der sie treffen soll.

„Klothilde, ein Wort!“ bat er beklommen.

Sie wandte ihm langsam, wie unter einer kaum erträglichen Last, das Gesicht zu und schlug die Augen voll, klar, aber auch unendlich traurig zu ihm empor. Mit einer Bitterkeit, die er nicht an ihr kannte, versetzte sie tonlos: „Walter, ich weiß ja, daß du tust, was du tun mußt. Aber nimm's mir nicht übel, du magst mit dem Ballon so hoch steigen, wie du willst, die Fahrt setzt dich doch im Ansehen deiner Mitbürger herunter. Seit wann braucht ein Meiß so gewaltsame Mittel, um als Mensch oder als Offizier vorwärtszukommen? Und die Gefahr! Wohl weiß ich nicht, wie groß sie ist, aber sie besteht. Denke dir, an dem Luftschiff klappt etwas nicht, du fällst. Werden sich deine Eltern je wieder von dem Schlag erheben? Und die anderen werden nur ein Schulterzucken für dich haben: Gott versucht! damit ist's abgetan. Doch das weißt

du selbst. Mir scheint, du bist auf eines der großen Götzenworte hereingefallen, die manchmal auch die Gescheiteren blenden. Offiziersehre! Es gibt doch nur eine Menschenehre, die aus einem gesunden Empfinden und Abwägen urteilt."

„Klothilde!" unterbrach Walter sie in wehem Zorn.

Das Mädchen, das sich heiß gesprochen hatte, kam zur Besinnung, streckte ihm beide Hände hin, sah ihm ernst in die Augen und sagte leis: „Walter! Wir haben uns nie gestritten — es ist das erstemal — verzeih mir — und erlaß mir, bei dem Ballonaufstieg gegenwärtig zu sein!"

„Ich habe dich auch nicht um deine Anwesenheit bitten wollen," versetzte er ruhiger, „nur die Mitteilung war mir Herzensbedürfnis."

Der Weg führte sie gegen das Dörfchen. Wie bei abziehendem Sturm war es still zwischen ihnen, langsam aber füllten sich Klothildens Augen mit Tränen, und als sie auf den Pfarrhof zuschritten, löste sich ihre Erregung in einem schütternden Schluchzen. Walter hatte Mühe genug, die Erschöpfte ohne das Aufsehen der mit der Heuernte beschäftigten Bauern in den Schutz des verträumten Gartens am Rhein zu bringen.

Sie zog sich wegen Unwohlseins zurück, Pfarrer Landolt aber mußte über den Vorfall aufgeklärt werden. Aus lauter Mitleid für die herzlichen Tränen seiner Nichte wurde der sonst durch seine Jovialität bekannte geistliche Herr gegen seinen Gast unangenehm und vergällte ihm den vorgesetzten, trefflichen Wein

und den herrlichen Blick aus der Laube auf den in Strudeln wallenden Strom. Der streitbare Politiker vom Lande goß die Schale seines Spottes nicht nur über das Luftschiffwesen, sondern auch über den jüngeren Offiziersstand aus, der wegen eines abstoßenden Eigenkultus und militärischer Kleinkrämerei das Studium der Kriegsgeschichte vernachlässige, die stets noch die beste Soldatenschule und wertvoller als jeder Ballonflug sei. Dabei war es dem Pfarrer vielleicht auch darum zu tun, sein eigenes, allerdings erstaunliches Wissen aus den Kämpfen aller Zeiten und Völker leuchten zu lassen.

Walter mochte sich mit dem gelehrten Landolt, den er von mancher frohen Weinlese her auch von seiner prächtig gemütlichen Seite kannte, nicht ernstlich streiten. Das reizte den Pfarrer, dem Trunk und Rede in den Kopf gestiegen waren, noch mehr. Er begann spitze Redensarten wegen Klothilde zu führen: „Ja, das kennt man. Du spielst gegen die Thilde stets den liebenswürdigen und aufmerksamen Freund, nährst durch dein Betragen in dem Mädchen die Hoffnung, ihr würdet einmal ein Paar, hütest dich aber wohl, ihr je deine Liebe bestimmt zu erklären. Damit behältst du als großer Egoist, wie es die jungen Männer von heutzutage sind, die Freiheit deiner Hand, denkst aber keinen Augenblick daran, daß die Thilde deinetwegen für die Vorzüge anderer junger Männer keine Augen hat, jetzt, in den hoffnungsreichen Jahren, wo sie nur zu wollen braucht, um eine glückliche junge Frau zu werden. Du aber gehst eines Tages wohl

mit einer anderen und wirfst dich in die Brust: „Habe ich je der Thilde etwas versprochen?‘“

Landolt machte eine Atempause. Da erschraken beide. Aus einem offenen Fenster im Oberstock des Pfarrhauses drang schlecht unterdrücktes Schluchzen — sie merkten plötzlich, daß Klothilde unbeabsichtigt Zeugin des Gespräches war.

Dem Pfarrer tat seine Unvorsichtigkeit furchtbar leid; Walter verlangte zu Klothilde, aber sie ließ ihm sagen, daß sie ihn jetzt nicht empfangen könne. Er verabschiedete sich von dem Hausherrn mit dem Versprechen, daß er sie sofort nach dem Niederstieg durch ein Telegramm von der glücklichen Vollendung der Luftfahrt benachrichtigen werde, und gab dem Pfarrer viel Liebes für die Freundin auf.

Er spürte es wohl: In dem Vorwurf, den der alte lebenserfahrene Herr mit einer fast beleidigenden Offenheit gegen sein Verhalten zu Klothilde erhoben hatte, steckte ein Kern bitterer Wahrheit. Und auf der Heimfahrt sah er stets das Schmerzensbild des Mädchens vor sich, das ihn in den lieblichsten Erwartungsträumen vom Zug abgeholt hatte und dem er nichts Besseres als seine Ballonfahrt zu melden gehabt hatte — eine Unternehmung, die ganz und gar gegen ihr Empfinden lief.

Doch wußte er jetzt seinen Weg: erst die Fahrt — dann seine Verlobung mit Klothilde. Weder Pfarrer Landolt noch sonst jemand sollte sagen können, daß er die Freundin seiner Jugend unedel enttäuscht habe.

III.

Ein wundervoller Vorsommertag. Ein reiner seidenblauer Himmel wölbte sich über den See, und in den alten Baumkronen der Lindenpromenade spielte kaum ein Lüftchen.

Seit St. Jakob steht, schon zur Zeit der Ritterturniere, waren die Linden die Zeugen der großen städtischen Feste gewesen, aber wohl noch nie hatte sich in ihrem Schatten so viel lebensfreudiges Volk, zugleich eine so elegante Welt gesammelt wie am Tag des Ballonaufstiegs Eduard Spiros. Um die Rotunde, den großen freien Platz der Promenade, der für die Füllung des Ballons abgesperrt war, hatte sich eine Burg von Wagen gebildet, aus denen es von gespannten Augen, frischen und angeregten Gesichtern und ausgesucht schönen Toiletten glänzte. Ein anderer Teil der Gesellschaft hielt die beiden Tribünen dicht besetzt, einige Tausende hatten auf den Dampfbooten, die vor der Promenade auf dem See lagen, angenehme Zuschauerplätze gefunden, Jugend die Menge war in die Äste der alten Bäume hinaufgeklettert und hatte sich dort ein Nest bereitet. Hinter der Rotunde entfaltete sich das Jahrmarkttreiben des Volkes, das nicht nur aus allen Quartieren der Stadt, sondern auch vom Lande herein zu dem seltenen Schauspiel zusammengeströmt war.

Die Füllung des „Sirius" ging für die gespannte Neugier der Zuschauer etwas langsam, aber doch mit einer schönen Stetigkeit vor sich. Schon wölbte sich

der halbvolle Ballon, über den das ausgebreitete Netz gezogen war, als eine prächtige, goldene Halbkugel, die ihre Hülle in zierlichen Schwellungen durch die Maschen des Netzes drängte. Das Rauschen des einströmenden Gases, das Knistern der sich entfaltenden Seide, die still prüfende Aufmerksamkeit des Kapitäns, der einem Dutzend aus der Kaserne entlehnter Rekruten seine kurzgemessenen Befehle gab, und das Spiel eines Musikkorps von den Schiffen her verbreiteten jene prickelnde Stimmung unter den Zuschauern, die gemischt ist aus Befriedigung und noch größerer Erwartung. In lebhaften Unterhaltungen, in Zurufen von Freunden und Freundinnen, in einer Menge Fragen an den Luftschiffer fand sie Ausdruck.

Spiro selbst, der eine schmucke, blaue Uniform trug, schien bester Laune zu sein, sprach angeregt mit Bekannten, hier ernst, dort scherzend, stets mit großer Höflichkeit gegen die Damen, und gab jedem der vielen Frager, die an ihn herandrängten, die passende Antwort. Nur auf die Frage nach seinen Fahrgästen hüllte er sich in ein geheimnisvolles Schweigen, oder er erwiderte mit einem flüchtigen: „Sie werden sehen,“ und begleitete die Redensart mit einem überlegenen und zuversichtlichen Lächeln, wie ein König der Lüfte, der sich alsbald siegreich über alle, die jetzt gespannt jedem seiner Worte lauschten und jeder seiner Bewegungen folgten, in das Reich der Wolken erheben werde.

Walter Meiß konnte man wegen seiner Beteiligung nicht fragen. Er war nicht da, niemand von seiner

Familie, und das war deswegen nicht auffällig, weil man wußte, daß die Meiß sich ungern in ein Getümmel begaben.

Wer quälte sich aber jetzt überhaupt mit Fragen! Der spannende Augenblick war gekommen, in dem der „Sirius", eine volle mächtige Kugel, die zu den Gipfeln der alten Linden reichte, schon ein wenig über der Erde schwebte. Nur noch von einem halben hundert angehängter Sandsäcke zurückgehalten, in zitternder Bewegung wie ein Pferd, das sich kaum mehr bändigen läßt, schien er die Minuten zu ersehnen, da er sich aller Fesseln los in die durchsonnte Bläue erheben dürfe.

Die Rekruten zogen die Taue des Netzes in den Ring zusammen, schoben die Gondel, einen stattlichen Weidenkorb, unter das offene Ende des Ballons und festigten sie, hängten Sandsäcke ab und setzten sie in die Gondel. Instrumente wurden gebracht und vom Diener der Offiziersgesellschaft ein Eßkorb. Also doch — also doch!

Ja, da standen auch Herren dieser Gesellschaft, einige, die gerade zum Dienst einberufen waren, im Wehrkleid, die anderen in Zivil, mitten unter ihnen die hohe breite Charaktergestalt des Obersten Gantenbein, Professors der Kriegswissenschaft am Polytechnikum.

Jetzt trat auch Walter Meiß in den stets wachsenden Kreis der Offiziere; die Lodenjoppe, überhaupt der Sportanzug, den er trug, deutete auf seine Teilnahme an der Fahrt. Im Zuschauerkreis erhob sich ein leb-

haftes Geflüster, eine Menge Feldstecher waren auf den schlanken, zugleich sehnigen jungen Mann gerichtet, der ein Paar brauner Augen blitzen ließ und in seinen willenskräftigen Zügen mit dem Ausdruck der Jugend auch schon den einer reifen Männlichkeit trug. Die Herren waren in lebhaftem Gespräch. Walter Meiß unterhielt sich sehr angeregt mit einem seiner Freunde vom Polytechnikum, dem Leutnant Gustav Käslin.

„Klothilde Geißberger in der Stadt?" fragte Walter überrascht. „Sie wollte doch bis zum Abend in Rheinsberg bleiben!"

„Beschwören will ich's nicht," erwiderte Käslin mit einem warmen Lachen, das ein Vorzug seines sonst etwas eckigen Wesens war, „aber ich glaube bestimmt, daß ich sie aus einiger Entfernung in den Buchladen ihres Vaters treten sah. Und für junge Damen habe ich stets gute Augen — für Fräulein Geißberger besonders — du weißt!"

Walter wußte, daß der Leutnant sterblich, doch ohne jeden Erfolg in Klothilde verliebt war. — Sie hier in der Stadt, wenn auch nicht auf dem Ballonplatz! Daß sie nicht auf einen Augenblick vor seinem Weggang ins Elternhaus herübergekommen war, um ihm ein rasches „Behüt dich Gott" zu sagen! Und warum war sie früher heimgekehrt, als sie geplant hatte?

Seine Gedanken wurden unterbrochen durch eine lautlose Stille, die im Zuschauerraum eintrat. Kapitän Spiro stand am fahrbereit aufgerüsteten Korb.

Die Gestalt militärisch gestrafft, die Hand grüßend an der Mütze, blitzenden Auges und ein Lächeln auf den Lippen, rief er hell: „Ich bitte, meine Herrn Passagiere — einsteigen!“

Eine Stille, daß man ein Blatt von den Lindenbäumen hätte fallen hören.

Nun ein großes Gelächter. Aus der Menge der Zuschauer hatte sich die Gestalt eines jungen Buckligen gelöst, der mit langen, dünnen Beinen und Armen zappelnd auf den Kapitän zulief. Mit einem roten Taschentuch wischte er sich den Angstschweiß aus dem Gesicht, und die Augen quollen ihm über, als stände er vor seiner Hinrichtung. Jetzt dachte er entschieden ans Auskneifen, aber Spiro hatte den für ihn wertvollen Mann bereits gefaßt, halb half er ihm, halb warf er ihn in den Korb. „Nur keine Bange, keine Bange, Herr Redakteur! Ich bringe Sie heil wieder heim. Sie müssen ja die schöne, große Schilderung der Fahrt schreiben!“ Da saß das Männchen, Klaus Russenbach, ein talentvoller Feuilletonist, mit zitternden Händen stets noch den Angstschweiß von der Stirne wischend, wie einer, der sich in das Unabänderliche des Schicksals ergeben hat. Nur langsam kam das helle Gelächter des Zuschauerkreises zur Ruhe.

Walter Meiß blickte, ohne eine Spur von Aufregung zu verraten, nach dem Korb. „Das wird eine merkwürdig gemischte Gesellschaft,“ meinte er.

Irgendein Fremder — dem Anschein nach ein reicher Tourist — war an den Kapitän herangetreten

und verhandelte im letzten Augenblick noch wegen der Mitfahrt.

Käslin, der ein Weilchen verschwunden gewesen war, trat wieder herzu. „Nun habe ich doch recht, Walter,“ erzählte er mit einiger Wichtigkeit. „Klothilde Geißberger ist nicht nur in der Stadt, sie ist hier, sie sitzt neben meiner Schwester — dort in jener Gegend, leider so weit zurück, daß man kaum zu ihnen gelangen kann; aber wenn du gestattest, überbringe ich ihr deine Grüße und nehme mich nach dem Aufstieg der Damen an.“

Meiß nickte. Wie seltsam! Klothilde hier. Seine Augen suchten sie umsonst in der Kopf an Kopf gedrängten Menge. Wie gern hätte er ihr selbst noch rasch die Hand gedrückt!

Zu spät! — Ein höflich fordernder Blick des Kapitäns, der eben dem Fremden in den Korb geholfen hatte — Abschied nach links und rechts — Rufe: „Glück auf und Glück ab!“ — und eiliger, als er selbst wünschte, doch angetrieben von den vielen Blicken, die auf ihm ruhten, bestieg er das hin und her schwankende Fahrzeug, das in den nachmittäglichen Sonnenstrahlen aufwärts drängte, aber noch von einem Dutzend fester Soldatenhände zurückgehalten wurde. Nur fort, nur fort aus den vielen Menschenaugen, unter denen er Klothilde doch nicht sah!

Und „Los!“ ging der Ruf des in den Stricken stehenden Kapitäns. In mächtigen Fanfaren drang die Musik von den Dampfern herüber, unter donnernden Beifallsrufen, unter dem Hüte- und Tücher-

schwenken einer unzähligen Menge hob sich der „Sirius“ zwischen den Lindenwipfeln in die Sonne. Eine goldene Riesenkugel über ihnen schwebend, schien er sich zu überlegen, welches Ziel er in den blauen Gefilden der Luft suchen wolle — Süd oder Nord — Ost oder West?

Manchem der Zuschauer dämmerte in der spießbürgerlichen Seele, ja selbst Damen äußerten begeistert: es möchte doch ein wundersames Erleben sein, von dieser Riesenglocke in sanftem Flug über das blühende Land dahingetragen zu werden.

Noch brauste der Jubelsturm der Menge, da war Leutnant Käslin schon bei seiner Schwester und Klothilde Geißberger.

Nicht zu früh! Im Augenblick, da der Ballon aufgestiegen war, hatte sich Klothilde erhoben — ein Schrei — ein erstickter Ruf — „Walter — Walter!“ und totenblaß und ohnmächtig war sie zurückgesunken und lag nun kaum atmend halb in den Armen, halb auf dem Schoß der Nachbarin, und ein Knäuel von Bekannten aus der Stadt, zum Teil mit Riechmitteln, mühte sich um sie. „Welche Rücksichtslosigkeit, sich vor den Augen der Braut einem Luftschiff anzuvertrauen! welche Unvorsichtigkeit eines Mädchens, Zeugin sein zu wollen, wie der Geliebte ein Windbeutelwagnis antritt! Das wird den alten Geißberger wenig freuen!“ Irgendeine alte, vornehme Dame sprach die Worte.

Seit wann sind denn Walter Meiß und Klothilde Geißberger verlobt? ging es Käslin durch den Kopf. Die Bemerkung war ihm wie ein Stich in die Seele

gefahren, es handelte sich aber jetzt nicht um Gefühle, sondern um die Tat. Ein Arzt war rasch zur Stelle, eine lange, bange Weile dauerte es, dann schlug Klothilde die Augen auf, kam halb zur Besinnung, und wieder nach einer Weile hatte sie sich so weit erholt, daß sie vom Arzt und dem Leutnant einem Wagen zugeführt werden konnte.

Als sie immer noch etwas taumelig und verwirrt am Wagenschlag stand, kam Vater Geißberger, der das Aussehen eines ehrwürdigen Gelehrten hatte. Er wußte bereits um den Unfall seiner Tochter. „Thilde — Thilde, mein armes Kind! Also doch, trotz unserer Warnung! Du warst ja schon am Morgen krank!" Und bei dem liebevollen Vorwurf streichelte er ihr die Wellen dunkelblonden, linden Haars, die ihr auf die Schultern niedergeglitten waren.

Noch halb wirr und verträumt schlug sie die Augen zu ihm auf. „Verzeih mir, Vater," zitterte ihre Stimme, „ich mußte Walter noch einmal sehen, nur von ferne sehen, ehe ich die große Reise antrete."

Der Wagen fuhr mit Vater und Tochter davon, und hinter den beiden zergrübelte sich Leutnant Käslin den Kopf: „Die große Reise!" Davon war doch noch nie die Rede gewesen!

IV

Losgelöst von der mütterlichen Erde, die ihn seit den Tagen der Kindheit durch die Heimatstadt, durch Täler und über Berge getragen hatte, stand Walter

Meiß im Korb des „Sirius“, als wäre er in den Bann eines Zaubers geraten, als wäre, was er bis zur Stunde gedacht, getan und erlebt hatte, urplötzlich traumhaft weit von ihm abgeglitten.

Wie war er denn so rasch, so leicht in die hohe Luft gekommen? Seltsam genug! Es war, als sei der „Sirius“ stillgestanden, die Erde aber in jäher Flucht niederwärts gesunken, mit ihr der große, weite Menschenkreis, in dem er Klothilde nicht hatte herausfinden können. Die alten mächtigen Linden, die Türme der Stadt waren, wie von einem Sturm niederwärts gezogen, still in die Tiefe gegangen — und der Blick konnte frei in alle Fernen schweifen. Walters Stimmung war wie ausgewechselt, die Pein des Abfahrtsaugenblickes, der Ärger über die Mitfahrgäste, die nicht recht zu ihm passen wollten, vergessen, aus den Tiefen des Herzens quoll ihm ein wundersam erhöhtes Lebensgefühl, eine nie gekannte innige Freude an dem weit ausgegossenen Licht und Bild. Ihm war, als wüchsen seiner Seele Flügel, und als er wieder einen Blick auf die Stadt, den Erdengrund der Heimat warf, da faßte es ihn schier wie Zorn auf die Menschen. Was sind es doch enge und kleine Geister, die in einer Luftfahrt nichts als eine verwerfliche Abenteuersucht, eine Windbeutelei zu erkennen vermögen!

Zu ihnen gehörte zu seinem Schmerz auch Klothilde. Er erinnerte sich ihrer auf einmal aus jener Zeit, da sie noch ein ganz kleines Mädchen, er ein kleiner Knabe war. Das kleine Mädchen streckte ihm rote, reife Erdbeeren durch den Zaun, der die beiden

Elterngärten trennte, entgegen und klatschte vor Freude in die Hände, wenn er sie aß — und wenn er zögerte, machte sie ein so drolliges Bittmündchen, daß er sie gern ein wenig warten ließ. Eines Tages brachen sie ein paar Latten des schon verwitterten Zaunes los, das entstandene Loch wurde das goldene Tor ihres freundschaftlichen Verkehrs, an dem man die großen Ereignisse zweier kleiner Kinderleben besprach, hinüber, herüber kroch, bis der Zaun, alt und morsch, von selber zusammenfiel und aus guter Nachbarfreundschaft der Familien nicht mehr aufgerichtet wurde. In einer Art Heimweh gedachte er der fernen Zeit.

Woher kamen die alten Erinnerungen durch die Luft geflogen? Gehörten sie schon zu jenen Träumen, die in großen Höhen das klare Denken des Luftschiffers umdämmern sollen? Doch nicht. In einem leisen Ost trieb der „Sirius", dessen nach unten geöffnete Hülle in einem magischen Orangelicht wie ein geheimnisvoller Dom erglänzte, nicht zu hoch über der altvertrauten Heimatstadt. Walter konnte noch leicht jede Einzelheit ihres Gefüges erkennen. Sein Blick ruhte drüben am sanft ansteigenden Hang, am „alten Graben", wo der Kern der Stadt durch grüne Garteninseln von den neuen Quartieren gesondert ist. Da standen die beiden schönen alten Patrizierhäuser, die seine und Klothildens erste Jugend behütet hatten, und zwischen beiden lag, ein grüner Strich, der gemeinsame Garten.

Nun aber zwang er sein Auge hinweg von der Stätte, wo so liebe Menschen sich so unnötig um ihn

bangten, auf das Gesamtbild St. Jakobs, auf die Weite des Landes, das mit dem Getäfel dunkler Wälder und heller Feldspreiten wie ein Schachbrett dalag. Das Münster der Stadt stand wie der König im Spiel, der Turm des Rathauses wie die Königin, andere Türme wie die Burgen, Läufer und Springer des Schachs, und die kleinen Dorfkirchtürme im grünen Land waren die Bauern, die sich sorglich vor die Hauptfiguren schanzten. In den Gewässern des Sees spiegelte sich ein kleines Abbild des „Sirius", und einen dunkeln Kern des Sees, der seine größeren Tiefen andeutete, umkränzten die blauen Bänder der seichteren Ufergewässer in hellblauen Tönen wie auf einer wirklichen Seekarte. Über sie hin liefen kleinere und größere Käfer — die Ruder- und Dampfboote!

Jetzt ließ Kapitän Spiro den Inhalt eines Ballastsackes in die Tiefe gehen, wie ein feierlicher Goldregen glitt der Sand hinab, und als Walter Meiß wieder einen Blick auf die Stadt warf, merkte er, wie rasch nun das Luftschiff stieg. Sie schien sich zusammenzuziehen, und da ein frischerer Windzug das Fahrzeug mit ziemlicher Schnelligkeit gegen Westen trieb, war es wohl Zeit, von den heimatlichen Bildern Abschied zu nehmen. Da fiel es ihm in die Augen, wie vor dem Elternhaus Klothildens etwas Besonderes vorging. Ein Wagen! Das war eine Seltenheit. Er griff zum Fernglas, sah aber durch das Rohr nur noch so viel, daß jemand aus dem Wagen in die Tür geführt wurde. Neugier und Unruhe überfielen ihn. War Klothilde im Gewühl der Menschen ein Unfall geschehen? Als

er das Glas absetzte, da lag die Stadt durch die Verschiebungen der Vogelschau, durch die Wirkung der Lufttöne, die sie mit einem weichen Blau umspannten und ihre Farben dämpften, wie ein Haufen heller Bausteine, die ein spielender Knabe am Ufer des Sees vergessen hat, in der sonnigen Tiefe. Der stattliche See selber war in den Weiten, die das Auge überflog, nicht mehr größer als ein Teich oder, wie der Journalist sich ausdrückte, der sich von seinem Schrecken erholt hatte, als die Badewanne einer schönen Frau.

Eine Weile noch sann Walter Meiß in Sorgen seiner Beobachtung nach, erfuhr aber dabei das Eigenartige einer Luftschiffahrt, namentlich der ersten, daß die erregte Seele keinen Gedanken, auch nicht den stärksten, lange festzuhalten vermag. Zu rasch wechseln die Bilder, zerstreuen die Sinne und lösen sie in ein träumendes Staunen auf. So ging es ihm. Auch erinnerte er sich seiner militärischen Aufgabe. Während ihm der Kapitän von Zeit zu Zeit die Höhenangaben machte, hielt er die Karten ausgebreitet, maß mit dem Zirkel Entfernungen, prüfte die Sichtbarkeit der Gegenstände im Land, stellte mit einem kleinen Theodolit allerlei Winkel fest und notierte sich vieles, mußte sich aber gestehen, daß die Beschäftigung mit Instrument und Blatt im Luftschiff Schwierigkeiten bietet, gleichsam nur ein Tasten im Traume ist. Die Gegensätze der Weite des Blicks und der Enge des Papiers sind zu groß. Seine Mitfahrgäste hantierten auch mit dem Stift, der Redakteur, indem er auf einem Kniebrett Blatt um Blatt eines Riesentelegramms —

er sprach von zweitausend Worten — niederschrieb, der fremde Tourist, ein deutscher Schneidermeister aus Philadelphia, indem er auf eine unzählige Menge von Postkarten die Adressen der Mitglieder der deutschen Liedertafel seiner Stadt, Ballon, Gegend, Höhe und seinen Namen setzte und sie mit der schriftlichen Bitte an die Finder, sie auf das nächste Postamt zu bestellen, über Bord warf. Da hatten die Leute viel zu tun tief unten im Land! Auch die Mitgäste mit Auskünften. Der neugierige Amerikaner, der alles wissen wollte, kannte aus der Schweiz nur drei geographische Namen. „Kommt jetzt Interlaken oder St. Moritz oder Zermatt?" fragte er stets wieder.

„Dreitausend Meter," wandte sich der Kapitän zu Walter Meiß.

Wie weit hinten lag St. Jakob, noch klar sichtbar, aber wie zu einem Kieselhäufchen zusammengeschrumpft! Eine unendliche Zahl weißer Punkte lag ins Land gesprenkelt, sie waren miteinander verbunden durch weiße und schwarze Fäden. Auf den schwarzen Fäden krochen schwarze Raupen, auf den weißen rieselte da und dort ein dunkles Sandkorn dahin. Die großen Tupfen waren Städte, die kleinen Dörfer, die weißen Fäden waren Straßen, die rollenden Körner Wanderer, die schwarzen Fäden aber waren Eisenbahnen, die Raupen, die darauf krochen, Bahnzüge — alle Gegenstände so klein, als wären sie das Spielzeug bloß ameisengroßer Zwerge. Wie auf einer von unsichtbarer Hand langsam und stetig von West nach Ost gezogenen Landkarte glitten sie unter den Fahrenden hinweg. Der „Sirius" schien

sich nicht zu rühren, sondern fest wie eine goldene Ampel am Himmel zu hangen, nur das Land wanderte wie in sanftem Strömen dahin. Über das Land glitt geisterhaft der Schatten des Ballons. Hügel und Berge tauchten im westlichen Vordergrund vor den Luftschiffern auf, zogen heran, sanken vor dem „Sirius" in die Tiefe, legten sich unter ihm in die Ebene und erhoben sich wieder hinter ihm aufwachsend in schöne und stattliche Formen. Ein Vergleich zwischen der Karte und dem ostwärts ziehenden Land oder der Blick auf einen westwärts fahrenden Eisenbahnzug belehrte die Reisenden, daß das Luftschiff in einem kräftigen Oststrom des Windes, von dem sie nichts spürten, so rasch wanderte wie ein Zug.

Der Amerikaner warf stets noch seine Postkarten aus, für Augenblicke blieben sie um die Gondel schweben, der „Sirius" hatte seine Gleichgewichtslage erreicht oder war wohl schon in leichtem Sinken begriffen. Nicht lange, da schwebte auch schon die Erde leise und feierlich empor, strahlte in wärmeren Farben, und die Jauchzer von Heuerinnen drangen als ihr Freudengruß zu den vier Männern empor.

Der Mann von jenseits der Wasser war davon so gerührt, daß er auszusteigen wünschte. Vielleicht weil er keine Postkarten mehr auszuwerfen hatte. Er schützte einen rasenden Hunger vor; als ihm aber Walter Meiß seinen wohlversehenen Eßkorb anbot, da gab er den wirklichen Grund an, warum er dringlich die Beendigung der Fahrt wünsche. Er sei ohne Wissen seiner Frau, die im Hotel zu St. Jakob weile, in den

Korb gestiegen und habe sich überhaupt nur einen Spazierflug vorgestellt, wie man ihn hier und da in den Städten der Neuen Welt veranstalte, aber nicht gleich eine Reise über das gesamte Schweizerland. Seine arme zu Kopfschmerz geneigte Frau, die keine Aufregungen ertrage, ahne nichts von seinem Nachmittagseinfall und erwarte ihn unbedingt zum Abendbrot. Die Schweißperlen standen ihm auf der in eine Glatze erweiterten Stirn.

Walter Meiß erhob heftigen Widerspruch, er habe mit dem Kapitän eine wenigstens vierstündige Fahrt vereinbart und sie bezahlt.

Spiro lachte: „Ihnen beiden kann geholfen werden." Mit Hilfe einiger freundlichen Landarbeiter, die sich des Guiderope, des langen Hanfseiles, bemächtigten, das aus dem Korb hing, vollzog er eine kurze Zwischenlandung. Er ließ an einem nahen Flüßchen die leeren Sandsäcke füllen, die vollen in den Korb stellen, und nun durfte der Amerikaner aussteigen. Er tat es, indem er den Luftschiffer seiner ewigen Dankbarkeit versicherte, und lief querfeldein in der Richtung einer Eisenbahnstation, die er schon aus der Höhe des Ballons erspäht hatte.

Der „Sirius" aber stieg mit neuer Kraft. „Dreitausend Meter — dreitausendfünfhundert — viertausend," las der Kapitän von seinem Aneroid. Nun die Hunderter. Immer noch stieg das Schiff, wenn auch langsamer. Das Land unter seinen Gästen dunkelte, das Reich der Farben und des Klanges versank in die Tiefe.

Walter Meiß hatte seine Messungen und Notierungen aufgegeben, seine Blicke suchten die Stätten der Menschen nicht mehr, die kalt und schwarz und fremd, als sei der Brand über sie dahingegangen, unter dem Ballon lagen. Er spürte in sich, um sich eine Weihe, in der jede Lust und jeder Schmerz stille ist, und unmerklich lösten sich in ihm die starken Bande, die uns mit der Erde verknüpfen, ihre Güter erschienen ihm unsäglich arm, nichts begehrenswert als dieses einsame, lautlose Schweben. Er dachte an Klothilde.

Wenn sie das verstehen könnte! Doch wird es kein Irdischer begreifen, der nicht selber an jene Grenze der hohen Lüfte gestiegen ist, in denen der Mensch eben noch atmen kann. Und bei dem Gedanken an Klothilde glitt ein Seufzer über seine Lippen.

„Ist Ihnen gut, meine Herren?" fragte der Kapitän. Seine Stimme klang hohl und wie aus weiter Ferne.

„Sehr wohl," erwiderte Klaus Russenbach, der Journalist, „hier wäre leicht Redakteur sein, man käme weniger in Händel als unten; aber gelegentlich müßte sich der Zusammenstoß mit einem anderen Luftschiff ereignen, ein Zeitungsmann lebt nicht bloß von Atmosphäre."

Während der Journalist seine Witze über das Ballonfahren riß, versenkte sich Walter Meiß wieder in die Betrachtung der wie ein Riesenkelch unter ihm aufgeschlossenen Erde, der dunklen Seen, der tiefen Gründe, der weißen Häupter der Alpen, die sich unter dem Luftschiff geneigt hatten. Der „Sirius"

fuhr dem Montblanc entgegen, dem höchsten der Gipfel. In Fächern strahlte das Alpenland mit geöffneten Tälern und sichtbar bis zu den Höhen, die sich aus den dämmernden Ebenen Ungarns erheben, bis wieder zu den fernen schönen Bergen, die am Golf von Genua ausgehen. Und unermeßlich lagen die Länder. Hinter dem Monte Viso glänzte in der Abendsonne ein goldiger Streif. Was anderes konnte es sein als das Meer — das Mittelmeer!

Der Gedanke erfüllte Walter Meiß mit Verwunderung und andächtiger Freude.

Der Kapitän aber sprach vom Niederstieg. „Noch nicht, noch nicht!" bat der junge begeisterte Offizier. Stets prächtiger entfaltete sich die Welt in der sinkenden Sonne, die als eine kleine glühende Kugel stechend im schwarzblauen Himmel stand. Wie von geheimnisvollen Geisterhänden gewoben, baute sich eine spinnwebfeine, in zarten Farbenübergängen und Perlmuttertönen spielende Nebelwand rings um die Alpen, über die sichtbaren Erdenstriche aber wölbte sich der blaue Dom des Himmels. Allmählich füllte sich die Luft unter dem „Sirius" mit vereinzelten Wolken, die wie weiße Segel über die Erde hinwegzogen. Immer mehr — mehr! Und jetzt glitt er über ein geschlossenes Schneefeld, über einen Gletscher von Nebel dahin.

„Wollen wir nicht aussteigen und Schlittschuh fahren?" lachte der Redakteur.

Walter Meiß aber bemerkte es wohl, wie Spiro den „Sirius" bereits etwas sinken ließ. Noch schwebte

er in den sonnendurchfluteten, frühlingsleichten Lüften der Höhe, jetzt aber tauchte die Gondel in eine Wolkenspalte und stand in einer kühlen Halle, die von Blau durchleuchtet war wie die Grotte von Capri. Die Nebel rissen, noch einmal strahlte die Sonne auf das Schiff, an heller Wolkenwand wogte riesengroß das Ballongespenst. Rasch hatte das Luftschiff die Wolken durchbrochen, die Erde lag frei unter den Fahrern, in einiger Entfernung mattglänzend und von herrlichen Bergen eingefaßt ein großes Gewässer — der Genfer See!

Es schien, als wolle der „Sirius" auch noch diesen überfliegen, aber der Kapitän drang nun wegen des ausgehenden Ballastes ernstlich auf Abstieg. „Eine von den Wolken vor die Sonne — und wir liegen im See."

Nun widerstand auch Walter Meiß nicht länger. Die Fahrt war so reich, wunderschön und zauberhaft gewesen, daß er sich wohl damit zufrieden geben durfte.

„Wie heißt jenes Nest im Vorblick, jenes dort mit dem alten Schloß am Berg?" fragte der Kapitän.

„Es ist das Uhrenmacherstädtchen Montblé," erwiderte Meiß, der die Karte vorgenommen hatte.

„Zwei Kilometer seitwärts, dort in der Nähe des Bauernhofes, wo die schönen Wiesen sind, werden wir in einer Viertelstunde landen — halten Sie sich in jenem Augenblick ein wenig in die Stricke empor, meine Herren, damit der Aufstoß nicht zu scharf wird." Spiro zog die Schnur, die durch das Innere des Ballons

zum Ventil läuft, zischend entwich das Gas aus der Hülle, aus der Tiefe wehend spielte der Wind um die Gondel, die Weite zog die Flügel ein, die Erde stürzte den Reisenden entgegen, in reicheren Farben strahlte das irdische Grün, das Städtchen am grünen Rebenhang wuchs in die Breite und in die Höhe.

Bei dem Gehöft aber, auf das Spiro hingewiesen hatte, arbeiteten zwei Männer, indem sie Gras auf einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen luden. Nun hatten die beiden die herniedersausende Kugel bemerkt. Der eine fuhr, wohl aus Furcht, der Ball könnte das Fuhrwerk zerdrücken, Hals über Kopf mit den Ochsen in den Hof davon, der andere aber ergriff die große Gabel und erhob sie wie zur Abwehr gegen den „Sirius" und winkte: „Fort — fort!"

„Die Gabel gefällt mir nicht," scherzte Russenbach. „Wäre es nicht klüger, wir stiegen wieder in die weißen Wolken empor und suchten dort ein geeignetes Nachtquartier?"

„Bitte, einen halben Sack Sand ausschütten," wandte sich Spiro an Walter Meiß und ließ das Ventil sich wieder schließen. Nur haushoch über dem grünen Gelände, auf dem der erschreckte oder sonst wild gewordene Bauer mit seiner Gabel fuchtelte, stand der „Sirius" in Gleichgewichtslage. Aus dem Städtchen hörte man die Freudenschreie der Menge, die das niedergehende Luftschiff bemerkt hatte, es wimmelte von Leuten, die sich hinaus in Wiese und Feld ergossen, um das Schauspiel aus der Nähe zu sehen — ein Bild, wie wenn man einen bisher friedlichen Ameisenhaufen

mit einem Stock aufgewühlt hat. Von Nachbardörfern und -Städtchen beeilten sich andere Scharen in den Kreis des vom Himmel gestiegenen Wunders zu kommen, und am besten waren jene daran, die auf ihren Rädern heransausten.

„Der grobe Bauer wird schon mit sich sprechen lassen," meinte Spiro, „und wenn er nicht vernünftig ist, werden es einige andere sein!" Und mit einem Ruck der Leine stellte er den „Sirius" so sanft auf den Boden, daß es für die beiden Fahrgäste überflüssig war, einen Teil ihres Körpergewichts an die Stricke gehängt zu haben. Wäre die Gondel voll Eier gewesen, keines wäre bei der sanften Berührung mit der Erde in Stücke gegangen.

„Meine Herren, Ende der Fahrt!" lächelte Kapitän Spiro. „Ich darf Ihnen sagen, daß es eine der schönsten unter den Hunderten war, die ich schon unternommen habe. Aber die verfluchten Hunde dort — das Abenteuer haben wir nun am Schluß!"

V

„Habe ich nicht gesagt, daß es in der Atmosphäre weniger Händel gibt als auf dem Erdboden!" rief der Redakteur.

Die Lage der drei Männer im Ballonkorb war eine halb gefährliche, halb lächerliche. Vor ihnen stand der Bauer mit einem vor Zorn hochroten, eigenartig harten und verkniffenen Gesicht. „Vous ne descendrez pas ici — vous descendrez ailleurs!" schrie er

ohne Unterlaß. „Vous voyez ma fourche, mes chiens de loup!“ Dabei ließ er die Gabel blitzen. Hinter dem Meister, einem noch jüngeren Mann, stand der Knecht, ein vierschrötiger, grobknochiger Hüne mit hervorquellenden Augen und gewaltigem, vorspringendem Mund. Sein kurzgeschorenes Haupthaar war vorn und hinten etwas länger geschnitten, so daß es dachartig über Stirn und Nacken fiel, was ihm ein fürchterlich dummes Aussehen gab. Aber das Bedrohlichste: in seinen klobigen Fäusten hielt er eine Kette, die zwei Wolfshunde fesselte. Die Tiere mit den bösartig funkelnden Augen, mit den mordlustigen Schnauzen ließen sich von ihm kaum zurückhalten, rissen wütend an der Kette, sprangen hoch und fletschten die Zähne gegen die Insassen der Gondel. Umsonst versuchte Walter Meiß, der sein Französisch fließend sprach, mit dem Bauern zu unterhandeln, dieser schenkte ihm einfach kein Gehör und gebärdete sich noch wilder, als er die von überall herbeiströmende Menge neugierigen Volkes sah, das den Weg quer durch die zum Teil abgeheuten, zum Teil noch hoch im Grase stehenden Wiesen nahm. „Vous ne descendrez pas — vous ne descendrez pas!“ schrie er unaufhörlich. „Qui me payera le foin, les prés?“

„Wieviel Entschädigung fordern Sie denn?“ rief Walter Meiß.

„Mehr als die Luftritter Geld haben!“ rief der Bauer mit hochmütiger Verachtung zurück und wies mit einer sprechenden Hand- und Armbewegung gegen das heranwandernde Volk.

Einige Radfahrer waren schon zur Stelle, rasch sammelte sich ein großer Menschenkreis, meist Uhrenmachervolk in dunklen Blusen, hielt sich aber wegen der beiden wütenden Männer und der fletschenden Hunde in gemessener Entfernung und stieß Verwünschungen gegen den Bauern aus, der ja nicht einmal ein Bauer, sondern nur ein fremder, zugewanderter Pächter sei und durch seine Flegelhaftigkeit den guten Ruf des Städtchens in Gefahr bringe. Wo denn die Behörden blieben?

Kueri, der hünenhafte Knecht, war nur eines Winkes seines Herrn gewärtig, um sich mit den blutgierigen Hunden auf die stets wachsende, spottende, doch wehrlose Zuschauermenge zu stürzen.

Unterdessen berieten die Männer im Korb. Sie hätten ihrer mißlichen Lage am liebsten dadurch ein Ende bereitet, daß sie noch einmal in die Luft gestiegen wären und einen freundlicheren Ort und freundlichere Menschen für die Landung gesucht hätten. Der „Sirius" aber hatte seine Kraft verloren, der leise Abendwind buchtete die schlaffe Hülle, und wie ein todmüdes Pferd neigte er sich zur Seite.

Da erhob sich unter den Zuschauern ein Freudenruf: „La reine Berthe — reine Berthe — das Fräulein vom Schloß!"

Bereitwillig gab der Kreis einer jungen Reiterin Raum, die ein überraschendes und malerisches Bild gewährte. Das Pferd trug wohl Zügel, aber keinen Sattel, das Fräulein keinen Hut, und an den rosigen Füßen nur mit Lederriemen geschnürte Sandalen.

Die wirre Fülle fliegenden Haares, das leichte mohnrote Kleid, ihre gesamte Erscheinung verriet, daß der Ballonniederstieg sie in einem Augenblick überrascht hatte, in dem sie keineswegs an Austritt dachte, und sie sich, wie sie ging und stand, auf ihre Stute geschwungen hatte. Wie eine Walküre kam sie dahergesprengt, eine schön gewachsene, biegsame Gestalt mit blühendem Gesicht, freier stolzer Haltung, und trotz der Romantik ihrer Erscheinung von einer Eleganz, welche die junge Dame von Welt verriet.

Unmittelbar vor den beiden Wolfshunden schwang sie sich vom Pferde, liebkoste die Tiere, die sich freudig an sie heranwinselten, und lachte dem grinsenden Kueri halb vorwurfsvoll, halb gütig zu: „Nun fort mit den Bestien!" Der Bauer fand es vernünftig, mit einem Augenzwinkern dem Befehl des Fräuleins Nachachtung zu verschaffen, und als sie mit einem Aufblitzen der dunklen, glanzvollen Augen das gefährliche Werkzeug in seiner Hand erspähte, stellte er die Gabel weg.

„Was sind denn das für Geschichten, Kohlmeier!" sagte sie strafend. „Sollen die Herren denn glauben, sie seien unter die Hottentotten geraten?" Sie warf ihm die Zügel der Stute zu, er aber wand sich mit schlechtem Gewissen und stotterte beinahe demütig: „Mein Gras — mein schönes Gras!"

„Ihr Gras lassen Sie die Sorge meines Vaters sein," erwiderte sie vornehm. „Wer mit meinem Vater zu tun hat, der hat noch nie ein schlechtes Geschäft gemacht. Sie wissen es, Kohlmeier!"

Sie ließ ihn und ging auf die Luftschiffer zu, das

Klappen der Sandalen aber erinnerte sie an die Unvollkommenheit ihres Anzuges — sie verwirrte sich, errötete bis in die Stirn, hielt einen Augenblick in ihrem Gang inne, warf aber mit einem kindlich anmutigen Lächeln die Verlegenheit des Augenblicks hinter sich und streckte den Reisenden schlicht und einfach die Hand hin. „Seien Sie willkommen in Montblé, meine Herren," sagte sie in wohltönendem Französisch. „Entschuldigen Sie den törichten Mann. Mein Vater, Herr Mercot, Uhrenfabrikant und Weinbergbesitzer, läßt sich Ihnen unbekannterweise empfehlen, er wäre gern selber gekommen, um Sie zu begrüßen, aber ein krankes Bein hindert ihn daran. Er läßt Ihnen sagen, daß er die Unannehmlichkeiten, die Ihnen durch unseren Pächter entstanden sind, sehr bedauert, und hat bereits Anweisung in das Städtchen gegeben, daß man Ihnen in jeglichem behilflich sei, dessen Sie bedürfen."

Jetzt erst stiegen die drei aus der Gondel, der Kapitän zuletzt. „Fräulein, ich bitte um einen Mann für meine Depeschen, die heute nacht noch zu St. Jakob in die Druckerei gehen sollen," sagte der Journalist. Ein Wink, der Bote war zur Stelle. „Sie sind ein Engel, Fräulein," begeisterte er sich, „ich werde es in meine Zeitung schreiben."

Ihm antwortete ein fröhliches Lächeln: „Ich habe in St. Jakob Freundinnen, die würden sich vielleicht freuen, wenn sie wieder einmal etwas von ihrer ehemaligen Kameradin Germaine Mercot hörten." Sie sprang aus der französischen in die deutsche Unterhaltung über, doch mit merklich welschem Anklang. „Haben

wir uns nicht schon gesehen?" wandte sie sich mit reizender Natürlichkeit und Unbefangenheit an Walter Meiß und reichte ihm noch einmal die Hand. „In der Buchhändlerfamilie Geißberger, nicht wahr? — Sie sind der Nachbar, Herr — Meiß!"

Er staunte, er hatte im Augenblick nicht eine Spur der Erinnerung an dieses Mädchen.

„Wir sprechen später darüber," sagte sie. „Jetzt, was für den Augenblick wichtiger ist: mein Vater läßt die Herren, sobald Ihre Geschäfte beendigt sind, freundlich zu einem einfachen Abendbrot auf das Schloß bitten. Auch um Nachtquartiere sollen Sie sich nicht sorgen; Vater sagt, die Gasthöfe hier seien nicht sehr gut."

„Vielen Dank, Fräulein Mercot, Ihnen und Ihrem Herrn Vater!" Walter Meiß zog die Uhr. „Allerdings würden wir nicht auf den letzten Zug kommen, der nach St. Jakob Anschluß hat. Der geht ja schon in einer Viertelstunde von Montblé weg. Unmöglich ihn zu erreichen; aber —"

„Kein Aber," warf Fräulein Mercot ein und lächelte bittend: „Bleiben Sie gern ein wenig bei uns! Doch sehen Sie, dort kommt der Syndic von Montblé, der wird alles besser ordnen, als ich es kann. Er ist mein Onkel, auch ein Herr Mercot. Und nun gestatten Sie mir, daß ich mich zurückziehe. Auf Wiedersehen, meine Herren, beim Abendtisch."

Was für ein entzückend natürliches und liebenswürdiges Geschöpf, diese Retterin in der Gabel- und Hundenot! Wie er dieses Mädchen so völlig hatte vergessen können! Damals aber, vor drei Jahren,

war die welsche Mitschülerin Klothildens noch ein schwärzliches, ziemlich unansehnliches Mädchen gewesen, das an Schönheit nichts besaß als die dunklen, glanzvollen Augen. Wie ein paar kurze Jahre eine Mädchenjugend so herrlich umzubilden vermögen! Als komme er vom Erlebnis eines Märchens, sah Walter der Gestalt nach, die sich wieder auf das Pferd schwang und unter dem beifälligen Grüßen des Volkes in ihrem roten Kleid gegen das Städtchen trabte, auf dessen Türme und Giebel bereits die Dämmerung herniedersank.

Der Friedensrichter von Montblé, ein stattlicher Mann mit ergrauenden Locken, trug zum Zeichen seiner Amtswürde eine goldgefranste Armschärpe; neben ihm schritt in grün und roter Uniform der Gendarm des Städtchens, ein langer Kerl mit weit ausgespitztem Schnurr- und Knebelbart, auf dem Kopf den Dreispitz, an der Seite den Säbel. Im Gegensatz zu seiner martialischen Erscheinung standen die schwer verkorkten, spinnwebbedeckten Flaschen, die er in einem Henkelkorb mit sich schleppte. Und ein anderer — er mochte nach Brille und Gehaben der Schreiber des Städtchens sein — trug auf einer großen, altertümlichen Zinnplatte die silbernen Becher der Ratsstube daher. In einer zierlichen und schwungvollen Rede entschuldigte sich der Syndikus, daß er so spät erscheine; er sei, als der „Sirius" niederging, auf einem Abendspaziergang in einem Weinberg gewesen, der ziemlich entfernt gelegen sei; um so mehr freue er sich jetzt, den kühnen Luftschiffern den Ehrentrunk der Stadt anbieten zu

dürfen. Die gesamte Bevölkerung freue sich über das Ereignis, welches das Stilleben der Stadt so anmutig unterbreche. Montblé sei einstimmig in dem Wunsch, daß die Herren den üblen Empfang durch den ungebildeten Pächter vergessen mögen und diese Erinnerung ausgelöscht werde durch einen gemeinsamen, schönen Abend auf dem Schloß seines Bruders. Man würde es dort mit besonderem Dank aufnehmen, wenn die Herren recht viel von ihrer prächtigen Fahrt über einen so großen Teil des schönen Heimatlandes erzählen wollten.

Diese Welschen von Montblé wußten, was Zuvorkommenheit war. Bereits stand ein vierspänniger Lastwagen da, der den im Korb verpackten „Sirius" auf die Bahnstation bringen sollte, und ein mit zwei feurigen Rappen bespannter Landauer zur Fahrt aufs Schloß des Herrn Fabrikanten Mercot und seiner Tochter mit dem merkwürdigen Volksnamen „reine Berthe".

Die Bergungsarbeit war in der Hauptsache getan. Rasch noch trat Walter in das Haus des Pächters, der sich mit seinem dummen Knecht Kueri und seinen bösen Wolfshunden nicht mehr hatte blicken lassen, und übergab ihm einen Schein als Beitrag zu dem Flurschaden, der im übrigen durch Herrn Fabrikant Mercot geordnet würde. Dann dankte er den Blusenmännern von Montblé, die freundlich mitgeholfen hatten, den Ballon zu entleeren und zu verpacken, und lud sie ein, sich nun auf Kosten der Luftschiffer im Städtchen einen Abendimbiß zu gönnen. Sie aber unterbrachen ihn:

„Wir haben es ja nur zu unserer Freude getan — nicht der Mühe wert!“ Und erst, als er versicherte, daß das Abendbrot auch kein Lohn sein solle, nahmen sie die Einladung mit höflichem Danke an, und ihre Mützen flogen in die Luft: „Vivent nos hôtes de St. Jakob — vivent les intrépides aéronautes!“

Als die Luftschiffer mit dem Friedensrichter in das Städtchen fuhren, lag das Zwielicht auf dem Land, da und dort blitzten die ersten Lichter auf, die hellsten oben im Schloß. Am Postgebäude ließ Walter Meiß halten und genügte einer Gewissenspflicht, die ihn schon lange im stillen gequält hatte. Drei Telegramme gingen nach St. Jakob: eines an die Eltern, das andere an Klothilde, das dritte, in dem er seiner glücklichen Stimmung freien Lauf ließ, an Oberst Gantenbein, der wohl inmitten eines Kreises von Offizieren im Gesellschaftssaal seiner Nachrichten harrte.

VI

Was für ein schöner Tag, was für ein prächtiger Abend!

„A la fortune du pot!“ begrüßte Herr Alexander Mercot, ein frischer rotwangiger Fünfziger, der wegen irgendeines Leidens den Fuß etwas schleppte, am Tor des altertümlichen Schlosses die fremden Gäste und einen Trupp Eingeladener aus dem Städtchen.

Das Glück war wirklich mit dem Topf. Der Forellenteich und der Geflügelhof hatten für das Mahl herhalten müssen. Eine köstliche Beigabe aber waren

die roten und goldigen Weine aus guten Jahrgängen der Schloßreben, welche die frohe und herzliche Stimmung des Kreises erhöhten. Aus der Tiefe des Gartens überraschte die „Fanfare de Montblé", die in aller Stille aufgeboten worden war, die Gäste während des Mahles mit ihren Vorträgen. Unter den Musikern mußte ein ausgezeichneter Posthornbläser sein.

„Du liebes Aug', du schöner Stern,
Du bist mir nah und doch so fern,"

klang in herrlicher Reinheit aus der mondhellen Nacht in den Saal.

Walter Meiß suchte mit den Blicken Germaine Mercot. Sie vertrat die Stelle der Hausfrau, und in der Erscheinung der liebenswürdigen Wirtin erinnerte nichts mehr an den fast zigeunerhaften Eindruck ihres ersten Auftauchens auf dem Platz des Luftschiffniederstiegs. In ihrem grünen Gesellschaftskleid, ausgesucht im Stoff, einfach im Schnitt, waltete sie mit der leichten Anmut der Französin ihres Amtes, und er konnte fast den Blick nicht von ihrer dunklen Schönheit wenden, zu der nicht am wenigsten der wundervolle Bug des Nackens und der Knoten blauschwarzen Haares beitrugen.

„Wenn ich deutsche Lieder höre," sagte sie, „werde ich jedesmal eifersüchtig auf Ihre Sprache. Für die ungebundene Form ist ja auch das Französische sehr geeignet, aber in den Gedichten fehlt ihm das Klingende und Summende, das Verträumte des Deutschen — ich dachte es eben wieder beim Posthornlied."

„Sie müssen nämlich wissen, Herr Meiß," warf der Friedensrichter ins Gespräch, „daß meine Nichte Germaine selber Dichterin ist — eine hier zu Lande bekannte und verehrte Schriftstellerin — im Volksmund ‚reine Berthe'."

„Das haben wir mit Verwunderung gehört," versetzte Walter Meiß. „La reine Berthe — reine Berthe! rief die Zuschauermenge, als Fräulein Mercot auf den Pächterhof heranritt. Wie kommen Sie zu diesem Ehrennamen?"

Germaine war etwas errötet, eine stille Freude lag in ihren Augen.

„Unser Städtchen feierte vor sechs Jahren seinen zwölfhundertjährigen Bestand," erzählte sie schlicht. „Da man wußte, daß ich von Kind auf Verse geschrieben habe, bat man mich, obgleich ich damals erst sechzehn Jahre zählte, um ein Festspiel. Ich benutzte dafür zum Teil die schönen Sagen, die von der Königin Berta, der Burgunderin, in unserem Volke umgehen. Sie wurde die weibliche Hauptgestalt des kleinen Werkes, und da ich die einzige junge Dame im Städtchen war, die sich aufs Reiten verstand, mußte ich die Rolle mit meiner Stute ‚mère', der Mutter derjenigen, die ich jetzt reite, selber spielen. So, wie Sie mich heute auf dem Ballonplatz gesehen haben, ritt ich im Zug: roter Rock und Sandalen, im Haar aber einen Goldreif und den Rocken mit auf dem Tier — zu jung, um eine mütterliche Königin darzustellen. Als ich aber auf der Bühne, die hinter dem Schloß aufgeschlagen war, die jungen ungeschickten Bäuerinnen den Flachs

brechen und hecheln, spinnen und weben lehrte, da war im Volk des Jubels kein Ende. Seither ist mir der Name ‚reine Berthe‘ geblieben — und ich freue mich darüber. Kleid und Sandalen von damals trage ich gern im Garten, wenn ich still für mich arbeite. Ich komme dabei in Stimmung. So war es heute. Da rief mich eine Magd und zeigte in die Luft. Ich sah, ich ritt — und hoffentlich haben sich die Herren nicht entsetzt über meinen Anblick.“

„Im Gegenteil, Fräulein Mercot, es war ein unvergeßlich schönes Bild, wie ich es nie auf einer Luftfahrt genossen habe,“ sagte Kapitän Spiro mit großer Höflichkeit. Und seine starken, grauen Augen verschlangen ihre Gestalt.

„Die Herren sollen aber ja nicht glauben, daß Germaine in der Bevölkerung nur deshalb reine Berthe heißt, weil sie reitet, ein rotes Kleid und an den Füßen Sandalen trägt,“ versetzte der Friedensrichter. „Das hat einen guten Grund.“

„Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut,“ lachte sie. „Es ist selbstverständlich, daß ich mich bestrebe, den Namen zu verdienen. Meine Erzählungen bringen mir manchmal ganz hübsche Honorare ein. Auf diese bin ich sehr stolz. Mein Vater hat nämlich dieses Geld nicht nötig. So kann ich anderen damit helfen. Es ist mancherlei Armut in den Tälern hinter Montblé — und, wenn ich in eine Hütte etwas Sonne bringen kann, dann ist mir, ich sei wirklich reine Berthe, die ‚gute Mutter‘. Eine eigennützige Freude also, die mich anspornt, als Schriftstellerin fleißig zu sein.“

Jedes ihrer Worte war von entzückender Unmittelbarkeit und Frische, etwa wie wenn ein Kind plaudert, dem noch nie ein Leid geschehen ist. In ihren Augen und auf ihrer Stirn glänzten die Gedanken, und ihr Gesicht war, während sie sprach, von leuchtender Schönheit.

Nach der Tafel fügte es sich wie von selbst, daß Walter Meiß und Germaine miteinander auf den Balkon des Schlosses hinaustraten. Eine kleine Weile schauten sie schweigend in das mondbeschienene Land hinaus, er wollte aber den ungestörten Augenblick nicht vorübergehen lassen, ohne mehr von Germaine, die ihn wie ein Märchen fesselte, zu hören.

„So in Ihrer Jugend schon von der Heimat verehrt — da müssen Sie doch sehr glücklich sein, Fräulein Mercot," nahm er das Gespräch wieder auf.

„O glücklich — nicht einmal so sehr," erwiderte sie versonnen. „Wir haben schon viel Unglück in der Familie gehabt. Zwei Brüder sind vor meinen Augen und denen meiner Mutter beim Segeln auf dem See ertrunken, schöne und gute Menschen. Meine Mutter wurde darüber schwermütig. Sie ist vor drei Jahren gestorben. Ich kam von St. Jakob, ohne sie noch lebend zu sehen. Ihr Wunsch war es gewesen, daß ich auch eine deutsche Schule besuche. Sie war eine Deutsche und hatte hier in welschen Landen ihre Sprache und ihre Dichter sehr lieb behalten. Was ich in der Seele Schönes trage, das habe ich von ihr. Es ist aber nicht alles schön."

Sie schwieg und träumte, dann lächelte sie, als ob sie etwas von sich schütteln wolle.

Ein bittender Blick Walters, und sie fuhr fort: „Mein Vater ist sehr gütig zu mir, weil ich der Mutter gleiche, aber ich bereite ihm viel schwere Stunden. Ich sollte einen jungen Mann heiraten, der viele Vorzüge besaß. Mein Vater hatte ihn lieb. Ich konnte es nicht, ich tat es nicht. Darüber hat er oft seine heimliche Traurigkeit. Finden Sie nicht auch, es ist ein Verbrechen, jemand die Hand zu reichen, den man nicht lieb hat oder wenigstens nicht lieb genug für einen Lebensbund?"

Auf Walter Meiß fiel es wie Alpdrücken. Er dachte an Klothilde, er suchte aus dem Bannkreis des Gesprächs zu kommen und fragte: „Wie gefiel Ihnen denn die Zeit — es waren wohl zwei Jahre —, die Sie in St. Jakob verbrachten?"

„O, nicht gar gut," erwiderte sie mit der Offenheit, die Walter stets wieder an ihr überraschte. „Ich erfuhr dort erst, was für ein verwöhntes Kind ich in Montblé war, wieviel Sonnenschein die Menschen der Heimat um mich her verbreiteten. In St. Jakob aber mußte ich mir die Herzen erst erobern. Das gelang mir nicht immer, wie ich es wünschte. Ich wußte nicht, zu wem mich flüchten mit meiner lebhaften Phantasie, die Leute, auch meine Mitschülerinnen erschienen mir rauh und frostig. Nur eine suchte die heiße Seele des welschen Mädchens zu ergründen. Ihre Nachbarin Klothilde Geißberger. Wir lasen zusammen viele deutsche Dichter, ich hatte das Mädchen innig lieb. Als ich zum Begräbnis meiner Mutter nach Montblé zurückkehrte, bat ich sie, wenn erst die schmerzlichste

Traurigkeit vorüber wäre, mich zu besuchen. Ich habe sie später auch schriftlich noch einmal eingeladen, sie kam aber nie. Ich muß gestehen, es war mir eine Enttäuschung."

„Sie dürfen aber nicht glauben, daß Klothilde gegen eine ihrer Freundinnen gleichgültig sei. Vielmehr vermute ich, daß ihre Eltern, die sehr an der Tochter hangen, ihr nicht gern die Erlaubnis zu einer längeren Abwesenheit gaben."

„Sie schrieb so etwas — doch hören Sie, tanzen sollen wir auch noch!" Das Wort klang wie eine Einladung.

Die „Fanfare" spielte einen Walzer, die Gesellschaft tanzte; nur um den Redakteur, der von der Fahrt des „Sirius" erzählte, war ein Herrenkreis zurückgeblieben, der rauchend die blauen Wölkchen in die Luft stieß. Zu einem Gespräch unter vier Augen gab es an diesem Abend zwischen Walter und Germaine keine Gelegenheit mehr.

Erst um Mitternacht trennte man sich. Er fand aber keinen Schlaf. War er so erregt von der Luftfahrt, von dem seltsamen Empfang in Montblé, von den gehäuften Eindrücken des Tages? war es plötzliche Verliebtheit in Germaine Mercot? Er lag in wachen Träumen und spürte: das große, leidenschaftliche Erleben seiner Mannesnatur, nach dem er sich bei aller guten Freundschaft für Klothilde oft gesehnt hatte, war gekommen. Er staunte in seliger Überraschung, daß die Natur ein so herrliches Geschöpf, ein so unmittelbares Wesen hatte bilden können, das

mit dem hohen Verstand, mit dem Bewußtsein seiner inneren Werte eine fast weltfremde Kindlichkeit der Seele verband. Er wollte sich einreden, Klothilde besitze ja die gleichen Vorzüge, und klammerte sich an das Lob, das ihr Germaine erteilt hatte; was er aber auch Reizvolles von seiner Freundin zu denken versuchte, neben der Vollblutgestalt Germaines blieb es schattenhaft. In seinem Kopf hämmerte ihr Wort: „Es ist ein Verbrechen, jemand die Hand zu reichen, den man nicht lieb hat oder nicht lieb genug für einen Lebensbund."

Wie stellte er sich nach diesem Tag zu Klothilde?

Von Zeit zu Zeit hörte er die Uhr auf einem Turm des Schlosses schlagen, endlich dämmerte der Tag, läutete vom Städtchen herauf die erste Glocke — und wenig später erhob er sich. Obgleich ihm war, als habe er die lange Nacht die Augen nie geschlossen, fühlte er sich frisch und ausgeruht. Durch das noch schlafende Schloß fand er den Weg in den schwerbetauten Garten, der in Terrassen gegen das Städtchen hinunterstieg, ein verwachsenes und verträumtes Reich alter, edler Bäume, spinnenden Efeus und blühenden Gerankś.

Überall fand er Spuren Germaines. Auf einer Gartenbank entdeckte er mit Bleistift hingekritzelte Verse. Sie stammten wohl aus ihrer Kinderzeit, sie waren durch Regen und Schnee verwaschen und unleserlich geworden. An einem Gartenhaus konnte er einige Zeilen der schwungvollen Schrift entziffern: die Freude an einem Vogelnest — und er

entdeckte stets mehr Zeugnisse ihrer schönen, lebenstiefen Phantasiewelt, Träume einer kindlichen Weltbeglückerin, die bei allen Schönheitsgedanken überraschend klar in Leid und Sorgen des Volkes gesehen hatte. Besaß er aber überhaupt das Recht, durch das stille Paradies dieses Gartens zu gehen, der die Geheimnisse einer so duftig blühenden Mädchenseele umschloß?

Da klapperte es über die Wege — Germaine in Sandalen und bloßen Füßen, in der Hand ein rotes Heft.

„Guten Tag, Herr Meiß!" rief sie ihm entgegen. „Ich freue mich, daß ich Sie schon im Garten treffe." Sie schüttelte ihm die Hand wie einem längst bekannten, guten Freund und ihre Augen, frisch wie der Morgen, ruhten mit einem wohlgefälligen Lachen in den seinen.

„Störe ich nicht, Fräulein Mercot?" fragte er, auf das Heft deutend.

„Nein," erwiderte sie, „nur um ein paar Augenblicke bitte ich. Denken Sie, vor dem Erwachen träumte mir, ich sei selber in einem Luftschiff über das Land geflogen. Und der Traum — lachen Sie mich nicht aus! — wurde ein Gedicht. Dieses will ich aufschreiben, ehe ich es vergessen habe — so wie mir's einfiel, eine Improvisation. Nachher aber bin ich gern mit Ihnen. Sie reisen ja schon um acht Uhr ab, und die Stunden gehen so schnell. Mir ist, ich hätte Ihnen noch sehr, sehr viel zu sagen, doch weiß ich kaum was, als die herzlichsten Grüße an Klothilde Geißberger."

Ein Tisch stand unter einer mächtigen Zeder, deren flutende Äste einen heimeligen Raum schufen.

„Sehen Sie, wie schön! Wenn ich die Augen vom Blatt erhebe, so fliegen sie hinunter ins trauliche Städtchen, weit über das grüne Land und hinüber in die Schneeberge. Nicht wahr, dieser Winkel ist lieb?"

Walter Meiß ließ sie allein. Der Zug feiner Schelmerei in ihrem Gesicht hatte seine Verliebtheit bis zum Herzpochen gesteigert. Es war in ihm ein Drang, ihr gleich das Geständnis seiner Liebe abzulegen. Das ging aber doch nicht.

Bald kam sie ihm nachgeeilt. „Darf ich Ihnen jetzt mein Gedicht vorlesen?" fragte sie schlicht. „Sie sehen daraus, wie ich mir eine Luftfahrt vorstelle." Und auf seine Bejahung lächelte sie wie ein glückliches Kind und begann:

„Steige, steige, Riesenglocke!
Meine Seele schwebt mit dir,
Eine windverwehte Flocke.
Felder schwinden, unter mir
Ziehen tief die leidbeschwerten,
Schicksalsvollen Erdengärten
Und verhauchen wie das Lied,
Das von warmen Lippen schied

Lebe wohl, du Welt der Kleinheit!
Jedes Denken wird hier groß,
Milder Hauch der Schöpfungseinheit
Fließt aus goldner Sterne Schoß.
Aus des Schweigens Abgrund ragen
Stumm die ernsten, letzten Fragen:
‚Sind wir Traum und bloßes Nichts,
Gaukelspiel im Strom des Lichts?‘

In den reinen, blauen Bächen
Spielen Geister um den Ball,
Und sie flüstern und sie sprechen:
‚Heilig, heilig ist das All!‘
In dem leichten, schönen Schweben
Ahnen wir ein ewig Leben.
Flügel rauschen leis im Wind,
Schwingen trägst du, Menschenkind!"

Sie ließ das Blatt sinken und fragte: „Ist es so, Herr Meiß?"

„Gewiß, das Gedicht faßt die Poesie einer Luftfahrt auf das glücklichste zusammen!" erwiderte er. „Es braucht aber auch eine Seele wie die Ihre, um diese Gedanken aus der blauen Luft schöpfen zu können."

Sein Kopf war nicht ganz bei seiner Rede. In sich selber ließ er noch ihre schöne, wie eine Quelle perlende Stimme nachklingen, sah er noch den Glanz ihrer Augen. Sie hatten sich während des Lesens in eine seelische Schönheit verklärt, die dem Schwunge der Strophen entsprach.

„Wenn Sie das Gedicht wünschen, schenke ich es Ihnen zur Erinnerung an diesen Morgen," versetzte sie und reichte ihm das Blatt.

Er dankte ihr mit einem Händedruck. Dann schlang er plötzlich den Arm um ihre Hüfte und — gab ihr einen Kuß.

Er erschrak jäh über seine Kühnheit, er wußte selber nicht, wie er sich so hatte hinreißen lassen.

Ihr Antlitz aber glühte, sie schaute zu Boden.

„Sind Sie mir böse?" fragte er.

Sie hob den Kopf. „Nein!" flüsterte sie in tiefer Verlegenheit.

„Den ersten Kuß habe ich geraubt. Geben Sie mir nun einen!“ bat Walter Meiß.

„Nein,“ erwiderte sie mit einem ruhigen, festen Blick, „erst wenn Sie wieder nach Montblé kommen!“

In diesem Augenblick kam ein Mädchen aus dem Schloß gegangen. Sie bat die beiden zum Frühstück, Herr Mercot und die beiden Herren Gäste warteten auf sie.

„Wie schade!“ Mit einem Seufzer folgte Germaine an der Seite Walters dem Ruf.

Beim Frühstück war es namentlich der Kapitän, der sich um sie bemühte. „Ich beabsichtige gegen den Herbst hin ein paar Aufstiege in Lausanne zu veranstalten,“ sagte er. „Haben Sie den Mut, an einer Fahrt teilzunehmen, Fräulein Mercot? Darf ich Sie als meinen Gast einladen? Ich möchte mich dankbar erweisen für die Dienste, die Ihr Herr Vater und Sie uns bei der Landung geleistet haben, wie auch für die schöne Aufnahme hier im Schloß.“

Es war außerordentlich liebenswürdig und verbindlich, wie der Kapitän seine Worte vorbrachte. Im stillen ärgerte sich Walter Meiß, daß er ihm nicht zuvorgekommen war. Mit Germaine in der Gondel hoch am Himmel! Etwas Herrlicheres an Erdenfreude konnte er sich überhaupt gar nicht denken.

„O gewiß hätte ich den Mut zu einer Fahrt,“ sagte sie schalkhaft, „namentlich, wenn ich die Sicherheit hätte, daß ich nicht zu so bösen Menschen und Hunden herniederstiege wie Sie in Montblé.“

„Aber dann fänden Sie auch keine so gütige reine

Berthe wie wir," mischte sich der Redakteur in die Unterhaltung.

Herr Mercot jedoch, der sich mehr in der Stille als mit lebhafter Unterhaltung an seinen Gästen erfreute, bekundete mit ernster Miene sein Mißfallen an dem Plan. „Bedenken Sie, daß ich zwei Söhne beim Segeln verloren habe und niemand mehr besitze als diese Tochter."

Man ließ das Gespräch. Walter Meiß trat noch für einen Augenblick auf den Balkon des Eßzimmers. Germaine folgte ihm.

„Würden Sie an einem Aufstieg in Lausanne teilnehmen?" fragte sie.

„Mit Ihnen freudig," erwiderte er. „Ich denke mir einen solchen gemeinsamen Flug wunderbar schön!"

„Ich auch!" erwiderte sie. „Mir ist immer: wer einmal so hoch über den menschlichen Alltag gestiegen ist, der kann nie mehr in den Staub zurücksinken. Und für zwei Menschen, die sich verstehen, muß es ein köstliches Band gemeinsamer Erinnerung sein. Ich werde mich mit meinem Onkel, dem Friedensrichter, besprechen. Er wird mir die Erlaubnis des Vaters auswirken. Also ..."

Ein lieber, tiefer Blick vollendete den Satz. Sie hatte Walter leis bei der Hand genommen. „Hören Sie, der Wagen fährt schon vor. — Auf Wiedersehen, Herr Meiß. Ich denke, daß wir stets gute Freunde bleiben."

In ihrer Stimme bebte eine feine Zärtlichkeit.

Walter Meiß fühlte den Abschied wie einen stechenden Schmerz — und doch — und doch war eine rasche Trennung das beste, wenn er nicht hilflos dem Liebreiz Germaines erliegen sollte. Jede Tat will überdacht sein, namentlich eine Verlobung — namentlich in seinen Umständen. War er nicht gestern noch fest entschlossen gewesen, Klothilde Geißberger um ihre Hand zu bitten? Nun war dieser Gedanke bis in den Grund seines Herzens erschüttert.

Der Wagen rollte — der Zug fuhr. Auf dem Balkon des Schlosses Montblé wehte ein weißes Tuch. Walter Meiß hatte auf den Lippen ein Gefühl wie von einem frischen Pfirsich. Ihm war, die zarten, kühlen Finger Germaines lägen noch in seiner Hand, in seiner Seele zitterte noch ihr zärtlich bittendes „Auf Wiedersehen", und ihre glanzvollen Augen ruhten noch wie zwei Himmelssterne in den seinen. Lernt man sich in der Welt so schön kennen, um in Schmerzen wieder auseinander zu gehen?

Die Luftfahrt war für ihn ein Lebensereignis gewesen — die Stunden mit Germaine Mercot ein größeres!

VII

Als sich der Zug St. Jakob näherte, kam über Walter Meiß eine stille Bedrückung. Er hatte das Gefühl, als fahre er aus einer hellen, sonnigen Landschaft in eine wolkenbefangene, trübe Gegend hinein. Irgendeine Unruhe um Klothilde Geißberger war in seinem Herzen.

Am Bahnhof standen mehrere Herren der Offiziersgesellschaft zum Empfang der Luftschiffer und führten sie im Wagen nach dem Gesellschaftssaal. Zur Feier der prächtig verlaufenen ersten Fahrt, von der man aus dem Drahtbericht des Redakteurs bereits das Wesentliche wußte, fand ein gemeinsames Mahl statt. Auf die Begrüßungs- und Glückwunschrede des Obersten Gantenbein antwortete Walter Meiß mit einer Gegenrede, an der die Kürze und Nüchternheit das Auffälligste war. Ihm fehlte die Stimmung — er sehnte sich nach Einsamkeit, um seine Gedanken zu ordnen.

Am glücklichsten über die Rede Walters war Kapitän Spiro, dessen umsichtiger Führung er ein herzliches Lob gezollt hatte. Spiro strahlte, ebenso Russenbach, der Journalist: der gute Eindruck seines Zeitungsberichtes hatte ihm die Sprache gelöst. Er erzählte lebhaft von dem Empfang in Montblé und reine Berthe und trug dabei so farbenfreudig auf, daß die Zuhörer gar nicht recht an die schöne Gestalt Germaine Mercots glauben wollten.

Der Kapitän aber kam ihm zu Hilfe: „Ein sehr schönes, ein sehr kluges und ausgezeichnetes Mädchen, eine von jenen jungen Damen, in deren Nähe auch einem Manne das Herz wieder jung und töricht werden kann, der unter das Kapitel Weib einen dicken Strich gezogen hat."

Der Kapitän galt als Frauenkenner — also mußte das Urteil des Redakteurs doch wahr sein.

Walter Meiß aber war der herzliche, warme Ton

Spiros, irgendein Klang, der zu der weltmännischen Art des Kapitäns nicht stimmte, aufgefallen. Hatte sich auch Spiro in Germaine Mercot verschaut?

Die Erzählung von reine Berthe erregte Aufsehen unter den Offizieren. Eine überaus genußreiche Luftfahrt und ein so reizendes Abenteuer dazu! Einige der Herren, die sich vorher aus mancherlei Rücksichten nicht für den Aufstieg im „Sirius" hätten gewinnen lassen, verspürten einen leisen Neid auf Walter Meiß und erinnerten einander an Fräulein Klothilde Geißberger, die im Augenblick der Abfahrt des Luftschiffes durch ihren Ohnmachtsanfall ein unfreiwilliges, angstvolles Bekenntnis ihrer Liebe zu Walter Meiß abgelegt habe — was ihn denn doch wohl zwingen werde, die Verlobungskarten zu versenden.

Walter Meiß unterhielt sich zu angelegentlich mit Leutnant Käslin, dem Studienfreund, als daß er etwas von diesen im Flüsterton geführten Gesprächen gemerkt hätte. Auch sie sprachen von Klothilde.

Das Vorfahren des Wagens am Geißbergerschen Haus, das er aus dem Luftschiff beobachtet und das ihn seither mitten in den aufregenden Erlebnissen stets etwas beunruhigt hatte, fand durch Käslin eine Aufklärung, die Walter das Herz beklemmte und ihm das Blut bald in die Wangen schießen, bald daraus zurückweichen ließ.

Und die „große Reise", vor der sie ihn noch einmal sehen wollte! Das begriff er nicht. Klothilde hatte nie von einer großen Reise gesprochen. Überhaupt, so manches verstand er nicht, schon nicht ihre verfrühte

Heimkehr aus dem Pfarrhof von Rheinsberg und ihre Anwesenheit beim Aufstieg des „Sirius".

„Nun, daß Fräulein Klothilde abreist, ehe du sie wiedergesehen hast, brauchst du nicht zu befürchten. Ich habe heute morgen einen Besuch in der Familie gemacht, sah sie aber nicht selbst und hörte von ihrem Vater, sie sei mit hohen Fiebererscheinungen leidend geworden, ohne daß die Ärzte bis jetzt eine bestimmte Krankheit hätten erkennen können."

Walter Meiß litt es nicht mehr in der Festgesellschaft. Heim, heim!

Unterwegs dämmerte ihm, wie der Zusammenhang der Dinge sein könnte. Klothilde war die unfreiwillige Zeugin der Vorwürfe gewesen, mit denen ihn der gereizte Pfarrer Landolt überfallen hatte: er spiele mit der Jugend und dem Herzen des Mädchens und hindere sie auf dem Wege zu einem Glück, das er ihr vielleicht selbst nicht bereiten wolle. Die von seinem Luftfahrtplan ohnehin erregte Klothilde wurde durch die Worte des Pfarrers in einen noch größeren Aufruhr der Seele gestürzt; sie hatten ihr das Gefühl eingegeben, ihr tiefstes Herzensgeheimnis sei verletzt und verraten. In Ärger und Weh, vielleicht sogar nach einem Streit mit dem Pfarrer, war sie in raschem Entschluß heimgereist; in gekränktem Stolz legte sie ihren Eltern dar, daß in die Freundschaft mit ihm — Walter Meiß — durch die unangebrachte Rede Landolts ein unheilbarer Riß gekommen sei. So entstand wohl der Plan, daß sie für längere Zeit von St. Jakob verreise, damit er nicht genötigt sei, sich über die Worte

des Pfarrers mit ihr auseinanderzusetzen, und sie nicht gezwungen, ihm in der peinlichen Herzensangelegenheit Rede und Antwort zu stehen.

In das Mitleid mit der Jugendfreundin, die ihr Herz verraten hatte, mengte sich das Gefühl, er sei unschuldigerweise, aus lauter feiner Rücksicht gegen Klothilde vor eine Ehrenfrage gestellt, die das Opfer seines besten Selbst fordere. — Sich mit ihr verloben, das frische, strahlende Bild Germaines im Herzen!

Die Gesichter der Eltern leuchteten glücklich auf, als sie den Sohn gesund und heil wieder zwischen sich sahen, die Mutter strich ihm mit den Händen zärtlich über den Scheitel, der Vater fragte nach hundert Einzelheiten der Fahrt, die er in großen Zügen bereits aus der Zeitung kannte, ereiferte sich über den wilden Bauern und seinen Knecht, und freute sich über die Gastfreundschaft in Montblé und über reine Berthe.

„Aber Walter," sagte die Mutter sorgend, „du wirst doch nicht etwa dein Herz dort oben auf dem Schloß bei dem schönen Mädchen gelassen haben?"

„Mutter — da fragst du zu viel!" antwortete er mit roten Wangen.

Das gab nun für die Eltern den Anlaß, sanft und vorsichtig von Klothilde Geißberger und ihrem Unfall zu erzählen. Doch waren sie darüber weniger genau unterrichtet als er selbst, sie vermuteten nur, eine lang verborgen gehaltene Liebe zu ihm möchte die tiefste Ursache ihres Unfalls gewesen sein und er wohl der beste Arzt werden. Wenn es sein könnte, wüßten sich die Eltern keine reinere Altersfreude, denn Klothilde

Geißberger als Schwiegertochter empfangen zu dürfen. Schon in der jahrzehntelangen Nachbarfreundschaft der beiden Familien liege die Gewähr für ein volles, dauerndes Glück — überhaupt sei sie nicht nur eines der schönsten, sondern auch der edelst veranlagten Mädchen der Stadt, und die Familie sei glücklich zu schätzen, in die sie als junge Frau eintreten werde.

Die Augen der Mutter, die in dieser Beratung der liebevolle Anwalt Klothildens war, glänzten in Hoffnungsfreude.

Walter schwieg, den Kopf in die Hand gestützt. Endlich seufzte er: „Das ginge alles leichter, wenn ich Fräulein Mercot nicht gesehen hätte!"

Darüber erschraken nun die Eltern.

„Ich weiß aber," fuhr Walter fort, „daß ich der Familie Geißberger noch heute einen Besuch schuldig bin — und den will ich jetzt erledigen."

Zögernd und schweren Herzens, wie nie zuvor, schritt er durch den Garten. Der Buchhändler schien den Besuch erwartet zu haben. Als Walter sein Bedauern über den Unfall Klothildens und seine Teilnahme mit ihr aussprach und andeutete, daß er sich schuldlos doch als Ursache des betrübenden Ereignisses ansehen müsse, erwiderte Vater Geißberger höflich: „Nein, wenn es eine menschliche Schuld gibt, so liegt sie an meinem Schwager Landolt, der mit groben Fingern Knospen zerrissen hat, die vielleicht im stillen von selbst aufgegangen wären. Das ist das Unglück Klothildens — und wir Eltern sind ganz mit unserer armen Tochter einverstanden, die mit den Worten von Rheinsberg

kam: ‚Unmöglich, daß Walter und ich uns wiedersehen! unmöglich, daß wir uns einmal völlig finden!‘ Und der Plan zur weiteren Ausbildung oder als Erzieherin nach England zu gehen, beschäftigte sie bereits. Ich stand der Angelegenheit erschrocken und erst verständnislos gegenüber; seit sich aber auch der unglückselige Zwischenfall auf dem Ballonplatz ereignet hat, bin ich aus reifer Überlegung eins mit ihrem tiefsten weiblichen Gefühl. Die schöne Freundschaft, die zwischen Ihnen und Klothilde bestand, kann nach dem Vorgefallenen nicht mehr sein — selbst wenn Sie an Verlobung mit ihr dächten, Herr Walter, selbst dann nicht. Von einer Tochter des Buchhändlers Geißberger darf man in der Stadt nie sprechen, sie sei nur durch den guten Takt und die Herzenshöflichkeit des Mannes an das Ziel ihrer Liebe gelangt. Aber auch aus inneren Gründen bin ich ganz mit der Erkenntnis Klothildens einverstanden. In jeder Ehe, selbst der besten, gibt es mal Gegensätze, sogar einen kleinen Strauß. Ein hartes oder jähes Wort von Ihnen — und die Wunde würde aufbrechen: Nur aus Anständigkeit hat er mir die Hand gereicht! Dieses furchtbar demütigende Gefühl soll ihr erspart bleiben — wie Ihnen bei einer Werbung die Absage. In St. Jakob ist keine Luft mehr für Klothilde; sobald sie wiederhergestellt ist, tritt sie die Reise nach England an."

Vater Geißberger sprach ernst, klar, eindringlich und schloß mit der Bitte, Walter möge ihm und Klothilde die gefaßten Entschlüsse nicht erschweren und die ehemalige Freundin ziehen lassen, ohne ein Wieder-

sehen herbeizuführen; das sei die größte Wohltat, die er zurzeit dem verwundeten Gemüt Klothildens erweisen könne, und im übrigen wollten die beiden Häuser, so gut es gehe, die alte Freundschaft aufrecht erhalten. —

Nun ist der Weg zu Germaine für mich frei! Walters Herz aber jubelte bei diesem Gedanken nicht, wie er erwartet hatte, sondern flüsterte nur leise und traurig davon. Sprach doch in diesen Gärten jeder Baum und Strauch von Klothilde, von gemeinsamem Wachsen und Spielen in vielen Jahren, in tauigen Morgenstunden, an heißen Mittagen und lauen Abenden, und jede Erinnerung war verklärt von einem Glück der Kindheit, der Jugend. Was sie jetzt litt, litt sie um ihn!

Welch freudlose Jahre lagen nun vor ihr — vor ihren Eltern — wie würden die seinigen in einer stillen, großen Lebenshoffnung enttäuscht sein, wenn sie die volle Wahrheit über die Abreise Klothildens erführen!

In ihm stürmte es — Klothilde Geißberger — Germaine Mercot? Welche liebte er mehr?

Nein, da war zu Jubel kein Anlaß. Die Tränen der Mutter über das Geschehnis, die Mahnung des Vaters, sich nicht in ein Abenteuer mit der jungen welschen Dame zu stürzen, bewegten ihn tief, und er konnte namentlich nicht an die bestimmte Hoffnung der Eltern glauben, daß der Riß zwischen ihm und Klothilde bald durch eine gegenseitig erwachsende Liebe tief und gründlich geheilt werden würde. Wozu die eindringlichen Bitten? Fragt eine große

Liebe nach den Wünschen der Eltern? Muß sie nicht geheim wie ein Dieb in der Nacht und freiwillig kommen?

Jeder Zwang, auch der liebreichste, weckte nur das gegenteilige Gefühl — den Widerstand und die Flucht seines Herzens zu Germaine Mercot!

VIII

In einem Brief an Germaine hatte Walter Meiß ihr und ihrem Vater noch einmal für die überaus liebenswürdige Aufnahme und Gastfreundschaft in Montblé gedankt, ihr mit der Wendung, daß der Abend und Morgen von Montblé der herrlichste Tag seines bisherigen Lebens gewesen sei und ihm eine unvergänglich schöne Erinnerung verschafft habe. Hieran knüpfte er die Bitte um ihr Bild und die Mitteilung, daß es ihm leider wegen ernster Erkrankung Klothildens nicht möglich gewesen sei, die Grüße an sie zu bestellen.

Rasch kam eine liebe Antwort Germaines, die ihn wieder ganz in den Bann ihres freimütigen und großzügigen Wesens legte. Sie hoffe, die Luftfahrt in Lausanne gemeinsam mit ihm unternehmen zu können, und freue sich unendlich auf das Wiedersehen.

„Ich träume Tag und Nacht vom Luftschiff. Seit ich Sie wie einen Wandervogel der blauen Himmelsräume in unsere Landschaft habe herniederschweben sehen, mag ich die Leute, die auf der Erde kriechen, nicht mehr. Das heißt, ich habe diesen Gedanken nur

gegen mich selbst. Ich komme mir seither, auch wenn ich auf meiner Stute durch die frischen Morgenwinde reite, so klein vor. Aufwärts, sonnenwärts! Mir ist, es müßte mir in den Hochlüften eine besondere Offenbarung zuteil werden, irgend etwas Göttliches, das meinen dichterischen Gedanken Flügel gibt."

So lief der Brief und schloß, Germaine werde schriftlich Erkundigung über das Befinden Klothildens einziehen. Ein Zug schöner Freundestreue, fand Walter, da doch Klothilde die Einladung Germaines nach dem Schloß Montblé nie angenommen hatte.

Seine Herzensfreude war das liebe, schöne Bild, das ihn an den wonnigen Kuß in der Morgenfrühe des verträumten Schloßgartens erinnerte und auch den Beifall der Eltern fand, die zugaben, Germaine Mercot müsse eine sehr begabte junge Dame von vortrefflichen Eigenschaften sein.

Mit seiner jungen Liebe und mit der Ausarbeitung seines Vortrages über seine Fahrt im „Sirius" beschäftigt, mied er die Gesellschaft. Nur nicht das Opfer so vieler Neugier sein! Warum zum hundertstenmal versichern, daß er den Kapitän Spiro für einen ausgezeichneten Luftschiffer und ehrenhaften Mann, und den Ballonkorb bei ruhigem Wetter für kein gefährlicheres Fahrzeug als einen Eisenbahnwagen oder eine Schiffskabine halte? Und warum den Freunden von reine Berthe erzählen? Es war genug, was der Journalist, im übrigen recht hübsch, in seinem Blatt über den Empfang und Aufenthalt in Montblé geplaudert hatte.

In seiner Abhandlung über die Fahrt hatte Walter stets seine Einbildungskraft zu bekämpfen, die sich mit dichterischen Eindrücken in seine streng wissenschaftliche Arbeit drängen wollte. Um ihn klang das Gedicht Germaines:

„In dem leichten, schönen Schweben
Ahnen wir ein ewig Leben.
Flügel rauschen leis im Wind,
Schwingen trägst du, Menschenkind!"

Und er selber spürte die Schwingen.

Nun hatte er den Vortrag in der Offiziersgesellschaft gehalten. Der alte Oberst Gantenbein entschloß sich, selbst bei einem neuen Aufstieg Spiros mitzutun, und eine Reihe jüngerer Offiziere verpflichtete sich im Lauf der Sitzung, ebenfalls an Luftfahrten teilzunehmen.

Bei den Vorbereitungen für den Flug des von ihm hochverehrten Obersten war auch Walter auf dem Ballonplatz zugegen. In ihm war die Sehnsucht so vieler lebendig, die sich einmal vom Luftschiff über die Lande haben dahintragen lassen: Mehr! mehr! Nur die beträchtlichen Kosten schreckten ihn davor zurück, den Obersten zu begleiten. Seine Mittel wollte er für eine schönere Fahrt sparen — die mit Germaine Mercot!

Kapitän Spiro, der ihm als seinem ersten Fahrgast aus St. Jakob stets mit großer Aufmerksamkeit begegnete, trat auf ihn zu und lächelte: „Ich habe Ihnen Grüße aus Montblé von Fräulein Mercot und ihrem Herrn Vater zu überbringen. Sie sind erstaunt,

daß ich dort war? Nun, wegen der Entschädigung für die verdorbenen Wiesen. Ich prüfte in Genf, Lausanne und Montreux die Gelegenheit für Aufstiege und benutzte ein paar freie Stunden zu dem Abstecher nach Montblé. Die dunklen Augen des Fräulein Mercot würden zu gern einmal aus den Wolken auf die Erde hinunterspähen. Sie hat die Erlaubnis dazu ihrem Herrn Vater schon halb abgerungen. Mit Vergnügen hörte ich, daß Sie auch bei dieser Fahrt sein werden."

Wie seltsam klang das letzte Wort des Kapitäns! Es war ein Ton darin, als wollte er sagen: „Ich würde es eigentlich bedauern, wenn Sie mitführen. Ich stiege am liebsten mit Fräulein Mercot allein in die Luft!" In Walter erwachte wieder der Verdacht, Spiro liebe Germaine. Wozu der auffällig rasch wiederholte Besuch, zu dem die Frage der Entschädigung doch wohl nur ein Vorwand gewesen war? Er und Spiro bei Germaine Nebenbuhler! Die Vorstellung reizte ihn zu einem Lächeln. Wohl war Germaine eine dichterische Natur; aber gewiß nicht Romantikerin genug, um sich mit dem vierzigjährigen Kapitän, den ein Schein des Abenteuerlichen umspielte, in eine mehr als äußere Freundschaft einzulassen.

Seine Erwägungen wurden unterbrochen durch die Abfahrt des „Sirius", und bald schwebte das Luftschiff hoch über der Stadt. Wohin es wohl trieb? Jedenfalls nicht nach Montblé! Ein sanfter West führte es den schönen Waldkuppen entgegen, die St. Jakob im Osten abschließen. Goldig ging ein Streifen Sand aus dem Korb nieder, und der „Sirius"

wurde kleiner und kleiner. Walter dachte an die kommende Lausanner Fahrt, an die Wonne, mit Germaine Mercot durch die Himmelsräume zu gleiten, an darauffolgende lange, einsame Stunden mit ihr, an Liebe, Kuß und Verlobung. Was war das für ein toller Verdacht, den er auf den Kapitän geworfen hatte! Der kam doch nur aus seiner eigenen Verliebtheit!

Vom Ballonplatz war er über die Lindenpromenade gegangen, um sich auf einem Umweg heimwärts zu begeben. Da wurde er von Leutnant Gustav Käslin eingeholt. Käslin schlug ihm eine Fahrt auf dem See vor, und aus der Art, wie er sein Anliegen vorbrachte, merkte Walter, daß er eine Aussprache mit ihm suchte — vielleicht wegen Klothilde, in die der junge Leutnant nach wie vor ruhelos verliebt war.

„Ich glaube, daß Oberst Gantenbein in dem strahlenden Abend über den Bodensee fliegen wird," begann Käslin und äußerte den Plan, selbst bei einer Fahrt mitzutun, was ja jetzt, nach den Beispielen Walters und des Obersten, keinen Zwist mehr in eine Familie tragen könne. Bald aber lenkte er die Unterhaltung auf Klothilde: „Eine Herzensfrage, Walter! Ich und andere haben nach dem Zwischenfall bei deinem Aufstieg erwartet, daß eure Verlobungskarten durch die Stadt fliegen würden. Es ist nicht geschehen. Um meinetwillen die Frage: Hast du keine Absichten auf Klothildens Hand?"

„Klothilde hat keine Absichten auf die meine," erwiderte Walter gedämpft.

Die überraschten Augen Käslins baten um Aufschluß.

„Eine einfache Sache," versetzte Walter. „Weder Klothilde noch ihr Vater wünschen eine Verlobung, die mit Recht oder Unrecht den Schein einer halben Ehrenrettung tragen würde."

Eine Pause. Darauf fragte Käslin mit rotem Kopf: „Es würde dich also nicht kränken, es würde unserer Freundschaft nicht schaden, wenn ich mich um Klothilde bewürbe — wenn ich während ihres Aufenthaltes in England einen regen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten versuchte?"

„Ich hätte kein Recht, gekränkt zu sein," erwiderte Walter.

Er versank in ein schweigendes Brüten und dachte wieder daran, wie oft er mit Klothilde über die seidene Bläue des Sees gerudert oder gesegelt war. Welches Glück, wenn er das Boot durch jene Wiesen von Laichkräutern trieb, die mit grüngoldigem Blattwerk aus den Tiefen steigen und ihre zierlichen Blütenkerzchen über das Wasser erheben! Und der herrliche Mondaufgang in der Bucht, in der die gelben Seerosen blühen! Damals die kleine Verstimmung — jetzt der große Riß.

Doch wozu darüber nachsinnen! Er drängte seine Gedanken von Klothilde hinweg, träumte von den Rundtürmen des Schlosses Montblé, von einer jugendlichen Gestalt in Sandalen und war froh, als Käslin mit einem kurzen Dank für die Unterredung den Kahn ans Ufer stieß.

Am anderen Tag hörte man von einem wohlgelungenen Niederstieg des „Sirius" in einem entlegenen Hochdorf des Vorarlberges. Die sonst nüch-

terne Bevölkerung von St. Jakob begeisterte sich für das glückhafte Luftschiff, für Kapitän Spiro, und in dem allgemeinen Anteil, den man den Flügen und Fahrgästen schenkte, wurde es weniger bemerkt und besprochen, daß eines der feinsten und schönsten Mädchen der Stadt aus den Kreisen der bürgerlich vornehmen Jugend verschwunden war — Klothilde Geißberger!

Wer nach ihr fragte, erfuhr, sie sei in Begleitung ihres Vaters nach England gereist. Es war geschehen ohne Abschied von Walter Meiß oder seiner Familie.

IX

Die Abreise Klothildens ohne Lebewohl kränkte die Eltern Walters auf das bitterste. Der Vater hatte sich nachbarfreundschaftlich über den törichten Zwist der Kinder mit dem Buchhändler besprechen wollen, und was hatte ihm der stolze Hartkopf erwidert? Kein Schwiegersohn, der aus freiem Antrieb um Klothildens Hand geworben hätte, wäre ihm willkommener gewesen als Walter, und seiner Klothilde gewiß kein Freier; jetzt aber seien alle guten Worte zu spät!

„Nun ist's genug des Händestreckens gegen die Geißberger," wandte sich der Vater in seiner Aufwallung an die Mutter. „Wir haben auch unseren Stolz. Wozu es Walter erschweren, daß er sich mit seiner Liebe an eine andere wende — an das schöne welsche Fräulein, die Germaine Mercot? Wenn Walter wirklich heiraten will, ist es wichtiger, daß sein Weib ihm gefalle als uns."

Der Sohn hätte dem Vater laut und innig danken mögen, aber die Miene der Mutter hinderte ihn daran, und die Eltern vermieden es, weiterhin von Klothilde Geißberger zu sprechen. Es war aber manchmal eine Stimmung im Haus, wie wenn ein Unglücks- oder Todesfall darein gekommen wäre, und der nachbarliche Verkehr mit der Familie Geißberger hörte völlig auf. Nicht daß man jetzt in Feindschaft lebte; man grüßte sich, man sprach, wenn man sich zufällig begegnete, ein paar Worte vom Wetter. Aber man war doch froh, wenn man sich nicht sah, und zwischen dem, was man sprach oder sich verschwieg, lag trennend der Name Klothilde.

Wie in seiner Mutter, so regte sich in Walter selbst eine verteidigende Stimme für Klothilde. Die Liebe zu ihm hatte sie aus dem Elternhaus in die fremde Welt vertrieben, und jedenfalls war er ihren Gefühlen so viel Rücksicht schuldig, daß er sich jetzt nicht gleich mit Germaine Mercot verlobte. Wenn Leutnant Käslin bei Klothilde Erhörung fände! Dann hätte er freien Weg. Daran aber war bei der Natur Klothildens nicht zu denken.

Am tiefsten quälte sich Walter, wenn er, verliebt mit der Kraft eines Herzens, über das noch keine Leidenschaft gegangen war, an Germaine dachte und in ein Staunen darüber versank, wie dieses von romantischer Schwärmerei erfüllte Wesen auf harter Schweizererde hatte wachsen können. Er malte sich den Augenblick aus, da er sie ins Elternhaus führen würde. Hatte sie nicht ein Anrecht, wie

eine junge Königin empfangen zu werden — sie, reine Berthe? Um eine herzliche Aufnahme durch den Vater bangte ihm nicht, aber die Mutter, die an Klothilde hing und deren schwächste Seite die Verstellungskunst war, würde für Germaine nur einen Empfang wie für eine Fremde haben. Und selbst wenn sie ihre wahren Empfindungen bezwang, sich um seinetwillen den Anschein der Herzlichkeit gab, mußte die feinfühlige Germaine den Zwiespalt der mütterlichen Gefühle rasch spüren. Durfte er diese Enttäuschung über das Mädchen kommen lassen?

Diese Bedenken wirkten auf die Briefe, die er mit Germaine wechselte. Im Vergleich zu ihrem großzügigen Gedankenflug kam ihm, was er ihr schrieb, klein, nüchtern und gezwungen vor, und den Plan der Lausanner Fahrt mit ihr wagte er kaum mehr zu berühren. In die Vorfreude darauf mischte sich die Befürchtung, daß er mit dieser Fahrt die unglückliche Stimmung im Elternhaus nur noch verstärken würde.

Es war übrigens erklärlich, daß das Ballonwesen in seinen Briefen an Germaine stets ein Hauptkapitel bildete. Es beschäftigte ihn stärker, als er selber wünschte.

Oberst Gantenbein, der sich noch wie ein Junger begeistern konnte, wenn er für eine Sache Feuer fing, war seit seiner schönen Fahrt mit dem Kapitän ein freudiger Anhänger des Luftschiffwesens und von dessen militärischer Wichtigkeit ganz durchdrungen. Mit ihm eine stattliche Reihe jüngerer Offiziere, die nacheinander Aufstiege mit Spiro unternommen hatten.

Der Oberst hatte den Gedanken in die Offiziersgesellschaft geworfen, einen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt zu gründen, dessen Kern Offiziere sein, in dem aber wegen der Beschaffung der Mittel auch wohlhabende Bürger aus Stadt und Land Aufnahme und Betätigung finden sollten.

Der Klub kam wirklich zustande. Einige Verlegenheit aber bereitete es, als Oberst Gantenbein nun doch mit einem Hinweis auf seine knappe Zeit, auf seine Professur und Ämter den Vorsitz in der neuen Gesellschaft als eine zu große Last für seine Jahre ablehnte. Er selber schlug für die Stelle Walter Meiß vor, der sich bisher im Hintergrund gehalten hatte. Und trotz seines lebhaften Widerspruches wurde er, der zuerst unter denen von St. Jakob in die verführerische Gondel gestiegen, einmütig zum Vorsitzenden der Gesellschaft gewählt.

Der Stadtbaumeister knurrte: „Wer dem Teufel den Finger gibt, dem nimmt er gleich die ganze Hand," war aber doch stolz auf seinen Sohn, auf das Vertrauen, das man in seine Tatkraft setzte.

Walter Meiß hatte nun in den freien Stunden eine Welt der Betätigung, und sie wurden ihm durch die Sitzungen, welche die Tätigkeit des Klubs vorbereiteten, so knapp, daß er an seine Liebesangelegenheiten meistens erst denken durfte, wenn er spät abends von den Beratungen durch die leeren Gassen der Stadt heimwärts schritt.

Warum wohl Germaine Mercot so lange auf einen Brief warten ließ?

Als endlich einer kam, entschuldigte sie sich mit einem lieben Besuch, der ihre Zeit vollständig in Anspruch genommen habe; es war aber etwas Unsicheres, Flüchtiges und Verfahrenes in ihren Zeilen. Und wie sonderbar — sie sprach von dem Begraben eines schönen und hohen Traumes, von einem Reif, der in einen blühenden Mai gefallen sei — sehr dichterisch, aber auch sehr unklar. Wer das begriff!

Doch konnte er jetzt auch jeden Tag von ihr zu dem Aufstieg nach Lausanne gerufen werden. Kapitän Spiro, der von St. Jakob aus Abstecher zu Luftschiffunternehmungen in andere Städte machte, weilte am Genfer See und hatte dort bereits zwei oder drei Fahrten ausgeführt. Schon verständigte sich Walter mit den Eltern über die Reise, die vielleicht, vielleicht zu seiner Verlobung führe.

Wie sich die Mutter wieder stumm quälte!

Eines Tages aber sagte sie: „In Gottes Namen, wenn es doch sein muß, geh! Ich kann dir und Klothilde nicht helfen. Sie ist auch ein Starrkopf. Sie schreibt mir ja, sie gönne dir die Germaine Mercot! — Ich will mich fügen."

„Klothilde schreibt?" entfuhr es Walter.

„Ja, ich habe mich in meiner Herzensangst, daß du vor einer Torheit stehst, an sie gewandt," stammelte die Mutter. „Aber die Antwort! Da lies! Ich bin von Klothilde enttäuscht."

Walter las. Der, wie es schien, unter Tränen geschriebene Brief Klothildens wiederholte, was er schon wußte: „Ihre gütigen Zeilen haben in mir einen

scharfen Schmerz erregt, indem sie mich an einen Augenblick erinnerten, den sich ein Mädchen nie verzeiht." Dann — etwas Neues! „Auf Schloß Montblé, wo ich nach der Abreise von St. Jakob einige Zeit weilte, habe ich es eingesehen, wie stark sich Menschen anzuziehen vermögen, die vorher kaum eine Ahnung voneinander hatten oder sich gleichgültig waren. Germaine Mercot liebt Walter. Wenn er ihr die Hand reichen will, so werde ich gegen ihn weder einen lauten noch einen leisen Vorwurf erheben, ja der Gedanke, ihn mit ihr glücklich zu wissen, wird mir leichter sein, als wenn er sich mit einer mir fremden Dame verbindet."

Ohne ein Wort legte Walter den Brief wieder in die Hände der Mutter. Klothilde auf Schloß Montblé! Das erklärte manche ihm bisher dunkle Zeile Germaines — auch die, worin sie vom Begraben eines Maientraums berichtete. Wiewohl er Klothilde dankbar dafür war, daß sie lieb von Germaine schrieb, empfand er es als ein Unglück, daß die beiden Wesen, um die seine Herzensgefühle spielten, sich begegnet waren.

Nur durch den Brief Klothildens war es ihm möglich, eine Karte Germaines, die an demselben Tage einlief, zu verstehen. Sie kam aus der Gondel des „Sirius" und lautete: „Lieber Freund! Auf herrlicher Fahrt über dem Genfer See gedenke ich Ihrer auf das wärmste. Wie schmerzt es mich, daß Umstände eingetreten sind, die Ihnen und mir das wundervolle Erlebnis nicht gemeinsam beschieden! Mit herzlichem Gruß Ihre Germaine. Ein Brief allernächstens."

Germaine mit dem „Sirius“ gefahren, ohne daß sie ihn gerufen hatte! Er maß sein Zimmer in großen Schritten und konnte das Gefühl bitterer Enttäuschung nicht los werden. Wie hatte er sich auf diese Fahrt gefreut, Tag und Nacht! Und wer trug wohl die Schuld an dem befremdenden Entschluß Germaines, aller Verabredung entgegen ohne ihn mit dem „Sirius“ zu steigen? Klothilde oder — Kapitän Spiro?

In der Vorstandssitzung des Aeroklubs überreichte ihm Redakteur Russenbach, der Schriftführer der Gesellschaft, ein Zeitungsblatt aus Lausanne. „Neues von Fräulein Mercot!“ bemerkte der Journalist dazu. Das Blatt meldete, daß Spiro in Lausanne aufgestiegen sei. Die Abfahrt habe in Gegenwart von nur wenigen Zeugen im Hofe der Gasfabrik stattgefunden. Gäste der Gondel seien ein zehnjähriges Mädchen aus einer Pension der Stadt und Fräulein Germaine Mercot aus Montblé gewesen, die vielen ihrer Landsleute als reine Berthe in dem von ihr gedichteten Festspiel in schönster Erinnerung stehe. Die Zeitung hoffe aus der Hand der jungen Dame, die mit dem Adlerflug des „Sirius“ und der inneren Schaukraft einer Dichterin in mehr denn Montblanchöhe geschwebt habe, bald eine Schilderung der Fahrt bringen zu können.

Walter Meiß warf das unschuldige Blatt in heftigem Zorne hin.

Die Sonderfahrt Spiros mit Germaine, bei der die Pensionsschülerin wohl nur mitgenommen worden

war, um kein Gerede in der Öffentlichkeit aufkommen zu lassen, schien ihm denn doch sehr verdächtig.

Er traute dem Kapitän, was Germaine betraf, schon lange nicht. Im Wesen Spiros, mit dem er in dem Aeroklub häufig verkehrte, verriet so manches eine Veränderung der Sinnesart, sein Streben, aus der Zigeunerromantik, die ihn wegen seines Berufes und seiner Vergangenheit umgab, herauszukommen und sich mit dem Schein vornehmen Bürgertums zu schmücken. Die vielen kostbaren Ringe, durch die er früher denen von St. Jakob hatte imponieren wollen, waren von seiner Hand verschwunden. Er trug nur noch einen, wohl weil hier zu Lande viel Schmuck eher gegen als für einen Mann spricht. Auch verkehrte er kaum mehr mit den Künstlern vom Theater und den Leuten von der Feder, sondern hielt sich an die ehrenfestesten Kreise — Offiziere, Gelehrte, Kaufleute, Bankiers, Träger bedeutender Ämter — und ließ in seinen Unterhaltungen durchklingen, daß er sein Wandervogelleben aufzugeben und ein kleines Landgut zu kaufen gedenke, auf dem er neben der Idylle einer bescheidenen Landwirtschaft seiner Freude an Wissenschaft und Kunst leben könne.

War es nicht einfacher, wenn er sich in das Schloßgut Montblé hineinheiratete?

Unruhig fahndete Walter Meiß auf die Schilderung der Lausanner Fahrt durch Germaine Mercot.

Ihre Einleitung war ein Loblied auf den Kapitän.

„An jeden Edeln, an jeden Großen heftet sich die kleinliche Nachrede der Welt. Auch an den Mann,

der sich den Adlern gesellt. Im Anfang seiner Luftschifferlaufbahn hatte Eduard Spiro das Verhängnis, eine englische Schriftstellerin kennen zu lernen. Das war in Kairo. Sie glaubte sich von ihm nicht genügend beachtet und schrieb einen Roman über ihn, der ihn unter die Abenteurer reihte. Man kennt auch in unserem Land die Fabel von der entführten Zirkassierin, wonach er das Leben eines jungen Weibes auf dem Gewissen haben soll. Er selber war zu stolz, das Märchen je zu widerlegen; seit er aber in unserem Lande lebt, bedrückt ihn die Verleumdung. Es ist kein Wort davon richtig. Spiro hat einfach als Kaufmann im Orient gelebt. Wie es in jenen unsicheren Ländern leicht vorkommt, verlor er in kühnen Unternehmungen einen Teil seines Vermögens, und über den Anstrengungen, das Verlorene wieder zu gewinnen, wurde er krank. Die Wiedergenesung erforderte ein paar Jahre, und in dieser Zeit wurde er Luftschiffer. Woher ich das weiß? Von ihm selbst! Niemand hat ein Recht, an seiner Darlegung zu zweifeln, und am wenigsten werden es diejenigen tun, die das Glück haben, den adlerhaften Mann selber zu kennen und mit ihm im grenzenlosen Schweigen der Wolken Auge in Auge bedacht zu haben, wieviel Engherzigkeit doch an den Menschen der Tiefe klebt."

„So gescheit und so töricht!" murmelte Walter Meiß. Wozu hatte Germaine Mercot den guten bürgerlichen Ruf des Kapitäns zu verteidigen, ihn vom Schein einer Räubergeschichte, an die doch niemand recht glaubte, zu befreien? Vielleicht war es ihr eigenes tiefes Be-

dürfnis, den Mann, den sie liebte, frei von Frauenabenteuern zu sehen.

Da lag aber auch schon ein Brief Germaines. Sie übersandte damit einen größeren Posten Geldes als freiwilligen Beitrag zu den Ausgaben des Aeroklubs und schrieb: „Eduard Spiro hat es ausgeschlagen, sich für die wundervolle Fahrt bezahlen zu lassen. Mein Vater aber duldet die Großmut des Kapitäns nicht, darum wähle ich diesen Weg, um mittelbar einen Teil des großen Dankes abzutragen, den ich meinem Freunde schuldig bin."

Walter hätte am liebsten das Geld an Germaine zurückgeschickt, aber es gehörte nicht ihm. „Mein Freund — mein Freund". War sie mit dem Titel immer so freigebig?

Der Brief aber lief fort und enthielt eine herzliche Einladung nach Schloß Montblé: „Daß sie nicht früher gekommen ist, mein lieber Herr Walter, entschuldigen Sie gütigst. Ich hatte in mir selber erst einen schweren Kampf auszufechten, bevor ich an ein Wiedersehen mit Ihnen denken durfte — an ein Wiedersehen, um mit Ihnen Schicksalswendungen zu besprechen, die nur in einem mündlichen Austausch von Seele zu Seele darzulegen sind. Ich hoffe Sie in ein großes, reines Glück führen zu können!"

Was war das? Für ihn gab es kein großes, reines Glück als ihre Hand! O, daß diese liebe Hand die geheimnisvolle Verheißung wäre!

Mit dem Segen der Eltern, halb in Hoffnung, halb in Bangen, reiste er nach Montblé.

X

Ein träumender Herbsttag lag über dem Land, als Walter Meiß seinem Glück entgegenfuhr. Seine Gedanken drängten vorwärts und eilten zurück nach St. Jakob.

Der aeronautische Klub hatte gestern abend noch Sitzung über eine wichtige Frage gehalten: die Anschaffung eines eigenen Luftfahrzeuges, wichtig deswegen, weil ein Pariser Ballongeschäft von Ruf die Gesellschaft auf einen günstigen Gelegenheitskauf aufmerksam machte. Man sprach schon davon, zwei Sachverständige nach Paris zu senden, um das Angebot zu prüfen. Da meldete sich Spiro zum Wort: Er bitte um Verschiebung des Beratungsgegenstandes, er gedenke sich endgültig vom Luftschiffwesen zurückzuziehen und hoffe, der Gesellschaft bald seinen „Sirius" zu noch günstigeren Bedingungen zum Kauf anbieten zu können. Seine Erklärung rief eine lebhafte Bewegung hervor, der Gedanke seines Rücktrittes nach dem überaus schön verlaufenen Luftfahrtsommer von St. Jakob! Irgendein Mitglied platzte mit der Frage heraus: „Wollen Sie denn heiraten, Kapitän?" Und mit siegreichen Augen erwiderte Spiro kurz, wie es seine Art war: „Je nun — man wird sehen!"

Das ging Walter Meiß auf seiner Fahrt durch den Kopf.

Da fuhr aber der Zug schon in die welsche Landschaft hinein. An langgestreckten Hügellehnen jauchzten die Leute bei der Weinlese. Die Böller donnerten in

das halbsonnige Land, freudige Lieder wehten von den Hängen durch die Luft. An einer Station standen Mädchen und Bursche, die Schultern mit Rebenzweigen umkränzt, an denen goldigreife Trauben hingen, und aus vollen Körben bot die lustige junge Winzerschar den Reisenden durch die offenen Fenster des Zuges die Früchte mit dem Rufe an: „Cadeaux de reine Berthe!“ Geschenke der Königin Berta, jener Königin aus grauer Zeit, von der in diesem schönen und glücklichen Land nach den Sagen und Liedern des Volkes jedes Gute und jeder Segen kam!

Reine Berthe — wird sie auch ihm etwas Gutes und Segen bringen?

Städtchen und Schloß Montblé lagen versonnen wie träumendes Mittelalter im milden Herbstglanz.

Auf dem kleinen Bahnhof stand Germaine — nicht die in Sandalen dahergaloppierende Schriftstellerin, wie sie damals unvermutet aus ihrem Zedernversteck hervorgerufen war, sondern die junge Dame von Welt. Walter klopfte das Herz.

Germaine empfing ihn mit einem heiteren und unbefangenen Lächeln, streckte ihm die Hand wie einem guten, alten Freund hin und sagte, die dunklen Augen mit einem vollen Strahl auf ihn gewendet: „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Herr Meiß! Wenn Sie gestatten, steigen wir auf einem Fußweg bergan. Oben können wir uns in aller Stille und Ungestörtheit besprechen.“ Bei den letzten Worten verschleierte sich ihre Stimme ein wenig, und sie schlug den Blick zu Boden.

Der Weg führte sie quer durch das alte, winklige Städtchen, durchschnitt seine einzige Straße und stieg auf ungefügen, von Blumen und Unkraut durchwucherten Steinstufen zwischen Gemüsegärten, Obstbäumen und Weingelände bergan. Überall waren die Leute geschäftig, den Segen des Herbstes einzusammeln, und flogen die Mützen von den Köpfen. Die Kinder kamen und streckten die Hände durch die Hecken: „Reine Berthe, wir wollen dich grüßen!"

„Wie Sie von jung und alt verehrt werden, Fräulein Germaine!" warf Walter hin.

„Sie hatten mich schon gern, als ich ein kleines Mädchen war," lachte sie. „Nur letzthin waren sie sehr unzufrieden mit mir, als sie hörten, daß ich mit Kapitän Spiro in die Luft gestiegen sei. Das begriffen die einfachen Leute nicht."

Bei der Erwähnung Spiros stieg ihr das Blut in die Wangen, und als sie die efeuumrankte Pforte des eigenen Gartens aufschloß, schien ihm, daß ihre Hand unsicher sei. „Mein Vater ist draußen in der Weinlese," sagte sie, „aber er wird kommen, um Sie zu begrüßen. Wir bleiben wohl im Garten. Ich habe Ihnen hier einen kleinen Imbiß bereitstellen lassen. Setzen wir uns! Auf Ihr Wohl, Herr Meiß!"

Ein Trunk goldigen Weines stand vor ihm. Er aber versetzte mühsam: „Vor allem anderen das, weshalb ich gekommen bin — es ist ein Bekenntnis, Fräulein Germaine. Ich liebe Sie! Darf ich irgendwelche Hoffnung haben?" Durch seine Stimme klang die mächtige Erregung.

Germaine zuckte merkbar zusammen, senkte die Augen, hob sie und sah ihm lange und stumm in die seinen. Sie ergriff seine Hand, hielt sie fest und sagte: „Sie werden mein Nein verstehen — wenn Sie mich gehört haben!"

Aus seinen Wangen war das Blut gewichen. Er war auf dem Sprung, zu sagen: „Genug, Fräulein Mercot, das übrige ist für mich belanglos!" Sie hielt aber seine Hand, im Zittern ihrer Stimme, in der herzlichen Bitte ihrer Augen lag eine Macht, die ihn zum Gehorsam zwang.

Wieder einige Herzschläge lang saßen sie stumm. Walter war es, der das Schweigen brach. „Warum kann es nicht sein, Fräulein Mercot?" fragte er gedämpft.

„Ich schrieb Ihnen, ich hätte einen Traum zu begraben," versetzte sie leise. „Jener Abend, da das Luftschiff herniederstieg, war mir ein wunderbares Erlebnis. Die Abend- und Morgenstunden werden mir unvergeßlich bleiben, Ihre Erscheinung, Ihre Worte. Ich faßte ein unendliches Zutrauen zu Ihnen, und mir war nachher, als dürfte ich mit allem und jedem, was mich bewegt, zu Ihnen kommen und fände bei Ihnen Empfänglichkeit und Verständnis."

„Und dieses Gefühl haben Sie nicht mehr?" versetzte er schwer.

Als hätte sie nicht gehört, fuhr sie fort: „So viel wie in jenen Tagen habe ich nie in den blauen Himmel geblickt. Mir war stets, das Wunder müßte sich erneuern: Sie wieder mit dem Luftschiff zu uns her-

niedersteigen. Statt dessen kamen Ihre lieben Briefe. Ich freute mich darüber. Weil Sie dort wohnten, erschien mir St. Jakob, an das ich keine besonders lieben Erinnerungen von früher besaß, in verklärtem Licht. Mit einigen früheren Mitschülerinnen nahm ich wieder einen Briefwechsel auf, auch mit Klothilde Geißberger. Ich erhielt von ihr nach einiger Zeit plötzlich die Ankündigung ihres Besuches, eigentlich der Erfüllung meiner oft ausgesprochenen Bitte. Sie kam noch sehr erholungsbedürftig hier an, und seltsam — in wenigen Stunden waren wir befreundeter als je. Ihr Besuch dehnte sich länger aus, als sie beabsichtigt hatte. Ich sprach mit ihr von der großen Überraschung, die uns die Ankunft des Luftschiffes bereitet hatte, mit Vorliebe aber von Ihnen, und ich ärgerte mich beinahe über Klothilde, was für eine bloß beiläufige Teilnahme sie mit Ihrem Namen zu verknüpfen schien. Eines Abends aber kam ein Brief von Ihnen, Klothilde erkannte die Schrift, stellte ein paar forschende Fragen, und ich — ich war die Törin, die plötzlich mit ihrer Liebe zu Ihnen aus der aufgespeicherten Fülle des Herzens hervorbrach. Ich fasse selber nicht mehr, wie rückhaltlos. ‚Sieh, Klothilde,‘ rief ich, ‚so ist es einem Mädchen zumute, wenn es einen Mann tief und wahrhaftig liebt. — Küssen möcht' ich!‘ Und ich drückte meinen Mund herzhaft auf ihre Wangen.“

Germaine atmete tief, als stehe ihr nun eine schwere Aufgabe bevor.

Auch Walter schwieg. Erst nach einer Weile sagte er: „Ich danke Ihnen, Germaine.“

Ihre Hände lagen wieder ineinander.

„Und dann die schreckliche Nacht!“ fuhr sie fort. „Klothilde hatte sich schwankend von der Bank unter der großen Zeder, auf der wir gesessen hatten, erhoben. Sie ging auf ihr Zimmer, entschuldigte sich vom Abendbrot wegen Kopfschmerz und lehnte es ab, irgend jemand zu empfangen. Ich wußte, daß ich eine Torheit begangen, an irgendeine Herzenswunde der Freundin gerührt hatte, aber wie tief — das ahnte ich nicht. Ich wurde gegen drei von einer Magd geweckt: ‚Fräulein Geißberger ist heimlich aus dem Schloß gegangen, auf ihrem Tisch lagen verschiedene Briefe — es wird überall nach ihr gesucht.‘ Die Magd gab mir einen Brief, der an mich gerichtet war und aus dem ich ersah, daß sie in den Tod gehen wollte. Ich habe nie ein leidenschaftlicheres Bekenntnis einer Frauenseele gelesen — doch kein Wort mehr darüber. Aber eins erkannte ich daraus klar: Wie sonnig und innig du Walter liebst — sie hat ihn mehr geliebt! Selber bis zum Sterben elend, spürte ich es: Nun steht die Tote zwischen dir und Walter — es ist kein gemeinsames Glück mehr möglich!

„Der frühzeitigen Entdeckung ihrer nächtlichen Flucht war es zu danken, daß sie an der Ausführung ihres schrecklichen Vorhabens gehindert werden konnte. Ich pries Gott auf den Knien, aber augenblicklich erkannte ich auch: Nun steht die Lebende zwischen uns! Das war der Morgen, an dem ich Ihnen schrieb: ‚Ich muß einen Traum begraben.‘ Den Brief habe ich keinen Augenblick bereut — ich bereue ihn auch jetzt

in Ihrer Gegenwart nicht. Ich will kein Liebesglück, auf dem das Unglück einer anderen lastet — einer Freundin!"

Erschüttert hatte Walter zugehört. Eine Weile saßen die beiden regungslos.

„Klothilde hat meine Werbung zurückgewiesen," versetzte Walter schmerzhaft bewegt.

„Ich glaube nicht, daß etwas zwischen Ihnen und Klothilde ist, was ich nicht weiß," erwiderte Germaine. „Nach der Verwirrung jener Nacht hat sie mir ihr Leben und ihre Liebe bis auf den Grund gebeichtet, wir haben uns wie zwei Schwestern ausgesprochen."

„In ihrem Brief an meine Mutter beharrt aber Klothilde auf ihrer Verweigerung eines Herzensbundes mit mir," sagte Walter. „Sie schreibt, sie werde mir weder einen lauten noch einen leisen Vorwurf machen, wenn mich der Weg der Liebe zu Ihnen führe."

„Welche Widersprüche hat das menschliche Herz," versetzte Germaine träumerisch, „was für dunkle zwingende Kräfte, daß wir das Gegenteil dessen sprechen müssen, was unser wahres Fühlen und Denken ist, daß wir sprechen müssen, was wir später bereuen bis zum letzten Atemzug! Wenn wir Frauen so unwahr werden, so kommt es stets aus verletztem Gefühl, das uns die trennenden Hindernisse viel größer erscheinen läßt, als sie sind, und was mit einem lieben Wort wegzuräumen wäre, wird zu einem unübersteiglichen Berg. Dieses liebe Wort sind Sie Klothilde noch schuldig. Und wenn Sie bedenken, wie furchtbar sie um ihre Liebe

gelitten hat, so können Sie über den Weg, den Sie nach unserem Abschied einschlagen sollen, nicht mehr im Zweifel sein — über den Weg zu einem großen, reinen Glück, das ich Ihnen nach dem Besuch Klothildens nicht mehr bieten kann. Der Weg geht nach England zu der Gespielin, der Freundin Ihrer Jugend. Hand in Hand, Aug' in Auge rufen Sie die schönen Tage zurück! Dann —"

„Und wenn Klothilde auch dann von mir nichts mehr wissen wollte?" fragte er mit einem leisen Hoffnungsschimmer.

„So schlecht werden Sie Ihre Sache nicht machen," erwiderte Germaine. „Aber auch dann könnte ich Ihnen die Hand nicht reichen. Klothilde würde stets zwischen uns stehen. Und —" sie zögerte ein wenig, errötete und schlug den Blick nieder — „ich liebe Spiro!"

Das Wort gab Walter einen jähen, schmerzhaften Ruck.

Germaine spürte es. „Gestatten Sie, daß ich auch darüber mit Ihnen spreche," bat sie. „Ich tue es, weil ich wünsche, daß Sie Spiro die hohe Achtung schenken, die er verdient. — Wie soll ich Ihnen diese Wendung erklären? Damals, als ich noch glaubte, wir — Sie und ich würden uns finden, habe ich heimlich selber über die Werbung des Kapitäns gelacht, aber als ich wußte, daß Sie mir verloren waren, begann ich — sehr zum Schrecken meines Vaters — den Kapitän ernst zu nehmen. Ich spürte in dem gewandten Weltmann den echten Kern. Die Umwandlung geschah, als er mir seine Lebensgeschichte erzählte

und ich den Brief einer Frau gelesen hatte. Er liebte als hoffnungsvoller Kaufmann in Alexandrien eine junge, vornehme Dame, ein gewagtes kaufmännisches Unternehmen aber richtete ihn fast völlig zugrunde, und die Dame, die ihm in die unsicheren Verhältnisse nicht folgen wollte, löste die Verlobung auf. Sie heiratete einen scheinbar sehr reichen Mann, und die Ehe war mit drei Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, gesegnet. Über die Familie brach plötzlich das Unglück herein. Der Mann wurde als Wechselfälscher entlarvt und starb bald darauf im Gefängnis. Die Frau geriet mit den Kindern in bittere Not. Da erinnerte sich der Kapitän seiner ehemaligen Verlobten, unterstützte die Frau durch dritte Hand mehrere Jahre, und erst kurz vor ihrem Tode erfuhr die Sieche, wer ihr Wohltäter war. Sie schrieb ihm einen von Dank überströmenden Brief, in dem sie ihm, als dem edelsten Manne, den sie im Leben kennen gelernt habe, ihre Kinder, die bald Waisen sein würden, zu barmherziger Fürsorge empfahl. Spiros Zusage war der letzte Sonnenstrahl in einem Leben voll Unglück. Und der Kapitän hat sein Wort an den fremden Kindern gehalten. Die beiden Knaben besuchen in einer rheinischen Stadt das Gymnasium, das Töchterchen Elvire wird in einer guten Pension Lausannes erzogen. Es war der kleine Mitpassagier bei meiner Fahrt.

„Der Brief jener armen Mutter hat mir Spiro nahegebracht. — Das Mädchen ist übrigens hier in der Weinlese zu Besuch — sehen Sie, dort kommt es mit meinem Vater. Ohne daß das Kind eine

Ahnung hat, soll es Friedensstifter sein zwischen meinem Vater und Spiro, der dessen Gunst bisher durchaus nicht hat erringen können."

Die Kleine war ein entzückendes Geschöpf, von edlem Gesichtsschnitt, mit strahlenden Blauaugen und wallendem Goldhaar.

Walter sah sie nur einen Augenblick, da sie fortsprang, und seine Aufmerksamkeit gehörte Herrn Mercot, der ihn mit großer Liebenswürdigkeit begrüßte.

„Ich muß nach Elvire sehen," versetzte Germaine, „doch sagen wir uns noch nicht Lebewohl, Herr Walter. Wenn Sie zum Bahnhof gehen, begleite ich Sie ein Stück."

Die beiden Männer waren allein. Herr Mercot, der Fünfziger mit dem blühenden Gesicht und dem lebhaften Geist, lud Walter zur Weinlese ein und zur Besichtigung seiner Fabrik.

Walter lehnte höflich ab.

„Ich verstehe," erwiderte Herr Mercot halb lachend, halb knurrig. „Ich verstehe überhaupt alles in der Welt, nur die jungen Damen von heute nicht. Früher gehorchten die Töchter den Vätern, jetzt erziehen die Töchter die Väter zum Gehorsam gegen ihre tollen Wünsche. Da fährt Germaine Ballon und schreibt Feuilletons und hat keinen Sinn für die Männer, die wie ich das Brot nach alter Sitte ehrlich verdienen." Zum Zeichen seines Ärgers klopfte er mit dem Stock, der ihm bei seinem Fußleiden als Stütze diente, ein paarmal auf den Boden. „An einen Windbeutel, Abenteurer und Luftschiffer hängt sie sich. Sie bringt

kleine Mädchen ins Schloß, die uns nichts angehen — nun, das ist nicht schlimm, das Elvirchen ist mir lieb. Im übrigen aber muß ich schon sagen, Herr Meiß, es ist ein Unglück, eine einzige Tochter zu haben — ich muß schon sagen, daß Germaine, wenn sie nun einmal keinen Gefallen an den jungen Geschäftsleuten unserer Gegend findet — nein, sprechen wir nicht mehr davon, trinken wir einen Montblé, es ist ein alter vortrefflicher Sorgenbrecher!"

Germaine kam mit dem Kinde wieder.

Da drängte Walter zum Aufbruch. Als sie sich anschickte, ihm das Geleite zu geben, wollte auch das Blauaug und Blondhaar mit. Sie wies es freundlich zurück.

Germaine und Walter gingen still nebeneinander die Wege des Gartens hinunter, er fühlte, daß auch ihr der Abschied nicht leicht fiel. Bei der großen Zeder mit den flutenden Ästen stockten ihre Schritte. Sie mochten beide an das gleiche denken, an den schönen Morgen — und den Kuß.

„Ihnen und dem Kapitän viel Glück," brach Walter das Schweigen, „viel Sonnenschein auf den gemeinsamen Weg!" Mehr brachte er nicht hervor, und das wenige nur mit erstickter Stimme.

„Ich habe noch ein Versprechen gegen Sie einzulösen," flüsterte Germaine, blickte mit ihren dunklen, glanzvollen Augen unendlich lieb in die seinen, und ehe er sich's versah, gab sie ihm mit bebenden, schwellenden Lippen einen langen Kuß. „Wer hätte gedacht, daß es ein Abschiedskuß sein würde!" zitterte

ihre Stimme. „Leben Sie wohl, mein lieber Walter Meiß. Vergessen Sie nicht, daß der Weg ins große, reine Glück Sie zu Klothilde führt — und daß ich mich mit Ihnen aus Herzenstiefen freue, wenn Sie es gefunden haben. Hoffentlich — bald! Sie dürfen Klothilde nicht länger leiden lassen!"

In ihren Augen standen große, klare Tränen. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn bis zu der kleinen, efeuumrankten Pforte.

Walter stieg in schwerer Versonnenheit gegen das Städtchen hinunter. Als er aber den Kopf hob und zurück gegen das Schloß blickte, sah er noch ein Winken ihrer lieben Hände. —

Auch ihm war ein Traum zerronnen — reine Berthe zu einer Sage geworden, wie jene gute Königin grauer Vorzeit, deren Lied und Lob im Volksmund mit den Worten beginnt: „Es war einmal."

XI

Der Luftschiffsommer von St. Jakob war vorüber, Kapitän Spiro von seinem Beruf zurückgetreten. Eine kräftige Frucht des Sommers aber, der im Gedächtnis der Bevölkerung wie ein großes Ausstellungsjahr fortlebte, wuchs und gedieh — der Aeroklub.

Spiro war sein Instruktionsoffizier. Schon gegen das Ende des nächsten Sommers kam er aber seltener nach St. Jakob gefahren. Die einen sagten, weil er so glücklich verheiratet sei und seine

junge Frau, die welsche Dichterin, nie lange missen möge; die anderen behaupteten, weil er sich heimlich darüber ärgere, daß sein vom Aeroklub angekaufter „Sirius", mit dem er so viele glückliche Fahrten unternommen hatte, seit einer gründlichen Erneuerung seiner abgebrauchten Bestandteile den Namen „St. Jakob" trug. Der wahre Grund lag wohl in der Erkenntnis, daß die Gesellschaft unter der kraftvollen Leitung des Hauptmanns Walter Meiß über einen Stab tüchtiger Führer verfügte.

Dieser war die Seele des Klubs. Als er selbständiger Architekt geworden war und im Auftrag der Stadt ein Kunsthaus baute, befürchteten manche Klubmitglieder, daß seine Freude am Ballonwesen unter dem vollen Maß der geschäftlichen Arbeit erlahmen werde. Sie täuschten sich — die Fahrten mit dem „St. Jakob" waren dem jungen Manne, dessen Seele aus stählerner Willenskraft zu bestehen schien, die anregendste Erholung aus der Arbeit seiner Tage und Wochen.

Für seinen Beruf, den Militärdienst und die Luftschiffahrt fand er immer Zeit — für junge Damen und die Zerstreuungen der Liebe nie! Er genoß in St. Jakob den Ruf eines unerschütterlichen Hagestolzes. Neben einem Kranz von Bürgerstöchtern waren auch die Eltern mit diesem Wesen unzufrieden. „Die Welsche — hat ihm denn ihre Absage wirklich einen so harten Stoß gegeben? Denkt er nie mehr an Klothilde Geißberger? Sollen wir es überhaupt nicht erleben, daß er uns eine Schwiegertochter ins

Haus bringt und fröhliche Enkel um uns spielen?" Mit ihm selber darüber zu sprechen, wagten sie aber nicht. Er hatte sich bald nach dem Besuche bei Germaine Mercot jede Aussprache über seine Herzensangelegenheiten verbeten.

Den Verlust Germaines hatte er langsam verschmerzt, war aber ihrer Bitte, Klothilde in England zu besuchen, nie gefolgt. Aus Trotz gegen Germaine nicht. Sie, die ihn abgewiesen hatte, allerdings zart und vornehm abgewiesen, sollte sein Herz nicht leiten!

An Klothilde konnte er nur mit Gewissensbissen denken.

Was wußte er von ihr? Daß sie auf dem Schloß des Grafen Walpole, in einer der schönsten Gegenden an der Themse, eine Stelle als Erzieherin bekleidete, äußerlich eine feine und geachtete Stellung. Wie aber sah es in ihrem Innern aus? Daran wagte er nicht zu denken. Heimweh — Heimweh, obgleich sie auf die wiederholten Bitten ihrer Eltern, sie möchte heimkehren, den Gedanken daran stets mit der Begründung ausgeschlagen hatte, sie befinde sich in den schönen englischen Verhältnissen wohler als in St. Jakob.

Die schönen englischen Verhältnisse? — O, es war doch nur ihr verletzter Stolz, der sie in England zurückhielt!

Oft wogte ein herzliches Heimweh nach ihr durch seine Seele und verklärte ihre Gestalt mit den vielen Erinnerungen der Jugend. Aber wie sie den Weg in

die Heimat nicht fand, fand er ihn nicht zu der Stolzen, die sich selbst von ihm hinweg verbannt hatte.

Erst ein Ballonabenteuer führte ihn auf die gute Spur.

* * *

Zwölf Stunden schon glitt der „St. Jakob" durch Wind und Wolken, durch einen schlechten und trüben Tag. Er gehörte zu den fast hundert Fahrzeugen, die auf dem Tempelhoferfeld bei Berlin zum Wettfliegen um den Gordon-Bennett-Preis aufgestiegen waren, und führte das Schweizer Banner — das weiße Kreuz im roten Feld — über die norddeutsche Tiefebene.

Auf der Ausschau im Korb stand Walter Meiß.

Neben ihm kauerte, tief in den Pelz geschlagen, Oberst Gantenbein. Er schlief oder tat so, als ob er schlafe. Die Freunde, der alte und der junge, hatten sich auf eine wenigstens vierundzwanzigstündige Fahrt verabredet, der „St. Jakob" war dafür mit Ballast und allem Nötigen auf das sorgfältigste ausgerüstet. Während der eine Führer wachte, sollte der andere ruhen.

Wolken, Wolken, über und unter, vor und hinter dem Fahrzeug, Nebel, durch den kaum spürbar der junge Tag graute.

Durch einen Riß wurde in nicht zu großer Tiefe ein Stück Erde sichtbar, Feld und Wald, darin eingeduckt ein Dorf. Auf einem Flusse zog ein weißes Segel, in dem Boot hantierten Schiffer, bellte ein

Hund. Walter Meiß setzte das Sprachrohr an und rief, nach jedem Wort abbrechend, langsam: „Wie — heißt — der — Fluß — die — nächste — Stadt?"

„Trave," riefen die verwunderten Schiffleute, „und die Stadt —" Diesen Namen konnte Walter nicht mehr verstehen, doch hellte das Wetter sich auf, links unten erkannte er in greller Sonne die alten Türme von Lübeck, der Ballon folgte der Eisenbahnlinie nach Kiel, ging über die Seenplatte von Eutin, deren Gewässer im Herbstnebel silbern aufglänzten, und die Schweizer Fahne, die vor Nässe an der Seide geklebt hatte, begann wieder lustig zu flattern.

„Hallo!" begrüßte Walter den erwachenden Obersten. „Der ‚St. Jakob' treibt wieder ab — wir werden über die Ostsee nach Schweden fliegen!"

Ein Imbiß, und der Oberst übernahm die Führung.

Walter Meiß kauerte im gesunden Schlaf der Jugend.

Einige Stunden hatte der „St. Jakob" ruhige, sonnige Fahrt. Dann hüllten ihn wieder Wolken und Nebel ein. Nur ein Glockenton oder ein Lokomotivenpfiff aus der Tiefe verriet von Zeit zu Zeit, daß sie noch über festem Lande schwebten. Ein Glutstrahl der sinkenden Sonne drang durch das Gewölk und belebte den Mut. Sie standen an der Scheide von Land und Meer, das gegen Westen in roten Flammen dalag.

Einen Augenblick berieten der Oberst und Walter Meiß — das Ergebnis war ein Kopfnicken des Alten, ein kräftiges „Zu!"

Der „St. Jakob" wird wohl an der Spitze von

Norwegen landen. Fällt er vorher in die Wogen, so ist die Gefahr bei dem ruhigen Wetter nicht groß. Er wird im schlimmsten Fall von einem der Dampfer oder der zahlreichen Fischerboote aufgenommen, die in diesen belebten Meeresgegenden kreuzen.

Zu Beginn der Nacht aber verschlechterte sich das Wetter. Nach einigen Stunden vermochten sie das fahle Schimmern des bewegten Meeres nicht mehr zu erkennen, die Lichter der Schiffe wurden schwächer und schwächer — sie trieben wieder im Nebel, unter sich das wachsende Brausen der See. Oder ist es das Stimmengewirr einer großen Stadt? — Nein, es ist das pfeifende Heulen des Windes und der Meereswogen.

Keiner schläft. Nur selten wechseln die einsamen Fahrer ein Wort. Einmal bemerkt der Oberst: „Mitternacht — bis zum Morgen können wir was erleben."

Schneeböen jagten um den „St. Jakob", Hagelschauer trommelten auf die Seide. Endlich wieder ein Schiff mit drei bunt blitzenden Lichtern, mit geblähten Segeln, vom Winde schief auf die Wellen gedrückt. Ehe sie es anrufen konnten, hatten sie es überholt und blieb es im Nebel zurück. Der fliegende Holländer, dachte Walter Meiß. Nur so viel wußten sie: sie glitten nicht sehr hoch über den Wellen, sie fuhren mit einer rasenden Schnelligkeit, denn das Schiff mit den fast berstenden Segeln ging gewiß nicht langsam, und sie hatten es in der Zeit eines Herzschlags von hinten nach vorn überkreuzt. Wo lag ihr Ziel? In den offenen Weiten des Atlantischen Ozeans? Wenn

Walter Meiß einen Strahl der elektrischen Taschenlampe auf die Bussole warf, erkannte er, daß der Ballon seine Richtung beständig wechselte: im wesentlichen jagte er nach Westen — die Hoffnung, in Skandinavien zu landen, mußten sie aufgeben.

Morgens drei Uhr! Ein feuchter Schnee fällt in mächtigen Flocken. Er klebt sich an die Seide des sinkenden Ballons. Dicht unter ihnen phosphoreszieren die weißen Wogenkämme durch die Nebel. Eine Gischtwelle schlägt durch den Boden des Korbs — und wieder eine!

Walter Meiß spricht kein Wort. Er klettert in das halb vereiste Strickwerk, höher, höher, und reinigt, so gut es geht, den Ballon von Schnee. Nach einer Viertelstunde ist er wieder im Korb. „Unser Bordbuch wird interessant!“ sagt er mit einem Anflug von Lächeln.

„Ich fürchte, die Haifische lesen es einander vor,“ erwidert der Oberst trocken.

Doch ist der „St. Jakob“ wieder ordentlich flott, und es schneit nicht mehr. Erst etwas vor Tagesgrauen erneuert sich die Not. In langen Sprüngen setzt das Fahrzeug über die Wellen — die Gondel taucht etwas — wieder — wieder. Sie opfern vom zweitletzten Sandsack die Hälfte — eine halbe Stunde ist dem Tod abgerungen; aber stärker spüren sie die inneren Leiden der aufregenden Fahrt und ihrer körperlichen Überanstrengung, sie sehen Schiffe, die keine sind, Signale, die nur in ihren Augen blitzen, hören Rufe, die nur aus ihren eigenen Ohren kommen.

„Ruhen Sie eine Viertelstunde, Kamerad!“ sagt der Oberst. „Ich werde nachher dasselbe tun.“

Walter Meiß sitzt, die Augen fallen ihm zu, er schläft nicht und träumt doch. Seltsam, wie klarhell die Bilder der vergangenen Tage lebendig werden, sich eins ums andere jagen, sich unterbrechen und wieder aneinanderreihen. Bei der Abfahrt auf dem Tempelhoferfeld hatten ihm Käslin und seine junge Frau, die sich auf der Hochzeitsreise befanden, die letzten Grüße und Glückwünsche der Heimat mitgegeben. Die junge Frau war aber nicht Klothilde Geißberger. Und nun spielte das hellseherische Träumen Walters um Klothilde. Er stand mit ihr im Sonnenaufgang auf Bergeshöhe, er fuhr mit ihr im Kahne auf dem Heimatsee, und die Türme von St. Jakob leuchteten im Mondenschein, er sah sie auf der einsamen Station Rheinsberg zwischen den kupferroten Föhrenstämmen hervortreten, er hörte ihren Jubelruf: „Walter — etwas Lieberes hättest du mir nicht tun können, als daß du mich besuchen kommst!“ Er spürte ihre Hände in den seinen und sah sie in ihrer sanften Mädchenhaftigkeit und stolzen Vornehmheit, in der Fülle ihres dunkelblonden Haars, die feinen, blauen Adern an der schöngewölbten Stirn ...

Der Strahl der elektrischen Taschenlampe, die Gantenbein entzündet hatte, weckte ihn aus dem bilderreichen Halbschlummer.

Der Oberst schrieb, aber nicht in das Bordbuch, sondern auf ein einzelnes Blatt.

„Was tun Sie?“ fragte Walter verwundert.

„Ich traue dem Teufel nicht, Herr Hauptmann," suchte der Oberst zu scherzen. „Ich schreibe eine Flaschenpost an unseren Aeroklub — mein Bedauern, daß wir den ‚St. Jakob' zu Tode reiten — und Grüße an meine Tochter, den Schwiegersohn und die Enkel — ich werde gleich auch Sie schreiben lassen. Das ist wichtiger. Sie haben Eltern. Die Teufelei mit den kalten Bädern wird schon bald wieder beginnen — wärmen Sie sich zum Schreiben die Hände am Thermophor!"

Der Morgen dämmert langsam. Im grauen Zwielicht schreibt Walter, eine Aluminiumplatte auf den Knien — er schreibt den Eltern — Klothilde — irgend etwas von töricht versäumtem Glück, von letzten Grüßen, von einer in Todesnot erwachten großen Liebe. Er weiß selber nicht genau, was er schreibt, die Klarheit der Gedanken hat ihn verlassen — Kapitän Spiro und seine Frau in Montblé, reine Berthe — auch sie verdienen einen letzten Gruß!

Nein, dafür ist's zu spät! Die beiden Flaschen schnell verkorkt — und in den Kampf mit den Wellen! Das Meer ist wild, der Sturm nimmt zu, der „St. Jakob" setzt über die schaumgekrönten Wogen, sie prallen an die Gondel. Der Oberst wirft die Mäntel ins Meer, den Eßkorb — in halber Betäubung alles, was nicht zur vorschriftsmäßigen Ausrüstung des Ballons gehört. Auch die Flaschen. Wie lange dauert wohl noch die Todesjagd?

Da fällt ein Lichtstrahl in die Nebel, sie stieben auseinander, und Möwen flattern in die Helle. Le-

bendige Wesen! Das ist schon ein Trost nach der furchtbaren Nacht. Eine Flottille von wenigstens hundert Schiffen taucht mit weißen Segeln aus dem schwärzlichen Grau hervor — hinter den Wogenkämmen und grünen Wellentälern erschimmern rote Klippen — über den Klippen eine Stadt. Sie sind in der Nähe des Landes! Und im Sonnenstrahl bläht sich die stark zusammengesunkene Hülle des „St. Jakob". Sie sind auch von den Fischern bemerkt worden. Die Segel suchen nahe zu kommen.

Einen Augenblick später treiben sie wieder in dichtesten Wolken, im nächsten hat das Fahrzeug diese durchbrochen, sie fahren in der Sonne über ihnen und dem stärker brüllenden Meer dahin. Sein Tosen tönt anders als zuvor, es tönt wie prallende, klatschende Brandung. Und jetzt rauscht es hinter ihnen — dumpfer — ferner. — Unter ihnen liegt Land!

Mit gehobenem Mut stellen sie den Sextant, beraten sie die Karten.

Kein Zweifel! Sie haben in der Nähe von Arbroath das schottische Festland erreicht und treiben gegen das Grampiangebirge.

Ein Zug am Ventil des Schiffes, das nur noch leicht von der Sonne gehalten wird. Es sinkt in die Wolken, durchsticht sie rasch, wenig über dem roten Kirchhelm eines Dorfes gleiten sie gegen eine Wiese zur Seite eines Flüßchens hinab, und um dieses nicht auch noch zu überfliegen, werfen sie den Anker aus. Die letzten Rucke des „St. Jakob" erschrecken einen Schäfer und seine Herde. Das Dorf wird lebendig.

Hirten und Bauern nehmen die erschöpften Luftschiffer in liebevolle Pflege. Gerettet — gerettet!

* * *

Zwei Tage der Erholung und der behördlichen Aufnahmen über den Zustand des Luftschiffes und der Instrumente — Walter Meiß wußte nun aus den Schmerzen der Meernacht seinen Weg.

Er ging in das Schloß des Grafen Walpole an der Themse.

„Walter!" Der Jubelruf kam aus Klothildens Mund. „Walter! — Ich danke dir für die Flaschenpost. Sie kam gestern in meine Hände — erst, nachdem ich durch die Zeitungen schon wußte, daß ihr gerettet seid. Und du hast mitten in der entsetzlichen Not so lieb an mich gedacht!" Tränen brachen ihre Stimme.

Was je die beiden Menschenkinder getrennt hatte, das war dahin wie Nebel in der Sonne — geblieben nur das in ihrer Kindheit verwurzelte Gefühl der Zusammengehörigkeit. Und Walter Meiß erfuhr, was er glaubte mit Klothilde nie erleben zu können: in seinem Mannesgemüt den Sturm der Leidenschaft.

Die gräfliche Familie hatte wegen der Stellung Klothildens ein Einsehen. Mit dem alten Obersten fuhren zwei Glückliche über den Kanal, im tiefsten Herzen bewußt ihrer unerschütterlichen Liebe.

Das Haus am See

I

Gottfried, der Student, stürmte durch das Doktorhaus.

„Hedi, ein Brief von Hellmut Schinz!" rief er in den Garten hinab. „Hellmut kommt schon mit dem nächsten Dampfboot an. In einer halben Stunde ist er da!"

Auf dem kleinen Turm des Schlößchens, wie das Doktorhaus, ein ehemaliger Landadelsitz, von den Bewohnern des Dorfes genannt wurde, erschien ein Banner, das weiße Kreuz im roten Feld, und flatterte in den sonnigen Sommervormittag.

„Hedi, was sagst du zur Flagge?" rief der wieder ans Fenster tretende Jüngling, dem ein blonder Schnurrbart bereits den Ausdruck heranreifender Männlichkeit gab.

Zwischen den Rosenstauden des Gartens, die über die niedrige Mauer kletterten und mit ihren Ranken bis in die blaue Seeflut hinabhingen, tauchte der Kopf eines jungen Mädchens empor, dem ein braungoldiger Zopf im Nacken hing.

„Die Flagge? Sehr gut!" erwiderte die Schelmin mit einer anmutsvollen Wendung des Hauptes und mit silbernem Lachen. „Es fehlen zum Empfang deines Freundes nur noch die Trompeter und Pfeifer.

Sag, soll ich mich zum Eintritt des Herrn Schinz in unser Haus nicht in das Netz- und Seerosengewand einer Nixe werfen und ihm unter der Tür ein Willkommengedicht hersagen?"

Die braunen Augen strahlten vor jugendlichem Übermut.

Da war aber Gottfried schon im Garten bei der Spötterin, einer schlankfeinen Gestalt, die mit zurückgestreiften Ärmeln behutsam in die Rosen griff und die frischesten in ihre Schürze schnitt. In ihrer Erscheinung stritten sich die letzten Reste kindlicher Herbigkeit und mädchenhafte Anmut. Der junge Mann aber hatte in seinem Eifer für den Empfang des Studiengenossen kaum Augen für die Schwester, er trat auf das blumenumrankte Rondell der Gartenmauer, das den Blick über den in Perlmuttertönen schimmernden See freigab.

„Mut hat unsere Landschaft noch nicht gesehen," wandte er sich lebhaft an Hedi. „Gewiß wird sie ihm gefallen: der See und unser altes Fischer- und Bauerndorf Sernastad. Er hat den Blick für das Malerische, die Empfänglichkeit für die Bilder am Weg. Ja, wir gehen mit Mut schönen und genußreichen Tagen entgegen!"

„Du lieber Himmel," fiel ihm das Mädchen mit Lachen ins Wort, „man sollte ja glauben, dein Freund sei der Prinz aus Nirgendland!"

Da lachte auch Gottfried treuherzig mit. Es war ein Lachen wie Sonne und Gold aus kräftiger und gesunder Seele. Er legte den Arm um Hedis bloßen,

schlanken Hals und drehte sich mit ihr so rasch im Kreis, daß sie einige der Rosen aus der Schürze verschüttete. Als sie darüber schmälte, rief er: „Nur, daß du mir gegen Mut nicht den Holzapfel spielst — gegen mich mag ich's leiden."

Wieder warf er einen Blick auf den von Fischerkähnen belebten See und hinüber nach Perlberg, dem Städtchen, das mit dem durchbrochenen Turm seines schönen, alten Münsters nach Sernastad herübergrüßte. Von dort näherte sich der zwischen den Uferorten kreuzende Dampfer mählich dem Dorf.

„Ich hole ihn mit der Gondel ab," erklärte Gottfried. „Die Fahrt ist romantischer als der Uferweg." Damit eilte er vom Garten die Wassertreppe hinab in das hübsche Boot, das zum Doktorhaus gehörte. Schon im Davonfahren begriffen, rief er: „In einer Viertelstunde also — wink uns ein wenig entgegen, Hedi!"

Sie stand die Blumen ordnend im hellen Sommerkleid an die Mauerbrüstung gelehnt. Lebendigen Blicks schaute sie Gottfried nach, der die Gondel in kräftigen Stößen gegen den von einem uralten Pfahlwerk umschirmten Landungssteg trieb.

Hedi war außerordentlich neugierig auf den Herzensfreund ihres Bruders. Mit einer Begeisterung, die seinem gelassenen Wesen sonst fern lag, erzählte Gottfried von Hellmut Schinz. Der gefeierte Freund war nach seiner Darstellung der Liebling der Studenten, ein schöner, ein genialer und guter Mensch! Ein guter Mensch! das vor allem wollte sie glauben.

Gottfried, dem bei allem jugendlichen Frohsinn ein gehaltener Lebensernst eignete, ging mit keinem anderen. Ein genialer Mensch! Wie der Bruder erzählte, erledigte Hellmut Schinz nicht nur die schwersten wissenschaftlichen Probleme mit spielender Leichtigkeit, galt er nicht nur als der hervorragendste anatomische Zeichner unter den Studenten, sondern er war in seinem Denken überhaupt so reif und selbständig, daß er es hin und wieder wagen durfte, den Ansichten der Professoren seine eigenen gegenüberzustellen. Und sie schätzten und liebten ihn doch und ließen ihn spüren und wissen, daß sie, wenn erst das rasche Studentenblut vergoren hätte, auf seine forschende Mitarbeit zählten und ihm eine ehrenvolle Gelehrtenlaufbahn bevorstände. Ein schöner Mensch! Aus den verschnörkelten Erkern der Stadtgassen hervor spähten die Mädchen, nickten und lächelten, um einen Gruß von ihm zu erhaschen. Ohne sich viel daraus zu machen, erwiderte er, der Sohn eines der angesehensten Männer in der Stadt, die Zeichen der weiblichen Aufmerksamkeit mit fröhlichem Studentensinn.

Ein Ausbund unter den Menschen, wie man ihn in Sernastad noch nicht erlebt hatte. Das war Hellmut Schinz. Wie ihm begegnen?

Hedi seufzte drollig und ließ die braunen Augen in die Weite gehen. Die Mädchen in der Stadt, nein, die begriff sie nicht, wie sie einen Studenten merken ließen, daß er ihnen nicht gleichgültig sei. Dafür war sie zu stolz. Doch besaß sie ja auch schon ihre heimliche Liebe.

Von Hellmut Schinz glitten ihre Gedanken hinüber zu Wilhelm Nägeli, der ihr und Gottfrieds Jugendgespiele gewesen war, sich dann vom Dorf in die Stadt gewandt hatte und beim Vater von Hellmut Schinz, dem weithin bekannten Seidenindustriellen, seine Lehrlingszeit als Kaufmann zu vollenden im Begriffe stand. Bald würde er zum Abschiedsbesuch nach Sernastad kommen, darauf nach Amerika fahren, in New York ein oder zwei Jahre in einer Zweigniederlassung des Geschäftes arbeiten und als fertiger Kaufmann in die Heimat zurückkehren — vor sie treten und sie um ihre Hand bitten.

Woher wußte sie das? Nun, das stand verschwiegen in Wilhelms Augen, das rauschten von schönen gemeinsamen Jugendtagen her die Wellen im See. Still wollte sie warten, bis Wilhelm von selber sprach. Ihm aber den ersten Schritt entgegentun wie die Mädchen in der Stadt dem Studenten Hellmut Schinz — nein, das gab es nicht. Lieber die stumme Liebe stumm zerrinnen lassen.

Wenn nun aber Hellmut Schinz aus seinem Vaterhause den Wilhelm Nägeli kannte und von ihm sprach? Wie müßte sie erröten!

Hedi unterbrach ihre Träumerei. Sie eilte mit den Blumen ins Haus, um sie für den Empfang des Gastes bereitzustellen, erschien mit einer Näharbeit wieder im Garten, setzte sich auf die Bank unter der großen Platane, stichelte, legte aber die Arbeit zerstreut zur Seite, erhob sich und lockte ihre Lieblinge, die Finken, Rotkehlchen und Meisen, die aus den Kronen hernieder-

flatterten und ihre Gestalt zwitschernd umkreisten. Vom Landungssteg zog das mit freudigem Sommervolk besetzte Dampfboot um den halbinselartigen Vorsprung, auf dem zwischen mächtigen Bäumen das Doktorhaus stand. Auf dem breiten Wellenschweif hinter dem Dampfer schaukelte der Kahn Gottfrieds daher. Am Steuer saß in leichtem Sommerhavelock ein hochgewachsener, eleganter Fremdling und hielt aufmerksam Ausschau nach Dorf und Strand. Hellmut Schinz!

„Hedi — Hedi!“ kam der ungeduldige Ruf Gottfrieds von den Wassern her. Dem Gaste aber zuwinken, wie es der Bruder wünschte, wollte das stolze Schwesterchen nicht, sondern dem jungen Mann von Anfang an und während seines gesamten Aufenthaltes in Sernastad gemessen begegnen. Das war sie ihrer stillen Liebe zu Wilhelm schuldig.

Sie erhob sich, sie ging den Landenden schwebenden Schrittes, doch wie mit einer inneren Zögerung entgegen, und in ihrem Gruß und Wesen lag, vielleicht ihr selbst nicht bewußt, eine kindlich herbe Zurückhaltung.

„Ah, Fräulein Hedwig, das schöne Schwesterchen Gottfrieds!“ Frisch und fröhlich, leicht und ungezwungen klang der Gruß des herantretenden Gastes.

Hedi aber zuckte dabei leise zusammen. Sie hatte das enttäuschende Gefühl, als ob sie von dem vornehmen Freund ihres Bruders nicht ernst genommen würde und in dem Ausdruck „schönes Schwesterchen“ eine Artigkeit liege, die man einem Backfisch, aber

nicht ihr bieten dürfe. Leise gekränkt über den Gruß, zugleich betroffen von der hohen männlichen Schönheit des Erwarteten, verwirrte sie sich und spürte mit Verdruß, daß ihr eine brennende Röte in die Wangen schoß. Wie auswendig gelernt, kamen ihr die paar Worte, die sie sich für den Empfang des Herrn aus der Stadt zurechtgelegt hatte, von den Lippen. Darüber ward sie noch mehr bestürzt und erschien sich vor Hellmut Schinz nun selber wie ein albernes Gänschen. Sie begleitete die beiden lachenden, plaudernden Studenten etwas steif und verlegen ins Haus, ergriff aber die erste gute Gelegenheit, um sich wieder in die Einsamkeit des Gartens zurückzuziehen.

Zornig auf den Gast und ärgerlich über sich selbst, stichelte sie an ihrer Näharbeit.

Gewiß war ihr noch kein so fesselnder Mensch begegnet wie Hellmut Schinz. Das war nicht bloß ein wohlgebauter, blühender Jüngling, nein, eine Edelgestalt unter den Männern. Hinter den wuchtigen Zügen seines Angesichts lag das Geniale, von dem Gottfried gesprochen hatte; etwas lodernd Starkes, das aus einer Feuerseele kam, flammte aus seinen großen, dunklen Augen, zugleich aber lag etwas Weiches, Träumerisches in seinen Zügen, das ihnen eine seltene Anziehungskraft gab, und unbegreiflich war es nicht, daß die Mädchen in der Stadt, geblendet von diesem Angesicht, seinen Gruß suchten. So wie den Freund ihres Bruders hatte sie sich stets einen herzensgewaltigen Dichter oder Künstler vorgestellt.

Was ging aber sie Hellmut Schinz an? Er hatte sie mit dem ersten Gruß gekränkt, und sie, sie hatte sich ärgerlich ungeschickt gegen ihn benommen. Ihr blieb nur der heiße Wunsch, daß er den Staub von Sernastad bald wieder von den Füßen schüttle.

Da kam Gottfried in den Garten gelaufen. „Hedi, wie gefällt er dir?“ sprudelte der Bruder freudig hervor. „Ich habe Mut einen Augenblick den Eltern überlassen, ich bin zu neugierig, wie du über ihn urteilst.“ Vor lauter Eifer bemerkte er die Verstimmung Hedis gar nicht. Sie aber versetzte heftig: „Deinem Freunde sag nur, daß ich achtzehnjährig bin und mich nicht wie einen törichten Backfisch begrüßen lasse.“ Die Zürnende beugte sich trotzig auf ihre Arbeit.

Gottfried suchte ihren Ärger hinwegzuscherzen; als er ihr aber den Kopf mit sanfter Gewalt heben wollte, standen der unmutsvoll Nachgebenden zwei helle Tränen der Kränkung zwischen den langen Wimpern. „Hedi, Hedi,“ lachte er, „ich bin sicher, du verliebst dich noch in Mut!“

„Sei kein Aff'!“ schalt sie in ernstlichem Zorn. „Hinter den Stadtgänschen wirst du mich nicht marschieren sehn. Geh du zu deinem Ausbund!“ Und als er noch zögerte, stach sie mit der Nadel drohend nach seiner Hand.

Das war nun wieder Hedi, die rasch und heiß empfindende Hedi, die mit ihren munteren Launen und Einfällen der liebste, beste Kamerad auf der Welt sein konnte, mit der es aber, wenn sie Trotzkopf spielte,

nicht gut Kirschen essen war. Doch konnten sich zwei so ausgezeichnete Menschen wie Mut und Hedi nicht lange fremd bleiben, und die gegenseitige Schätzung gab sich wohl bald von selbst.

Damit tröstete sich Gottfried.

II

Gottfried Hegner und Hellmut Schinz waren einander spät, erst im vergangenen Winter, freundschaftlich näher getreten; daß sie einige Semester ohne ein näheres Verhältnis in den Hörsälen der Universität nebeneinander hergehen konnten, das lag an der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Kreise, in denen sie bis dahin gelebt hatten.

Mut, der Sohn des reichen Industriellen, der junge Mann mit der genialen Leichtigkeit des Denkens und dem Zauber einer vornehmen Erscheinung, hatte, von Jünglings- und Mädchengunst verwöhnt, als Kavalier in exklusiven Studentenzirkeln mitgetan und das junge Blut sausen und brausen lassen, Gottfried dagegen die studentischen Freuden mit jenem Maßhalten genossen, das der Überlieferung seines ländlichen Elternhauses entsprach. Stets aber hatten die beiden Studiengefährten, die sich nur aus dem Hör- und Seziersaal kannten, eine warme Anerkennung füreinander empfunden, Gottfried für die glänzende Begabung und den schwungvollen Gedankenflug Hellmuts, dieser für die unbeirrbar ringende Tüchtigkeit des Studenten vom Lande.

Eine gemeinsame Aufgabe, die Herstellung eines anatomisch-mikroskopischen Präparates, das nicht leicht gelingen wollte, führte zu einem Gedankenaustausch über die Arbeit. Die ersten Fäden freundschaftlicher Beziehungen gaben und spannen sich, Spaziergänge und Ausflüge festigten sie, und wie verschieden die jungen Männer nach Herkommen, Wesen und Temperament veranlagt waren, fühlte sich doch jeder von der Art des anderen wohltuend angeregt. Der stillfrohe Gottfried Hegner, in dessen Natur ererbtes schweres Bauernblut nachwirkte, erkannte rückhaltlos die geistige Überlegenheit seines Freundes an und war, soweit ihn seine kühle Art dafür befähigte, ganz im Banne der hoch und frei schwingenden Seele; Hellmut Schinz aber empfand den Verkehr mit dem schlichten, doch frohgelaunten Doktorssohn vom Lande wie Odem der Gesundheit für seine von der Fülle der Genüsse schon etwas übersättigte Jugend. Jeder hatte dem anderen aus seiner Welt bisher nur das Beste erschlossen, und als Mut ohne große Zögerung der Einladung Gottfried Hegners zu einem längeren Ferienbesuch in Sernastad gefolgt war, erschienen ihnen die bevorstehenden Tage und Wochen wie dazu angetan, die junge Freundschaft zu einem starken Lebensbund auswachsen zu lassen.

Gottfried hatte sich sogar in den Kopf gesetzt, daß Hedi die Dritte im Freundschaftsbunde werden müsse, — mehr noch — daß zwischen Hellmut und ihr — doch nein — nicht daran denken — das müßte sich von selber geben, wenn es Wert besitzen sollte. Und vor-

läufig spielte die leicht zu kränkende Schwester gegen Hellmut den Rosendorn. Unter dem Vorwand häuslicher Pflichten hatte sie die Teilnahme an einem Nachmittagsausflug nach Perlberg abgelehnt. Nun, das konnte sich bei ihrem beweglichen Naturell vom Abend zum Morgen ändern.

Die beiden jungen Männer waren zurückgekehrt. Sie standen auf dem Gartenrondell am See und schauten plaudernd in das weiche Abendspiel des Lichtes und der Wasser. Zwischen den vergoldeten Rändern ferner Haufenwolken hervor brach das Strahlenbündel der untergehenden Sonne, übergoß die wohlgestalteten Bergkuppen im Hintergrund des Sees mit rotem Licht, ließ die Kreuzblume des Münsters von Perlberg wie eine in der Luft schwebende Flamme erfunkeln und wob einen Schleier von Goldrauch über das Gewässer.

„Ja, Gottfried, deine Heimat ist schön!" rief Mut mit aufquellender Wärme. „Eine fast italienisch satte Stimmung! Wie Licht und Land, Wasser und Weiden, Flut und Schilf und die Dorfsilhouette von Sernastad ineinandergreifen, das schmeichelt sich als ein feines lyrisches Lied in die Sinne. Ich bin froh, daß ich zu dir gekommen bin!"

Das Lob der Heimat tat Gottfried wohl. Ein glückliches Lächeln schwebte um seinen Mund, und der Blick seiner kräftigen Augen streifte das Gesicht des Freundes. „Unser Sernasee ist immer schön," nahm er das Wort, „w i e schön, das wissen nicht einmal die Maler, die im Sommer und Herbst an seinen Ufern

dahinschwärmen, nur wir Einheimische, die den Wechsel seiner Bilder und Stimmungen in allen Jahreszeiten und von Jugend auf belauscht haben. Er ist unergründlich in seinen Schönheitsspielen."

„Du sprichst ja wie ein Poet," scherzte Mut, „von dieser Seite kenne ich dich noch gar nicht!"

„Doch, wenn von der Heimat die Rede ist," erwiderte Gottfried strahlend, „da kann auch ich warm werden."

„Aber den Winter hier am See denke ich mir recht einförmig und traurig," warf Mut in das freudige Sinnen Gottfrieds. „Um die kahlen Weidenbäume kriechen die grauen Nebel, und wendet man sich zu den Menschen, was findet sich für eine Unterhaltung? Das Gespräch mit Fischern und Bauern, die nie über ihren Kirchturm hinausgesehen haben."

„Oho, da kennst du unseren Winter schlecht," fiel ihm Gottfried ins Wort. „Schilt ihn einmal vor Hedi, der leidenschaftlichen Schlittschuhläuferin. Gleich wirst du Händel mit ihr haben."

Drüben unter den Bäumen stand sie und rüstete den Abendtisch. Als hätte sie gemerkt, daß Gottfried von ihr sprach, glitten ihre warmen Augen zu den beiden Freunden. Der Blick Muts haftete unwillkürlich an der frischen Gestalt.

Durch seine Sinne strich es: Wie hat mich beim Eintritt ins Haus das Mädchen enttäuschen können? Allerdings hatte er sich, nach den Schilderungen des Freundes, Hedi Hegner reifer gedacht. Nun aber stand sie noch in jenem Zwischenalter, in dem die

meisten jungen Mädchen nicht viel mit sich selber anzufangen wissen und im Verkehr mit anderen Menschen, mit jungen Männern namentlich, ungeschickt sind. Und doch, wie viel knospenhafter Liebreiz und lebensvoller Ausdruck mischte sich in die kindliche Herbigkeit.

Das Auge Muts war bei Hedi, das Ohr bei Gottfried.

„In den ersten, grauen Wintertagen," erzählte dieser, „brechen die Vogelscharen aus dem Norden auf unsere Gewässer ein. Tag und Nacht lärmt und schreit es in den Lüften. Am St. Konradstag aber, wenn die Züge auf unserem See heimisch geworden sind, nimmt die Weidlust ihren Anfang. Überall Boote, überall Jäger da draußen auf den Wassern, und zwischen See und Himmel eine wirbelnde Riesenwolke von Vögeln. Piff, paff, hier und dort, in allen Ecken und Buchten des Sees, und wer am Abend nicht ein halbes Hundert Enten zur Beute hat, den zählen wir zu den schlechten Jägern."

Mut war aufmerksam geworden. „Das möchte ich erleben!" rief er angeregt. „Ich bin ja Jäger, nur gerade das Vergnügen der Seejagd habe ich nie kennen gelernt!"

„Nun, da kommst du mal auf den Konradstag her," versetzte Gottfried, „nur auf den nächsten nicht. Da habe ich an Wichtigeres zu denken als an die Seevögel."

Über das Gesicht des Gastes ging eine stumme Frage.

„Bei allem gemütlichen Leben haben wir unsere stillen Sorgen im Schlößchen," sagte Gottfried. „Die

Arbeit, die mein Vater als Arzt und Beamter der Gemeinde Sernastad im Dorf wie auf weit abliegenden Gehöften und Weilern zu bewältigen hat, geht über seine alternde Kraft. Er selber will's zwar nicht Wort haben, er rackert sich stets wieder empor und umgibt sich mit seinem körnigen Humor; wenn er sich aber unbeachtet glaubt, drängen sich uns die Spuren seines raschen Zerfalles erschreckend deutlich auf. Haar und Bart sind ihm vom Frühling zum Sommer ergraut, sein elastischer Gang hat sich verloren! Von einem Assistenten will er nichts wissen. Also muß ich dran! Das ist der stille Wunsch der gesamten Familie. Noch diese Ferien volle Freiheit, dann will ich schanzen, damit ich im Frühling Diplom- und Doktorexamen in einem Zug ablegen und die Stütze meines Vaters werden kann."

„Das tut mir aber leid," warf Mut in das Schweigen Gottfrieds, „ich freute mich aufrichtig auf noch ein paar gemeinschaftliche Semester!"

„Ja, wenn es hätte sein können," erwiderte der Doktorssohn nachdenklich. „Nun aber die Umstände den raschen Eintritt in die Praxis erfordern, ist nicht viel Bedauern dabei, ich habe keinen herzlicheren Wunsch und weiß mir nichts Schöneres, als an der Seite meines Vaters und später als sein Nachfolger in der Heimat zu wirken."

Mit verhaltener Überraschung blickte Mut dem ländlichen Freund ins offene Antlitz, in dem ein männlich freudiger Wille stand. Was war doch Gottfried Hegner für ein merkwürdig geradzügiger und

einfacher Mensch, daß er wie etwas ganz Selbstverständliches just das zu tun bereit war, was das Elternhaus von ihm wünschte! Im Grund ein beneidenswerter Junge! Und doch hätte er — Mut — nicht Gottfried Hegner sein mögen.

Dieser aber nahm in rascher Bewegung die Hand seines Freundes. „Bleib mir über meine Studienzeit hinaus gut," sagte er schlicht „und wenn ich einmal als einfacher Landarzt hier lebe, dann erinnere dich, daß es keine größere Freude für mich gibt, als wenn du im Winter zu mir auf die Vogeljagd kommst und mir an den langen Abenden von dem Leben in der großen wissenschaftlichen Welt erzählst!"

Ein Schatten, den Gottfried nicht recht begriff, flog über das Gesicht des Freundes. Mut hatte in diesem Augenblick, wie auch sonst dann und wann einmal, etwas Geheimnisvolles und Undurchdringliches. Da erhellten seine Züge sich aber schon wieder.

„Von der großen wissenschaftlichen Welt," wiederholte er wie im Traum. „Vieles liegt noch dazwischen, doch komme ich einmal zu dir nach Sernastad auf die Jagd."

Ein liebes Lächeln ging über seine Züge.

Da rief die helle Stimme Hedis zum Abendbrot.

Ein Blick noch in die wie ein feuriges Rad sinkende Sonne, die eine Glutsäule über die erbleichenden Fluten warf. Und Mut lachte hell auf: „Wir schmieden Winterpläne. Die erste Frage ist aber: Was fangen wir mit den prächtigen Sommertagen an?"

„Rudern und segeln, baden und fischen,“ erwiderte Gottfried, „jeden Tag das tun, was uns gut erscheint!“

Die Augen Muts flogen zu Hedi.

„Sie begleiten uns doch dann und wann auch auf unseren Streifzügen, Fräulein Hedi?“ fragte er. „Ich lasse einen vortrefflichen Photographenapparat nachkommen.“

„Das will noch überlegt sein,“ lächelte Hedi halb schüchtern, halb übermütig. „Das Haus gibt so viel Arbeit.“

Ein strafender Blick Gottfrieds — eine kaum merkbare Verdrießlichkeit im Gesichte Muts. Er, dem Rede und Gebärde anmutig und eindrucksvoll zu Gebote standen, war nicht gewohnt, das Wohlwollen und Vertrauen junger Damen langsam erobern zu müssen — die junge, ländliche Doktorstochter war doch noch ein recht unreifer Holzapfel!

III

Mit dem letzten roten Tagschein, der im breiten Tor des Westens verglühte, stritt siegreich das Licht des halbvollen Mondes, der See und Garten mit zitterndem Glanz erfüllte. Da und dort im Schatten des Gesträuchs glühte ein Johanniswurm, das Zirpen der Grillen erfüllte, unbestimmt woher, die laue Luft, von einem Riedstreifen herüber klang der Ruf der Unke, und über die träumerische Fläche des Sees kam das Zwitschern der Nachtschwalben. — Sommerabendstimmung!

Das Abendbrot unter den Bäumen des Gartens verlief freundlich und angeregt. Hellmut Schinz durfte sich dem vollen Eindruck hingeben, daß er unter den ländlich vornehmen und liebenswürdigen Doktorsleuten ein aufrichtig willkommener und geschätzter Gast sei, dem man es gern heimelig bereitete.

Doktor Hegner, der „Feld-, Wald- und Wiesendoktor von Sernastad", wie er sich selber mit trockenem Humor nannte, war ein in seinem Beruf etwas verknorrter und verbauerter Landarzt, in dessen Wesen sich Selbstironie und Selbstbewußtsein die Wage hielten und der es die Jugend merken ließ, wie viel höher ihm der gesunde Menschenverstand und die Lebenserfahrung der Praxis galt als die Theorie aus den Hörsälen. Eine Weile übrigens erschien er als der überanstrengte Mann, wie ihn Gottfried geschildert hatte. Aber nun ermunterte er sich, ließ unter mächtigen Brauen und Wimpern hervor die Augen mit wärmender Teilnahme auf der ritterlichen Gestalt Muts ruhen, kam lebhafter ins Gespräch und erhob das Glas: „Stoßen wir mit unserem Sernastader Eigengewächs auf das besondere Wohl Ihres Vaters an, Herr Mut!"

Höflich tat Mut auf die ihn überraschende Einladung Bescheid — zu höflich, um herzlich zu sein, hatte Gottfried das Gefühl.

„Ich kenne Ihren Vater vom Militär," erzählte der Doktor in tönendem Baß, „er war Oberst, ich Bataillonsarzt bei Manövern, die vor zehn Jahren an der italienischen Grenze stattfanden. Ich habe

damals den Mann, der aus bescheidenen Anfängen durch eigene Kraft in unserer Industrie und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten so Großes errungen hat, herzlich hochachten gelernt. Und das Schöne: er läßt es nicht bloß bei Reden und klugem Rat bewenden, sondern sich auch zu menschenfreundlicher Tat finden. Das habe ich in einem Fall, der mir sehr am Herzen lag, selber erfahren. Daher freut es mich noch besonders, Herr Mut, Sie nicht nur als Freund Gottfrieds, sondern auch als den Sohn eines so verdienten Mannes in unserem Haus begrüßen zu dürfen!"

Die Augen des Doktors strahlten, Mut aber versetzte mit undurchdringlicher Miene: „Ich danke Ihnen," und in seinem Gesicht war nichts von jener Freude zu erkennen, die sonst einen Sohn erfüllt, wenn er aus lebenserfahrenem Mund das Lob seines Vaters hört.

Doktor Hegner aber war im Zug. „Kennen Sie im Geschäft Ihres Herrn Vaters den jungen Wilhelm Nägeli? Er mag jetzt zweiundzwanzig sein und ist von Sernastad her mein Schützling."

„Ich bedaure," erwiderte der junge Gast mit merkbarer Kühle, „ich habe keine Berührung mehr mit der väterlichen Seidenfabrik und kenne nur einige wenige ältere Angestellte."

Dabei streifte sein Blick zufällig Hedi.

Das herb anmutige Kind verriet eine leichte Unruhe und senkte das verräterisch erglühende Gesicht. Also auch bei Hedi galt Wilhelm Nägeli!

„Mut, du erinnerst dich," griff Gottfried in das Gespräch ein, „wir trafen den jungen Mann bei unserem Maiausflug nach dem Wolfsbrunnen und dem Jakobsberg."

Ja, Mut erinnerte sich, doch ohne besondere Teilnahme, und was ging ihn der Lehrling oder Angestellte seines Vaters an?

„Nun, die Geschichte meines Schützlings, die mich so freundlich an Ihren Vater erinnert, muß ich Ihnen doch erzählen," sagte Doktor Hegner und strich sich nachdenklich den grauen langwallenden Bart.

Mut horchte verbindlich auf.

„Es sind nun zehn Jahre," begann der Doktor, „da hatte der Fischer Hansjakob Nägeli das Unglück, daß er mit einem schwer beladenen Heuschiff in einen Sturm geriet, beim Einziehen der Segel in die Wellen stürzte und, wie fast alle unsere Fischer des Schwimmens unkundig, den Tod im See fand. Die Gemeinde Sernastad bestellte mich zum Vormund der verwaisten Familie, eines Rudels unerzogener Kinder und hungriger Mäuler. Unter ihnen war Wilhelm ein besonders heller Kopf, und obgleich ein paar dicke Bauernschädel in unserer Waisenbehörde murrten, wohin die Welt gerate, wenn man einen Fischerbuben wie einen Herrensohn erziehe, ließ ich ihn doch mit Gottfried, später mit Hedi, durch die städtischen Schulen von Perlberg gehen. Der besten Schüler einer, bekundete der Junge den Herzenswunsch, später einmal ein großes Stück Welt zu sehen, und ich schlug ihm deswegen die kaufmännische Laufbahn vor. Die Gemeinde wollte

aber kein Lehr- und kein Kostgeld bezahlen, er kam in ein kleines, verrottetes Geschäft, in dem er als Handlanger ausgebildet wurde, aber nichts lernte, was ihn im Leben vorwärts bringen konnte. In dieser Not erinnerte ich mich Ihres Vaters und fand bei einem Besuch sein verständnisvolles Gehör. Wenige Wochen später trat Wilhelm aus dem schmierigen Kolonialwarengeschäft in die Kontore Ihres Vaters über und ist unter seiner Leitung ein junger Mann geworden, dem das Tor der Zukunft weit geöffnet ist und der mir, seinem ehemaligen Vormund, und der Gemeinde Sernastad Freude bereiten wird. Das danke ich Ihrem Vater."

Ein Strom der Gemütswärme ging mit den Worten des Doktors, ein Herzensklang, den niemand aus dem rauhschaligen Wesen des Landarztes erwartet hätte. Mit seinen Augen leuchteten die Hedis.

Mut aber blickte sinnend und gequält auf seine feingegliederte Hand, an der ein Siegelring glänzte, und spielte unruhig mit ihm; er spürte, daß die durchdringenden Augen des Doktors eine Äußerung zu der eben vollendeten Erzählung forderten — und doch blieb er still.

Dem Doktor war, er habe einen wunden Punkt in der Seele des Gastes getroffen.

In die kleine Verlegenheit hinein erhob die Hausklingel ihren hellen Ton.

„Der Knecht aus der Mühle," bemerkte der Doktor, „ich habe ihn wegen der Pulver für die Nacht noch herbestellt. Nichts für ungut, Herr Mut. Angenehme

Ruhe. Sie entschuldigen mich. Als Frühaufsteher lass' ich's am Abend nie spät werden." Damit ging er. Nun aber nahm die feine Frau Doktor das Gespräch auf — sie fragte Mut nach dem Ergehen seiner Mutter.

„Meine Mutter ist schon lange tot," erwiderte er schwer. „Sie haben wohl gefühlt, daß mich die Erzählung des Herrn Doktors von seinem Schützling Wilhelm Nägeli und meinem Vater traurig gestimmt hat. Ich weiß wohl, daß mein Vater zuweilen für ihm ganz fremde Menschen ein schwungvolles Verständnis und einen hohen helfenden Sinn bewährt, wie an dem Mündel des Herrn Doktor; meine Mutter und mich aber hat er nie begriffen. Als ich dreijährig war, ließ er sich von ihr scheiden, weniger aus wirklichem Zerwürfnis als aus dem Drang, sich großzügig zu entwickeln, und weil im Hintergrund die junge, reiche Dame stand, die ihm dazu die Hilfe ihres Vermögens anbot. Ich blieb bei meiner Mutter, die sich mit guten Anlagen in der Kunst eine neue Welt für die zertrümmerte zu schaffen suchte, aber sich mit ihrer zarten Gesundheit doch nie von dem furchtbaren Schlage erholte, den ihr die Scheidung versetzt hatte. Bald starb sie. Die zweite Frau meines Vaters weigerte sich, mich in ihre Familie aufzunehmen, ich kam zur Erziehung in eine Pension, jedes Jahr besuchte mich der Vater einmal, aus deutschen ging's in welsche Institute, bei den häufigen Wechseln blieb ich ein fremder Junge unter fremden Menschen, und die kurzen Zusammenkünfte, in denen mein Vater sich

nach meinem Ergehen und meinen Bedürfnissen erkundigte, brachten uns innerlich nicht näher. Ich habe in seiner Gegenwart stets nur die Empfindung eines übermächtigen Willens gehabt, der den meinen brach; und jedesmal ist es mir ein tiefer Schmerz, wenn ich von seiner Güte gegen andere junge Leute höre."

Verdüstert hielt Mut inne.

„So Schweres haben Sie erlebt!" entfuhr es der gemütvollen Frau Doktor. „Wie traurig!"

In der kleinen Gesellschaft wollte sich kein freies Gespräch mehr geben. Gottfried fühlte sich unglücklich. Ihm war, ein Schatten sei plötzlich auf das Bild seines Freundes geflogen, ein Mißklang in ein schönes Lied gekommen. Er hätte der feinsinnigen Mutter, namentlich aber auch Hedi den unerwarteten Einbruch in ihre reine Gefühlswelt gern erspart gesehen. Und daß er selber erst jetzt von dem Zerwürfnis Muts mit seinem Vater erfuhr! Es kam ihm zum Bewußtsein, wie wenig ihn Mut noch in sein Schicksal und sein Leben hatte blicken lassen, wie ihre junge Freundschaft doch zumeist nur auf einen Austausch wissenschaftlicher Ideen gebaut war.

Der junge Gast selbst war in schmerzliches Nachsinnen versunken. Als er die Augen erhob, sah er den heißen, forschenden Blick Hedis auf sich gerichtet. Nur einen Herzschlag lang, aber lang genug, daß ihn die Empfindung ihres innigsten Mitgefühls durchströmte. Da war aber der wundervolle Strahl schon wieder aus ihren Augen verschwunden, und als der

Abend im Garten bald sein Ende erreichte, ihr Gutenachtgruß von fast förmlicher Höflichkeit.

Gottfried begleitete den Freund ins Gastzimmer. Etwas unglücklich und erregt sagte Mut: „Ich weiß es wohl, ich hätte an diese Dinge nicht rühren sollen; bei dem herzlichen Lob aber, das dein Vater meinem Vater bereitete, kroch's mir über die Seele. Auch seid ihr keine Menschen, vor denen man heucheln kann oder mag. Bei euch ist alles so echt. Wie beneide ich dich um dein schönes Elternhaus, Gottfried!"

Heiß quoll Mut das Wort, und Gottfried war schon wieder mit ihm und den Gesprächen des Abends versöhnt. Der unmittelbar empfindende Feuergeist hatte nicht anders sprechen können.

IV

Auf seinem Zimmer seufzte Mut. Gott, wie früh suchte man in diesem Haus die Ruhe! Er fand sie nach der gemütsbewegenden Unterhaltung des Abends nicht. Er ging unruhig auf und ab und blieb eine Weile an dem offenen Fenster stehen. Strand und Wasser schliefen, aus Silberwölkchen warf der Mond sein Leuchten über den See. Etwas wehmütig erinnerte er sich in der großen Stille, welche die Landschaft erfüllte, der Nacht in der Stadt. Da erschäumte nach des Tages Hitze jetzt erst das Leben.

Er dachte an seinen Vater, er dachte an Gottfried Hegner. Nein, eine so schlichte und klare, durchsichtige Natur wie sein Freund war er nicht, hätte er nicht

sein mögen. Lebensdrang und Romantik lagen ihm nun einmal im Blut, und in seinem Tun und Denken gab es die Hintergründe eines leidenschaftlichen Temperamentes. Selbst Gottfried, dem Freund gegenüber konnte er sich über vieles nicht aussprechen, was ihn bewegte. Sonst hätte er ihm von einem törichten Liebeshandel mit der braunen Lotte vom Sommertheater erzählen und ihm gestehen müssen, daß er nicht bloß durch die Gefühle reiner Freundschaft bewogen worden war, so rasch der Einladung des Studiengenossen nach Sernastad zu folgen. Nein, der Aufenthalt in dem stillen alten Fischerdorf, in der patriarchalischen Doktorsfamilie sollte ihm auch wesentlich dazu dienen, den Vater milder zu stimmen, der von der leichtsinnigen Liebschaft erfahren hatte, ihm darob zürnte und mit dem Entzug der Monatsgelder drohte, wenn er nicht von der kleinen Schauspielerin lasse.

Er hätte nicht gezögert, Gottfried Einblick in diese Herzensangelegenheit zu gewähren, wenn er mit ihm darüber hätte sprechen können. Der Freund war aber in Liebesdingen ein großes Kind, wie es nur auf dem Lande, nur im Doktorhause von Sernastad zwischen einem rauhschalig rechtschaffenen Vater und einer Mutter mit Pfarrhausüberlieferungen, und unberührt von den Reizen der städtischen Welt hatte aufwachsen können. Ein bei aller natürlichen Gescheitheit verwunderlich naiver Mensch, nahm Gottfried alles, was Frauen und Mädchen anging, stets mit bitterem Ernst, errötete noch über jedes leichtsinnige Wort und ver-

urteilte mit spießbürgerlicher Ehrbarkeit von Weibern alles, was nicht im Rahmen der strengen Sitte lebte. Wie da zu dem Unduldsamen von der braunen Lotte sprechen!

Einmal zwar hatte Mut den weltungewandten Freund in eine Vorstellung des Sommertheaters gezogen und ihn mit einer vorsichtigen Frage ausgeforscht, was er von der kleinen Soubrette halte.

„Das ist ja gar keine Künstlerin," hatte Gottfried wegwerfend erwidert, „nur ein hübsches, leichtsinniges Weib. Was magst du an ihr finden? Wer mit der anbändeln wollte, würfe sich in einen Sumpf!"

Seit diesem Wort hatte Mut mit Gottfried Hegner vorsichtigerweise nie mehr über die braune Lotte gesprochen.

Im Grunde seines Herzens gab er dem Freunde und seinem Vater recht. Die Liebschaft mit dem zwar hübschen und gutmütigen, aber ganz ungebildeten Geschöpf war seiner unwürdig. Er selber fühlte das Bedürfnis, mit ihr zu brechen, trotz dieses Bedürfnisses aber auch das Verlangen, sie wieder zu sehen, wie gestern abend eine Stunde mit ihr zu vertändeln, ihr Torheiten ins Ohr zu flüstern und sich von ihr küssen zu lassen. Da fiel ihm ein: er hatte der Lotte beim Abschied versprochen, ihr schon heute einen Brief zu schreiben. — Torheit! — Er wollte, er mußte dieser Liebschaft ein Ende bereiten.

In unfriedlicher Stimmung blickte er zurück in die Vergangenheit und voraus in die nächste Zukunft. Dieses Leben in dem stillen Sernastad hatte keinen

Reiz für ihn. Er gehörte zu den Männern, denen alle Unternehmungen und Freuden leer erscheinen, die nicht mit Mädchen- und Frauengeplauder gewürzt und mit einem leichteren oder ernsteren Liebesspiel verwickelt sind.

Eine hätte da helfen können! Hedi, das temperamentvolle Schwesterchen Gottfrieds. Sie hatte ihn zuerst enttäuscht, aber seit er die Augen des jungen Mädchens in forschendem Anteil an seinem Jugendschicksal hatte aufleuchten sehen, empfand er ihren knospenhaften Reiz und ahnte, wie viel Schönes in ihrer noch verschwiegenen Seele dem Leben entgegendämmerte. Wer da lauschen und werben dürfte!

Aber nein! Die heimliche Zuneigung Hedis gehörte, das hatte er herausgespürt, jenem Wilhelm Nägeli, von dem Doktor Hegner mit so viel Wärme erzählt hatte. Daraus erklärte sich ihre Zurückhaltung gegen ihn, dem die weiblichen Herzen sonst ja nur zuflogen. Und er, Mut, sollte sich neben dem bescheidenen Angestellten seines Vaters womöglich nach einem guten Wort von Hedi sehnen? Nein, dafür war er zu stolz.

Der Kreislauf seiner Gedanken war wieder in der Stadt, wieder bei der braunen Lotte, in sehnsüchtigem Traum legte er den Arm um ihre schmiegsame Gestalt, sie küßte ihn mit üppigem Mund, und plötzlich erinnerte er sich, daß er der kleinen Schauspielerin, die sich ihm nie versagte, doch für manchen schönen Abend Dank schulde. Den versprochenen Brief sollte sie bekommen! Ein kurzer Kampf mit seiner Vernunft, mit seinem besseren Selbst — und mehr um sich selber

angenehmen Gedanken hinzugeben als aus Pflichtgefühl gegen die von ihm doch halb verachtete Geliebte schrieb er ihr den Brief, einen zu artigen Brief, wie er sich hinterher gestand.

Dabei überraschten ihn die Mitternachtsschläge der Glocken von Sernastad. Nun war auch seine Schlafenszeit gekommen.

Mit einem Seufzer ging er zur Ruhe. Wem der Seufzer galt? Nicht Hedi noch Lotte, nur irgendeiner großen Lebenssehnsucht.

V

Gottfried war schon früh mit dem Vater durch den hellen tauigen Morgen auf die Waldhöhen gestiegen, die sich hinter dem Dorf Sernastad erhoben. Um neun Uhr würde er vom Patientengang über die Gehöfte zurück sein, ließ er Mut melden und dem Langschläfer guten Tag wünschen.

Im Garten schaffte Hedi, die Ärmel an die Ellbogen zurückgestreift. Von der Arbeit trat sie an die Mauer des Rondells und blickte, die Hände leicht darauf stützend, über den See, dessen stählerne Morgenbläue sacht in die bleigrauen Töne des vollen Sommertages überging. Nah und fern zogen ruhsam die Fischerboote, und drüben im Sommerduft winkte der Turm von Perlberg.

Hedi dachte an Hellmut Schinz. Nach dem Gespräch des gestrigen Abends war der junge Mann doch ein anderer, als sie bei der ersten, etwas schief verlau-

senen Begegnung gedacht hatte. Der scheinbar verwöhnte und verzogene Liebling des Glücks trug eine Wunde in der Seele, die Erinnerung an ein hartes Jugendschicksal, ohne Heim, ohne Mutterliebe, ohne väterliches Verständnis für sein inneres Bedürfen. Darum oft die umwölkte Stirn, die Traurigkeit in seinen Zügen.

Sie hätte ihm in den schweren Erfahrungen, die ihn bedrückten, etwas sein mögen — eine teilnehmende Freundin! Bei diesem Gedanken aber schüttelte sie den Kopf so heftig, daß ihr der schöne, braungoldige Zopf auf die Schulter flog. Das war ja blühender Unsinn, was sie da träumte! Einmal wegen Gottfried, dem sie keinen Triumph bereiten wollte, vor allem aber wegen Wilhelm, dem treuen Gefährten ihrer Jugend!

Drüben gegen das vom Sommerbrodem umsponnene Städtchen kreuzte mit verwehender Rauchfahne ein kleiner Dampfer. Das war der „Perlberg", der sie jeden Morgen mit Gottfried und Wilhelm zum Schulbesuch geführt hatte. In einer geschützten und ungestörten Ecke des Schiffes besprach dann Wilhelm als der Vorgerücktere mit ihr die Schulaufgaben des Tages, und seiner geschickten Nachhilfe dankte sie es, daß sie stets die ausgezeichnete Schülerin ihrer Klasse blieb, sie, die Dörflerin von Sernastad unter den neidischen Backfischen des Städtchens. Drei Jahre dauerte das jugendliche Geben und Nehmen zwischen Wilhelm und ihr, und am reizendsten war es in jenem Winterhalbjahr, da Gottfried schon zur Universität

abgegangen, Wilhelm und sie allein noch Schiffskameraden waren. Im anderen Frühling siedelte auch er nach der Stadt über, ihre Schulfahrt wurde einsam — und da spürte sie, daß ihr von der guten Lehr- und Lernfreundschaft ein leises Heimweh nach dem Gefährten zurückgeblieben, eine heimliche Liebe, obgleich von Liebe zwischen ihnen nie die Rede gewesen war!

Mit raschem Ruck schlug sich Hedi die Gedanken an die Schulzeit aus dem Kopf, trat von dem Rondell in den Garten zurück und lockte ihre Lieblinge, die Vögel, aus den Kronen der Bäume. Kosende Laute kamen ihr vom frischroten, schöngeschwungenen Mund, in der hochgehobenen Rechten streckte sie den Tierchen eine halbe Nuß hin. Aus den Zweigen flogen die Finken, Rotkehlchen und Meisen hernieder, umflatterten furchtlos ihr Haupt, krallten sich mit ihren zarten Füßchen in ihr Kleid, und für jeden der kleinen Vögel hatte sie ihren Ruf. „Hänsi, du Spitzbub!" scherzte sie, schnellte mit geschickten Fingern einen Kern in die Luft und ließ die braunen Augen selber wie ein Spitzbub blitzen. Über ihr fein ins Oval geschnittenes Gesicht schwebte die freudvolle Hingabe an das muntere Schauspiel der kreisenden Vögel, und auf dem weichen vollen Haar wiegte sich ein durch das Blätterdach der Bäume fallender Sonnenstrahl.

Sie bemerkte es nicht, daß Hellmut Schinz unter der Gartentür stand.

Gefangen von der Lieblichkeit des Bildes, von dem lachenden Mädchenglück, verhielt er sich ein paar

Augenblicke regungslos, nun aber wagte er sich vor und flüsterte: „Guten Tag, Fräulein Hedi. Schade, daß ich meinen Photographenapparat noch nicht hier habe, sonst hätte ich das köstliche Bild gleich gefaßt!"

Die Vögel waren erschreckt in die Baumkronen geflogen. Über das schmale Gesicht Hedis lief ein Zug des Unwillens über die Störung.

„Guten Tag, Herr Mut," erwiderte sie kurz.

„Ich hätte einen Brief zu besorgen," sagte er. „Sie weisen mir wohl den Weg nach der Post!"

„Mit Vergnügen! Ich hole mir gleich den Schattenhut." Und nun spielte doch ein schalkhaftes Lächeln um ihren Mund. Als sie aber mit dem Gast eben aufbrechen wollte, trat ein junger Fuhrmann, der die Peitsche noch in der Hand hielt, unter die Gartentür, grüßte etwas linkisch und sagte: „Ich komme vom Berg und habe von Herrn Gottfried Hegner auszurichten, daß er mit seinem Vater erst zum Mittag zurückkehren wird. Es hat nämlich oben auf dem Langrütihof einen Unfall gegeben. Ein böser Bulle hat den Bauern scharf an die Wand gedrückt. Da haben die beiden Doktoren Arbeit."

Der Bote im gelben Strohhut und blauen Kittel war wieder gegangen.

„Nun wird es an mir sein, Ihnen den Vormittag etwas Gesellschaft zu leisten," versetzte Hedi zaghaft. „Das heißt, wenn Sie mögen, Herr Mut."

„Ich nehme mit Dank an," erwiderte er und

entzückte sich von neuem an dem frischen Jugend- und Lebensspiel des Mädchens und namentlich an ihrem zarten Einlenken.

Der Brief war zur Post besorgt, die mit dem stattlichen Gasthof zum Hecht verbunden beim alten Rathaus des Dorfes stand. Unbefangen führte Hedi den Gast in ihrem schlichten und doch malerischen Jugend- und Heimatreich die Kreuz und Quer, plauderte sich in einen frohen Eifer und wurde nicht müde, Hellmut Schinz Erklärerin des altertümlich malerischen Fischerlebens am Strand zu sein. Überall am Weg wurde sie von den Dorfleuten gegrüßt, überall hatte sie wieder zu grüßen, und mit der Vertrautheit des Heimatkindes wies sie dem Gast die dankbaren Motive und Staffagen für den Apparat, von dem er gesprochen hatte. Hier die Gruppe Kinder, die barfuß und barhaupt auf einem in das seichte Uferwasser hinauslaufenden Steg mit Muscheln und Schnecken spielte, dort die junge Fischersfrau, an die sich das Kindlein klammerte, während sie die Garne zum Trocknen in den Obstgarten spannte.

Stärker als unter den etwas nüchternen Darlegungen Gottfrieds erwachte unter dem Geplauder Hedis das Gefühl Muts für die ländliche Poesie des Dorfes Sernastad.

Das Paar stand auf dem Landungssteg, der vom Dorfplatz wohl hundert Schritte weit in den See hinausläuft.

Hedi wollte dem Gast den Schneeberg zeigen, den man bei klarer Luft wie eine schwebende weiße Tafel

im fernsten südlichen Hintergrund des Sees leuchten sieht. Eine Burg von blauem Dunst und hellen Sommerwolken lag aber davor. Der Gang auf den Steg hinaus lohnte sich dagegen in anderer Art. Man erblickte das alte, in Hakenform angelegte Pfahlwerk, das Jahrhunderte schon vor Einführung der Dampfschiffahrt der schützende Hafen für Fischer und Segelboote gewesen war. Ein ganzer Wald mußte zu seinem Bau verwendet worden sein, dicht neben- und hintereinander zusammengedrängt erhoben sich die altersgrauen Stämme und spiegelten sich, bis ins Mark zernagt und halb zerschmettert vom Spiel der Stürme und Wellen und dem Sonnenbrand der Jahrhunderte, in der glatten Flut.

„Da ragen sie," sagte Hedi, „als ob ein ertrunkenes Volk der Vorzeit Hände und Arme klagend und flehend aus dem Dunkel des Sees erhöbe und stumm bettelte: Laßt uns aus der Finsternis des Grabes noch ein wenig wieder ans Licht!"

Ein verwunderter Blick Muts streifte die junge Gestalt. Gab es in der Stadt ein Mädchen, das so sinnvoll über alte graue Pfähle zu plaudern wußte?

Sie aber fuhr fort in ihren Phantasien: „Die Pfahlbauern sind es vielleicht, die einst über diesen Wassern ihre Hütten besaßen. Im Winter, wenn der See tief steht, findet man noch ihre steinernen Werkzeuge im Ufersand. Im Rathaus drüben ist davon eine hübsche Sammlung. Die Schöpfung des alten Fischers Joos Fenner. Hätten Sie Lust, die Funde zu besichtigen?"

Mut war bereit.

Da bog aber ein großes, ungeschlachtes Fischerboot, das bis zum Rand mit braunen Netzen gefüllt war, in den Hafen ein. Die sonnverbrannten Männer, die darin standen und hantierten, hatten wohl einen außergewöhnlich guten Fang gemacht, sie verluden eine Menge zappelnder, schnellender, weiß aufblitzender Fische in die Kästen, die an den Pfählen im See hingen.

Eine Weile schauten sie, Mut und Hedi, auf das lebensvolle Bild.

„Altertümlich eindrucksvolle Köpfe," bemerkte Mut, „etwa wie sie Albrecht Dürer in seinen Apostelfiguren gemalt hat. Ein Maler könnte da die Anregung finden für ein Bild: Die eifrig mit ihren Geräten beschäftigten Fischer — zu ihnen tritt Jesus, der Herr, und spricht: Folget mir nach! Ich will euch zu Menschenfischern machen! Das verwunderte Aufhorchen in den Gesichtern, der innere Widerstreit zwischen Glauben und Unglauben — wirklich, es könnte ein Bild daraus werden!"

Mut versank in ein stilles Sinnen, und es war an Hedi, sich über ihren Begleiter zu verwundern.

„Ich habe früher Maler werden wollen," sagte Mut abgerissen.

„Sie —? Ach erzählen Sie doch!" bat Hedi aufleuchtenden Blicks.

„Nein," lächelte er, „ich habe Ihnen und den Ihrigen schon gestern abend zu viel von mir selber gesprochen und mir damit eine unruhige Nacht bereitet. Jetzt will ich Ihnen und mir mit Erinnerungen

nicht auch noch das Mittagsbrot verderben." Ein jäher Schatten flog über sein Gesicht, doch erhellte es sich gleich wieder. „Was ich von den Fischern sprach, sind auch Phantasien," versetzte er leichthin, „wir legen in die malerischen Gestalten oft ein Geistesleben, das gar nicht in ihnen steckt. Sie würden wohl samt und sonders schlechte Apostel."

Über die Bemerkung mußte Hedi lachen.

„Das denke ich wohl auch," erwiderte sie, „doch sind sie ein geheimnisvolles Volk. Das liebe lange Jahr klagen sie über ihren ärmlichen Beruf, aber manchmal, wenn man es nicht erwartet, geht ihnen das Herz auf. Wie Wunderblumen steigen dann aus dem See die Sagen von König Gropp und der Nachtfrau, die tief in den Schlinggewächsen den erschlagenen Fischer wiegt. Was aber das Leben und die Sagen der Fischer betrifft, weiß keiner so gut Auskunft wie der alte Joos Fenner — mein Freund — ein bißchen Lump zwar, aber einer, dem niemand böse sein kann."

Sie waren im Plaudern zu Joosens Hütte gekommen.

Der Alte mit dem gescheiten, merkwürdig verwitterten Kopf saß auf der ausgelaufenen Türschwelle und strickte an einem Netz.

„Wirklich der Diogenes aus dem Buch," versetzte Mut, „eine ländliche Kerngestalt, würdig eines Bildes durch Malerhand."

Joos schaute etwas mißtrauisch nach dem jungen Fremden, desto freundlicher und mit gezogenem Käppchen nach Hedi. „Wie geht's, Rosenstock?" fragte

er das Mädchen. „Gestern abend habt Ihr nicht auf dem See gesungen.“

Eine Blutwelle stieg in das Gesicht Hedis. Der häßliche alte Joos! Warum vor Herrn Hellmut Schinz davon sprechen, daß sie zuweilen im Boot ein Lied sang? Wozu brauchte der von ihren Liedern zu wissen!

Mut aber hatte das Wort aufgefangen. „Sie singen!“ rief er lebhaft. „Singen Sie doch auch einmal, wenn ich es höre! Über dem See muß ein Lied besonders herrlich klingen.“

„Uns Fischern tönt es wie ein Feierabendsegen,“ plauderte der alte Joos zutraulicher. „Die helle, klare Stimme hat sie von ihrer Mutter, aber sie weiß neue Lieder, die früher hier zu Land niemand gekannt hat. Mir gefällt am besten das von dem Freiersmann, der niemals kam. Euer Freiersmann, Rosenstock, der kommt schon einmal,“ lachte er Hedi wie mit großväterlicher Liebe zu.

Dabei warf er auf Mut einen prüfenden Blick.

Der häßliche alte Joos! Hedi stürzte wieder eine Blutwelle ins Gesicht.

„Joos,“ sagte sie eilig, „Herr Hellmut Schinz ist ein Freund Gottfrieds, der sich für Altertümer interessiert, — vielleicht zeigt Ihr ihm mal Eure Sammlung von Pfahlbaufunden im Rathaus, — morgen oder übermorgen!“

„Das kann man, das kann man,“ nickte der Alte. Und Hedi drängte auf den Heimweg, da die Vorbereitungen für das Mittagsbrot sie riefen.

Mut träumte eine Weile allein an der Seemauer des Doktorgartens.

Der Brief, den er gestern abend an Lotte geschrieben hatte, fiel ihm ein. Unter Gewissensbissen bereute er, daß er ihn zur Post gegeben hatte. Was war ihm Lotte? Nichts mehr! Seit er im Banne der Unberührtheit und temperamentvollen Natürlichkeit Hedis stand, sah er in Lotte nur noch den armseligen Schmetterling, der den Farbenstaub längst von den Flügeln verloren hatte. Eine große Torheit, der in schwüler Nachtstimmung unüberlegt geschriebene Brief! Wenn nun —

Doch da kam Hedi und deckte den Tisch. Ein angeregtes Plaudern entstand zwischen ihr und Mut. Am liebsten hätte er freimütig zu ihr gesprochen: „Mache mich ruhig und glücklich, wie du es bist!" Der Augenblick war aber für ein solches Bekenntnis noch verfrüht. Er begnügte sich, Hedi die Rosen für den Tisch von den hohen Sträuchern schneiden zu helfen und sie ihr in die Schürze zu legen.

Unter der Gartentüre erschien Gottfried, der mit dem Vater von den Höfen zurückgekehrt war. Ein heimliches Lächeln glitt um seinen Mund. Seine Erwartung war erfüllt: Mut und Hedi hatten sich in guter Freundschaft gefunden. Jetzt nur die Empfindlichkeit des Schwesterchens nicht durch ein spottendes Wort reizen! Dann war alles gut.

VI

Es war aber nicht alles gut!

Bei Tisch war der Vater einsilbig und ließ die durchdringenden Augen dann und wann über die

Züge Muts gehen, als ob er darin Geheimnisse lesen wollte. Ein Glück, daß Mut so angeregt vom alten Joos erzählte und die Mutter, die viel für den alten Fischer übrig hatte, das Gespräch weiterführte. Sonst hätte Mut die forschenden Blicke des Vaters spüren müssen.

Nach Tisch hielt der Doktor Sprechstunde. Bevor er aber einen Patienten zu sich eintreten ließ, rief er unter einem Vorwand Gottfried herbei.

„Lies das einmal!" brummte er, die buschigen Brauen gefaltet. „Wer ist nun im Recht, unser Gast oder der alte Oberst Schinz?" Damit streckte er Gottfried einen Brief des Seidenindustriellen hin.

Der Vater Hellmuts dankte in dem Schreiben Doktor Hegner für die Aufnahme seines Sohnes und fuhr dann fort: „Ich hoffe, daß die gesunde Geistesluft, die Sie, verehrter Herr Doktor, Ihr Heim und Ihre Familie umgibt, einen günstigen Einfluß auf das Wesen Hellmuts ausübe, der mir durch seine Extravaganzen schon viele Sorgen bereitet hat. Wenn er sich im Verkehr mit Ihnen und den geschätzten Ihrigen von der Notwendigkeit einer geordneten Lebensführung überzeugte, dann wäre jener kleine Dienst reichlich erwidert, den ich Ihnen habe leisten können, indem ich Ihren Wilhelm Nägeli in mein Geschäft aufnahm. Um so mehr, da sich der junge Mann stets zu meiner großen Zufriedenheit gehalten hat."

Der Brief war auch für Gottfried eine ärgerliche Überraschung.

„Ich weiß von keinem Makel an Mut," stammelte

er, „ich habe auch von anderen stets nur das Lob seiner Ritterlichkeit gehört. Sein Vater tut ihm sicherlich unrecht!"

„Nach diesem Brief scheint auch mir der Alte nicht aus lauter Seide gesponnen zu sein," beruhigte ihn der Doktor. „Die Wahrheit! Wie dir, gefällt auch mir Hellmut ausnehmend gut. Verderben wir ihm den Aufenthalt nicht, indem wir ihn etwas von dem Briefe merken lassen. Und sehen wir zu — Sturm wird er uns wohl nicht ins Haus bringen!" — —

Dann fuhren die Freunde auf den See, legten die Reusen an die Halden des Gewässers, spannten die Zugnetze durch die Flut, und nach und nach gewann auch Mut Freude an der Fischerei.

Manchmal tat Hedi auf einer der schönen Fahrten oder auf einem Ausflug nach den Berghöfen in untadeliger Kameradschaft mit und jubelte mit den beiden Studenten, wenn sich ihnen oben auf dem Waldgrat die Aussicht ins weißleuchtende Schneegebirge erschloß. Da stand Hedi unter den knorrigen Eichen und Buchen, ein schmaler Streifen Sonnenschein wandelte ihr Haar in rotes Gold, ihre Augen aber gingen andächtig auf die duftumhauchten weißen Berge der Ferne:

„O Täler weit, o Höhen,
Du schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!"

Kein Kunstgesang, aber eine durch natürliche Anlage schöne und wohlgebildete Stimme! Wie ein silberner Quell kam das Lied aus ihrer Brust.

Hingerissen dankte Mut der jugendlichen Sängerin mit einem Händedruck.

Da — war's Traum oder Wahrheit? — ein Blick voll scheuer Zärtlichkeit aus ihren Augen, so rasch nur, daß es auch eine Täuschung sein konnte. Mut war glückselig und erwiderte den Blick mit dem sonnigsten Strahl seiner Augen.

Das Einvernehmen zwischen ihm und Hedi hatte sich so vollständig gegeben, wie es Gottfried wünschte, und ein noch feineres Verstehen verband den Gast mit der Mutter der beiden, der ländlich vornehmen Frau Doktor Hegner. Sie hatte gerade nach dem verdrießlichen Brief des Obersten Schinz ein warmes Bedürfnis, tiefer und klarer in die Gründe zu sehen, die Mut so schmerzlich von seinem Vater trennten, und er seinerseits schätzte das milde Wesen der zartgebauten Frau, der sich schon die ersten grauen Fäden durch das dunkle Haar wanden. Das Gegenspiel ihres Gatten und Sohnes, die ganz ihrer wissenschaftlich-praktischen Veranlagung folgten, schien sie sich in der Stille ihres häuslichen Wirkens stets eine Welt höherer Gedanken zu bauen — und in der gemeinsamen Neigung für Kunst und Poesie fanden sie Mut und Anregung für viele schöne Stunden.

Das Wetter hatte umgeschlagen, jeden Tag zog ein Gewitter mit Blitz und Donner über Land, über den Sernasee jagten sich die weißen Wogenkämme, und der Regen rauschte in die Kronen der Bäume. Mut griff in den Schrein, der in goldgepreßten Lederbänden eine stattliche Sammlung älterer deutscher

Literatur enthielt — eine Bitte der Frau Doktor, und unter seiner klangvollen Stimme erblühten die Gedichte Hölderlins und der Romantiker wie ein lebendiger Frühling.

Die Freude verklärte das Gesicht der schönheitssinnigen Frau.

Und Hedi? — Wenn sie annehmen durfte, Mut lese der Mutter im blumenumrankten Erker irgend ein ausgewähltes Stück aus den Dichtern vor, fand sie gewiß den Anlaß, auf leisen Zehen in die Stube zu schlüpfen, irgendwohin einen Blumenstrauß zu stellen oder einen Schlüssel zu holen und zögernd und weilend Mithörerin der Gedichte zu sein.

Warum nur so als Zaungast? fragte sich Mut.

Hedi hatte ihre frühere Unbefangenheit verloren, eine mädchenhafte Schüchternheit war in ihre Unterhaltung mit ihm gekommen. Und zusehends wuchs ihre Befangenheit und wurde ein zaghaftes Meiden und Fliehen. — Junge Liebe! —

Die junge Lauscherin war bei den Vorlesungen Muts ganz Ohr. Das erschien ihr so seltsam. Mehr noch als die ritterliche äußere Erscheinung fesselte sie an ihm der Wohlklang der Stimme, die allem, was er sprach, einen so eigenen Reiz und ein besonderes seelisches Gewicht verlieh und in der die Gedichte wie die Blumen eines Zauberlandes zu blühen und glühen begannen.

Fort aus diesem Bann — trotz Regen, fort auf den See! — Rudern! — Das zerstreute die wirren Gedanken! Aber nein, die würden ja nur mit ihr über

die grauen Wasser fahren, und triebe sie ihr Boot weit, weit bis an den jenseitigen Rand, so klängen doch die Gedichte und Lieder, die sie von ihm gehört hatte, durch ihre Sinne wie Glockentöne, die aus der Tiefe steigen.

Während die Gespräche zwischen Mutter und Mut weiterliefen, kämpfte Hedi still und zitterte in geheimer Angst um sich selbst.

Wieder solch ein trüber und doch durch die Anwesenheit Muts sonnig erhellter Tag. Hedi stichelte an einer Näharbeit, und die Mutter und der Gast, die sich im Spiel der Geister so glücklich begegneten, unterhielten sich angelegentlich über künstlerische Gegenstände aus zurückliegender Zeit, welche die Zimmer und Gänge des Doktorhauses schmückten. Frau Hegner erzählte dem Gast von ihrer poesieumwobenen Jugend im altfränkischen, doch kunstsinnigen Pfarrhaus von Sernastad, aus dem die Werke alten Kunsthandwerks stammten, und wies ihm die schönen Stammbücher mit Sprüchen, Zeichnungen und Malereien im Biedermeierstil, die ihr in ihrer Mädchenzeit von Besuchern des Pfarrhauses gewidmet worden waren.

Mut erfreute sich liebevoll an den Erinnerungsschätzen der Mutter und kleidete seine Teilnahme in kluge Worte.

Sie sprachen eifrig über zwei lebensgroße Ölgemälde, die Hedis Großeltern mütterlicherseits darstellten, die ehemaligen würdigen Pfarrersleute von Sernastad.

„Der Künstler, der die Bilder geschaffen hat, war

ein bedeutender Kopf," erklärte Mut. „Es liegt ein großes ehrliches Ringen in den beiden Stücken. Alles, was er hätte sollen, hat der Maler wohl nicht in die Physiognomien gebracht, aber viel — viel!"

„Und da ist noch ein kleines Porträt," lächelte die Mutter.

„Ah, Ihr Jugendbildnis," versetzte Mut, „ein wertvolles kleines Werk!"

„Ich freue mich, daß Sie es zu erkennen vermögen," erwiderte sie. „Dreißig Jahre sind es, daß das Bild gemalt worden ist. Viele Fältchen und Falten sind unterdessen ins Gesicht gekommen, — was tut's, wenn man nur im Herzen Gottes Frieden hat!"

Hedi war näher getreten. Die Mutter strich ihr über das weiche Haar. „Ja, so alt wie du war ich damals, Kind! — Warum ich von Gottes Frieden spreche?" wandte sie sich wieder zu Mut. „Der Maler, der die Bilder geschaffen hat, war ein unglücklicher und zerrissener Mensch, Adam Fenner, ein Bruder des alten Fischers, den Sie kennen, wie dieser ein herzgescheiter Mensch, der aber mit seinem Leben doch nichts Rechtes anzufangen wußte, Adam so wenig wie der alte Joos. Dieser wäre vielleicht ein geachteter Altertumsforscher geworden, wenn er die nötige Bildung genossen hätte, jener ein wirklich anerkannter Maler, wenn er nicht mit Rücksicht auf ein Stipendium die geistlichen Studien ergriffen hätte. Überall war er wegen seiner künstlerischen Neigungen in den Gemeinden, in denen er als Pfarrer amtete, wenig angesehen, die über der Kunst vernachlässigten Pfarrbücher brachten ihn in

Händel mit dem Kirchenrat. Er verlor sein Amt, zog als Porträtmaler durchs Land, bot seine Künstlerdienste namentlich in Pfarrhöfen an, und da mein Vater sein Jugendfreund war, hatte er bei uns sein Standquartier. Oft verschwand er auf Wochen, oft kehrte er auf Wochen wieder. Allmählich aber verlumpte der Landstreicher, der als Künstler nirgends geachtet, wegen seines geistreichen Wesens aber überall beliebt war — und nahm ein Ende, daß Gott erbarm! An einem Neujahrsmorgen wurde er erfroren zur Seite der Landstraße aufgefunden."

Mit gleich warmem Anteil folgten Mut und Hedi der Erzählung der Mutter.

„Mir hat sich damals ein Wort meines Vaters tief und unauslöschlich ins Herz geprägt," erzählte Frau Doktor. „Er ergriff die starre Hand des Toten. ‚Allein bist nicht schuld an dem traurigen End', Adämli. Es ist stets ein Unglück, wenn das Schicksal einen Mann mit großen Anlagen nicht zur richtigen Zeit auf den richtigen Boden stellt. Da wird, was gut und stark und groß in ihm war, ein Gift, an dem er zuletzt elend sterben muß. Mißverstandene und vergewaltigte Jugend — alte Sünder und Lumpen.'"

Mut war über die Erzählung seiner mütterlichen Freundin in eine seltsame Erregung gekommen. Er atmete schwer, erhob sich, ging einige Schritte im Zimmer auf und ab und stand vor Hedi und Frau Doktor still.

„Zur richtigen Zeit auf den richtigen Boden — ein großes Wort!" kam es aus den Tiefen seiner Brust.

„Sie erinnern sich beide an jenen ersten Abend unter den Bäumen. Herr Doktor sprach von seinem Schützling Wilhelm Nägeli, dem mein Vater das Tor einer glücklichen und schönen Betätigung aufgeschlossen hatte. Ich geriet darüber in einen inneren Aufruhr, ich erzählte Ihnen von dem Verhältnis zwischen meinem Vater und mir, das wohl besser unerörtert geblieben wäre. Aber nun ist über Ihren Worten wieder das alte Leid in mir aufgestiegen, Frau Doktor! Wie mein Vater dem Wilhelm Nägeli das Tor einer schönen Zukunft geöffnet, so hat er es mir verschlossen. Ich sagte es Ihnen schon, Fräulein Hedi, ich wollte Maler werden."

Da stand er leidschwer atmend, in seiner gewaltigen Seelenbewegung ein herrliches Bild junger Männlichkeit, vor den beiden, seinem heftigen Wort fast erschreckt lauschenden Frauen.

„Die Künstlernatur habe ich immer in Ihnen gespürt," unterbrach Frau Doktor sein düsteres Schweigen. „Erzählen Sie! — Ich bin von Ihrem Bekenntnis gar nicht so sehr überrascht — und doch neugierig!"

Hedi war zu Sinn, als habe sie kein Recht, neben der Mutter die innersten Schmerzen Muts zu erfahren. Aber den Arm um den Nacken der Mutter geschlagen, blieb sie — mit liebezitternder Seele.

Mut hatte sich gesammelt. „Ja, es ist schon merkwürdig, wie man statt Maler Pfarrer, oder — Mediziner werden kann!" stieß er hervor. „Ich wuchs in verschiedenen Pensionen auf, das erzählte ich Ihnen bereits, und bewies vom ersten Unterricht an, als Erb-

stück meiner zu früh verstorbenen Mutter, eine hübsche zeichnerische Begabung. Im letzten Institut, mitten in den Vorbereitungen auf das Abiturium, hatte ich aber das Glück, von einem Lehrer unterrichtet zu werden, der nur zu arm war, um sich selber als bedeutender Künstler zu entfalten. Unter seiner Führung zeichnete ich nach der Natur und versuchte mich selbst im Porträt. Leben hieß damals für mich zeichnen. Ich kam in die Heimat, um die Matura abzulegen, bestand sie gut, überbrachte meinem Vater mit geschwelltem Bewußtsein das Zeugnis, zugleich damit eine Mappe voll Zeichnungen, und legte ihm meinen Herzenswunsch dar, Künstler zu werden. Er betrachtete die Bilder mit einer Aufmerksamkeit, die mich schon auf die Erfüllung meiner Wünsche hoffen ließ. ‚Das ist ja alles sehr schön,' sagte er, ‚aber' — und sein Gesicht verhärtete sich, ‚Talent oder nicht Talent — das bilde dir nicht ein, daß ich dir irgendwie die Mittel zu künstlerischen Studien gewähre. In der Welt ist ein Überfluß an brotlosen Malern, Dichtern, Musikern, Halb- und Ganzgenies, die eine Last der Mitmenschen sind, in meinem Seidengeschäft aber fehlt eine junge, hervorragende Kraft. — Kein Wort, Mut! — Ich habe dich zum Industriellen bestimmt!' Wie Hammerschläge dröhnten die Worte des Vaters — ich aber weinte in jener Stunde die letzten, die heißesten und wildesten Tränen meiner Jugend."

Die Stirne schwer umwölkt, verstummte Mut. Als aber auch Frau Doktor und Hedi in tiefer Ergriffenheit schwiegen, nahm er wieder das Wort.

„Wie ich aus einem Kopisten auf dem väterlichen Kontor Mediziner wurde, das ist bald erzählt. Ich blieb nur acht Wochen auf dem Bureau. Unterdessen hatten sich die Flüchtigkeitsfehler in den Briefen, die ich abzuschreiben hatte, so gehäuft, waren in meinem Pult so boshafte Karikaturen jener ehrsamen und bewährten Männer entdeckt worden, denen ich als Geschäftslehrling unterstellt war, daß es zwischen dem Vater und mir zu den schrecklichsten Auftritten kam. Ich wurde krank — nein, warum soll ich es verschweigen? — von einem dieser Auftritte hinweg lief ich hinaus in eine dunkle Ecke des Gartens — der Schuß krachte — aber die Hand hatte doch zu sehr gezittert, ich lag wohl in meinem Blut, doch der Selbstmord war mißlungen."

„Grauenhaft!" stöhnte Hedi.

„Die Wahnsinnstat bahnte mir den Weg zur Universität. Der Arzt, der mich behandelte, wurde der ehrliche Makler zwischen den gegensätzlichen Ansprüchen des Alters und der Jugend. Er vermochte den Vater zwar nicht mit meinen künstlerischen Neigungen zu versöhnen, aber doch seine Zustimmung dafür zu erlangen, daß ich die Universität besuchte. Der Arzt riet mir zur Medizin. Dieses Studium, namentlich das der Anatomie, sei eine überaus geeignete Vorbereitung, wenn ich später vielleicht doch noch durch eine Schicksalsfügung die Gelegenheit fände, zur Malerei überzugehen. Seine Erwägung entschied in mir selbst, und ich bin bei meinen Studien nicht unglücklich. Nur dann und wann winden sich die begrabenen Träume wieder schmerzhaft in der

Seele, fühle ich es wie eine dunkle Tragik, daß ich nicht den Weg gehen soll, der mir im Innersten klar vorgezeichnet ist, und komme ich in die brennende Versuchung, Türen einzustoßen, die mir für immer verschlossen sind, wenn ich mit meinem Vater in einigem Frieden leben will!"

In den Augen Muts loderte die Leidenschaft, über seine Züge aber glitten die Schatten düsterer Hoffnungslosigkeit.

In feuriger Anteilnahme hielt Hedi die dunklen Augen auf ihn gerichtet. Ihre Blicke begegneten sich. Das Rot grenzenloser Verwirrung stieg in ihre Wangen, und fast wie ein Schrei kam's von ihren Lippen: „Herr Mut, Sie sollten doch Künstler werden — ein großer, starker Künstler!"

Mut zuckte zusammen — er sah sie mit einem freudigen Lächeln an: „Fräulein Hedi!" —

Das Mädchen aber verließ eilig, mit rotem Kopfe, das Zimmer.

Eine Stille lag zwischen Frau Doktor und Mut.

„Fräulein Hedi hat den Funken in einen Holzstoß geworfen, der schon zu brennen bereit war," sagte nach einer Weile Mut. „Ich muß — ich muß! Ich kann kein zerrissener Mensch wie jener Adam Fenner werden, von dem Sie mir erzählten!"

„Das spüre ich," erwiderte die Doktorsfrau, deren stille Kunstfreude über den heißblütigen Darlegungen Muts selber ins Wallen gekommen war. „Nur hätte ich Ihnen ruhigere Tage in Sernastad gewünscht, statt solcher, die Sie in neue Kämpfe mit Ihrem Vater führen.

Jeder Mensch aber hat im Innersten eine Stimme, der er folgen muß, wenn er sich selber und den anderen sein Höchstes und Bestes geben will. Wie Sie sich entschließen, was Sie beginnen, Herr Mut — ich bin Ihre mütterliche Freundin. Seit ich um Ihren schweren Jugendgang weiß, ist mir, ich hätte der Söhne zwei, für die ich mich sorgen muß."

Aus echtestem weiblichem Gefühl, aus innigstem mütterlichem Drange streckte sie ihm die Hand hin.

Er küßte die dargebotene in stürmischer Dankbarkeit. Und das tiefste Einverständnis war zwischen der hochsinnigen Frau und dem kunstbegeisterten jungen Mann.

Was war ihm aber Frau Doktor Hegner gegen Hedi?

Ihr Ruf, ihr Schrei, der aus einer so feurigen Seele kam, hatte seine Liebe zur Flamme entzündet, und er spürte die Anziehungskraft des jungen und frohgesinnten Wesens um so stärker, je mehr er an die nicht einwandfreien Mädchen- und Frauengestalten dachte, die bisher seinen Weg gekreuzt hatten. Nein, keinen Vergleich! Das wäre Sünde an Hedi, an den prächtigen Doktorsleuten. Im Gedanken an das reine Kind empfand er ein reiches, tiefes Glück. Wie manche schwüle Stunde, wie manches Liebesabenteuer schon hinter ihm lag — die schöne Eindrucksfähigkeit und Empfänglichkeit für das, was an einer Frauennatur keusch, edel und vornehm war, hatte er sich behalten. Die Sehnsucht überlief ihn, fromm wie ein Knabe zu lieben, und er wünschte nichts, als daß

ihm Hedi ihr ganzes Vertrauen, ihre ganze Güte zuwende.

An seinem Fenster träumte er noch lange in die dunkle Nacht hinaus, und sein Morgengedanke war Hedi. Früh erhob er sich, um sie bald zu sehen, ihr in die frischen warmen Augen blicken zu dürfen, ihr mit einem Wort für ihre Herzensteilnahme an seinem Künstlertraum zu danken.

Aber Hedi kam nicht. Dafür lag ein Brief an seinem Platz — ein Brief der braunen Lotte. Hatte darum Hedi keinen Gutenmorgengruß für ihn? Er steckte den Brief schamvoll in die Tasche. Etwas Widerwärtigeres hätte ihn nicht treffen können als die Vorstellung, daß der Brief Lottens durch die reinen Hände Hedis gegangen war.

Wie Meltau auf einer Rose lag der Gedanke auf seiner jungen Liebe.

VII

In der Doktorsfamilie sah man durch das Bekenntnis Muts endlich in die Grundursache des klaffenden Risses, der sich zwischen dem Seidenindustriellen Schinz und seinem Sohn gebildet hatte. Es handelte sich einfach um den Widerstreit eines künstlerisch veranlagten jungen Mannes gegen den übermächtigen Willen eines Vaters, der in der Welt nur die materiell-praktischen Kräfte gelten ließ, um den Gegensatz, der sich wiederholen wird, so lange Väter und Söhne über die Erde gehen.

Man atmete erleichtert auf. Wie beklagenswert das Zerwürfnis war, wie viel Unruhe der Gedanken durch den jungen Gast ins Haus getragen wurde, auf dem Lebenswandel Muts lag wenigstens kein Schatten, wie der Brief seines Vaters hatte argwöhnen lassen; das war auch bei der schönen, ritterlichen Art, die dem jungen Mann eignete, kaum denkbar. Und doch — wie viel gab es über Mut zu sprechen, der als Mediziner ins Haus getreten war und sich nun als ein leidenschaftliches Künstlerblut zu erkennen gab.

„Als ich ihn zuerst sah," gestand die herzensgütige Frau Doktor den Ihrigen, „da wußte ich mir etwas Durstiges und Heischendes in seinen Zügen nicht zu erklären, und es hat mich eher beunruhigt als für ihn gewonnen. Jetzt aber ist mir das Rätsel gelöst. Das Durstige und Heischende ist der feine Wehzug eines Menschen, der zu wenig Mutterliebe und Vatergüte erfahren und unter Fremden hat aufwachsen und sich bilden müssen und der seinen innern Schwung vor dem gewaltigen Willen seines Vaters nicht offenbaren durfte."

Wie Hedi horchte! „Ja — ja — ja!" rief eine Stimme in ihr!

„Wenn es so um Herrn Mut steht," brummelte der alte Doktor Hegner, „dann ist es schon besser, wenn er den Schnitt durch seine Universitätsstudien macht und Künstler wird. Der Beruf des Arztes erfordert den ganzen Mann."

Gottfried aber blieb bei den Gesprächen über das Bekenntnis seines Freundes merkwürdig still. Für

seinen einfachen, klaren Verstand war es eine Bestürzung.

Mut nicht Mediziner aus freier Wahl — im Innersten Künstler! Und bereit, das Studium zu wechseln, wie man einen Rock wechselt, bereit, seinen Vater aufs neue bitter zu enttäuschen!

An der künstlerischen Begabung Muts zweifelte er nicht. Dafür sprachen die aus dem leichtesten Handgelenk entworfenen und doch scharf beobachteten anatomischen Zeichnungen, welche die Bewunderung der Studenten und Professoren herausforderten. Aber warum nun nicht den bisherigen Weg ruhig und sicher weitergehen, die wissenschaftlichen Erfolge pflücken, die dem Vielbeneideten fast mühelos winkten?

Gottfried begann in seinem Freund einen jener Menschen zu wittern, denen eine solche Überfülle schöner Talente und Gaben verliehen ist, daß sie mit ihrer Überkraft doch nichts Rechtes gestalten können und denen der Reichtum eine Lebensgefahr wird. Eine problematische Natur! Warum hatte er das nicht schon früher erkannt? Stets hatte er doch so manches Rätselhafte im Wesen Muts gespürt, nicht am wenigsten die Flamme des inneren Unfriedens, die manchmal zwischen der Heiterkeit und Frische, dem ungestümen Lebensdrang jählings emporschlug und die von dunklen Locken umwallte prächtige Stirne mit Gewitterstimmung umwölkte.

Mut war ihm unheimlich geworden, ja, er hatte das Gefühl, es sei ein Irrtum, eine Selbsttäuschung gewesen, als sie, die beiden grundverschiedenen Naturen,

so enge Freundschaft miteinander schlossen. Wo blieb in Zukunft der Kern dieser Freundschaft, das gemeinsame freudige Streben nach gemeinsamem Ziel? Es war nicht anders zu denken, als daß sich ihre Wege allmählich wieder trennten!

So grübelte Gottfried still und verschwiegen, bewahrte die äußere Ruhe, das freundschaftlich gute Einvernehmen mit Mut, regte sich aber heimlich um so stärker auf, als er merkte, daß Hedi mit dem Gast des Hauses wieder in einem stillen Zerwürfnis lag.

„Hedi!" brauste er auf. „Nun hat Mut schon vor acht Tagen seinen Photographenapparat kommen lassen; aber nie stehst du ihm, wie sehr er dich darum bittet, nicht einmal für seine schönen Aufnahmen aus unserem Dorf bezeigst du ihm eine wirkliche Teilnahme. Du bist schuld, daß ihm das Photographieren schon wieder verleidet ist. Gestern hast du ihm unter den windigsten Vorwänden das Lied auf dem See abgeschlagen, heute die Fahrt nach dem Kloster St. Ulrich. Wozu dieses herzlose Betragen? An deine Unartigkeit und Dickköpfigkeit will ich dir denken, du Holzapfel du!"

In seinen treuherzigen Augen sprühte der Vorwurf.

Nur einen Augenblick besann sich Hedi. „Ich bin von Mutter gelehrt worden, daß junge Mädchen gegen junge Herren tapfer, zurückhaltend und bescheiden sein sollen," kam es kampflustig von ihren Lippen. „Ich bin ja sehr höflich gegen Herrn Mut."

„Höflich, ja höflich bis zur Unhöflichkeit," grollte Gottfried.

„Oh, Herr Mut bedarf meiner gar nicht,“ sprudelte Hedi hervor. „Den trösten ja die Freundinnen in der Stadt. Habe ich nicht das Vergnügen gehabt, ihm von einer seiner Verehrerinnen ein duftiges Briefchen auf den Tisch zu legen? Die Aufschrift war allerdings nicht so geschmackvoll, wie man es von einer jungen Dame aus der Bekanntschaft des Herrn Hellmut Schinz erwartete.“

Gottfried ließ ihr betroffen und kleinlaut den Sieg. Er ging.

Das duftige Briefchen aus der Stadt wurmte ihn. Warum hatte ihm Mut nicht mit einem einzigen Wort davon gesprochen, überhaupt noch nie von seinen Herzens- und Liebesangelegenheiten? Er besaß also doch nicht das ganze Vertrauen des Freundes. Wie das Künstlertum Muts war nun auch das Briefchen aus der Stadt für ihn ein Stein des Anstoßes, über den er mit seinem schlichten und schwerblütigen Wesen nicht hinweg kam. War nicht etwas Hinterhältiges an Mut? Ein unbestimmtes Mißtrauen gegen die Lauterkeit seines Freundes bemächtigte sich seiner, und das schöne Bild begann sich ihm zu verschleiern.

Nie wieder tadelte er die Schwester über die kindlich herbe Zurückhaltung, die sie den zarten Aufmerksamkeiten Hellmuts entgegensetzte. Das war vielleicht die Feinfühligkeit einer weiblich jugendlichen Seele, die sich selber vor einer problematischen Mannesnatur warnt.

Mut sah er seltener, fast nur bei den Mahlzeiten und abends.

Der Gast des Hauses hatte sich nach der Aussprache mit Frau Doktor Hegner, die wie ein befreiendes Gewitter über seine Seele gegangen war, mit schwungvollem Eifer auf das Zeichnen und Malen geworfen. Sein Modell war der netzestrickende Fischer Joos Fenner.

„Hedi, dem Rosenstock, zulieb", hatte der Alte gesagt, „will ich Euch sitzen," und das Hauptgespräch des Alten war ein großes Lob Hedis und Gottfrieds, überhaupt des Doktorhauses.

In Mut aber regte sich bei seinen Plaudereien ein leises Weh.

Er litt unter der Beschämung, daß der schlecht adressierte Brief, die Antwort Lottens auf den seinen, durch die Hände Hedis gegangen war, er erinnerte sich stets, wie sie ihm nachher mit einem feinen Spott in den braunen Augen begegnet war, mit einem Blick, der ihm sagte: Sehen Sie, ich habe doch recht, Holzapfel gegen Sie zu sein! Hedi, die mit dem jauchzenden Ruf: „Sie sollten doch Künstler werden, ein großer, starker Künstler!" ihr ganzes Herzensfeuer verraten hatte, war wieder in ihre Zurückhaltung verkapselt, und den Ruf hatte sie wohl bereut. Sie schien seit der Ankunft des Briefes eine wirkliche Verlegenheit, Scheu und Ängstlichkeit vor ihm zu empfinden, aber einen rechten Ärger auf das raschblütige Wesen konnte er nicht aufbringen. Ihre stumme Widerspenstigkeit hatte er durch den Brief an Lotte verdient.

Am meisten quälte er sich wegen Lotte selbst. Ihre Antwort auf sein unbesonnenes, in sehnsüchtiger

Abendstimmung verfaßtes Schreiben war ein Sturm von Bitten gewesen, daß er entweder zu ihr in die Stadt zurückkehre oder ihr gestatte, daß sie ihn an einem spielfreien Tag in Sernastad besuche. Darauf hatte er sie allerdings in einem neuerlichen Brief mit seiner ganzen Beredsamkeit beschworen, ihm nicht wieder nach Sernastad zu schreiben, vor allem aber den Gedanken an einen Besuch aufzugeben. Lotte war seiner dringenden Bitte bis jetzt gefolgt, aber wer bürgte für morgen, für übermorgen, wenn dem leichtsinnigen, ungebildeten Geschöpf die Verliebtheit zu Kopf stieg? Nein, nur nie wieder einen Brief von ihr in die Hände der unschuldigen Hedi gelangen lassen! Wäre nicht Abreise das klügste? Wofür sich den Stachel der Liebe zu dem Doktorstöchterlein noch tiefer in die Seele treiben? Der Ton der Freundschaft zwischen ihm und Gottfried war ja auch nicht mehr so unbefangen wie ehedem, eine Schwüle lag in der Luft, die Gespräche gingen oberflächlich und gezwungen, und am wohlsten war jedem von ihnen, wenn er seinen besonderen Weg einschlug, der Künstler zu seiner Malerei, Gottfried zum Fischfang auf dem See oder mit seinem Vater in die Häuser der Kranken. — Also Abreise!

Was hielt ihn denn noch in Sernastad? Neben der Liebe zu Hedi die Kunst.

Unter den Malern, die im Gasthof zum Hecht ihr Standquartier hatten und sich an den Gestaden des Sees zu schaffen machten, war Werner Öhringer aus Paris eingetroffen, der wenn auch von der Kritik vielumstrittene, so doch berühmte Künstler, der, aus der

Gegend am See stammend, die Zeit vom Mittsommer zum Herbst in Sernastad zu verbringen pflegte.

Nun hatte sich Mut an Öhringer gewandt, daß er ihm Lehrer sein möge, und obgleich ein Kauz durch und durch, hatte sich der Künstler bereit finden lassen. In der äußeren Erscheinung halb Zeus, halb Faun, ein verlebter und verbitterter Mann an der Schwelle des Greisenalters, gab er dem jungen Maler die ersten Winke und Korrekturen mit fast ironischer Geringschätzung, bald aber regte sich seine innere Teilnahme an dem entstehenden Werk: „Gewiß, das kann ein Bild werden. — Sie haben Zeichnen gelernt. — Bei wem denn?" Feine Fäden des Verständnisses spannen sich zwischen Lehrer und Schüler, aus dem knurrigen Alten sprühte sein ursprünglich feuriges Temperament, und Mut verlebte die Tage vor seiner Staffelei mit erhöhtem seelischem Schwung.

Er spürte das Keimen und Wachsen seiner jungen Kunst.

VIII

In heller Glücksstimmung über die gedeihende Arbeit wurde Mut Frühaufsteher.

Als er den Blick auf den vom Morgenwind anmutig bewegten See warf, entdeckte er ein kleines weißes Segel. Hedi leitete es. Ihre Spazierfahrt schien aber, wenn auch im weiten Bogen, schon wieder heimwärts zu gehen.

Ihr Bild mußt du haben, schoß es Mut durch den Kopf. Da war er schon unten im Garten, stand er

schon in dem schützenden Gesträuch und hielt seinen Photographenapparat auf den Gondelhafen gerichtet. Das Boot schwenkte zum Land, mit schlanken Armen reffte sie das Segel. Jetzt war ihm ihr frisches Gesicht halb zugewandt — klaps — und herzklopfend erwartete er nun, daß sie aussteige und ahnungslos an seinem Versteck vorübergehe.

Doch sie hatte die Feder des Instrumentes gehört — ein Augenblick des Überlegens — eine Blutwelle schoß ihr ins schmale Gesicht, ein leichter Sprung, sie kam die Wassertreppe emporgeeilt. „Sie haben kein Recht, Herr Mut, mich ohne meine Zustimmung zu photographieren," schmälte sie blitzenden Auges. „Die Platte — sofort die Platte! — Sonst —"

Ihm war, er habe in seinem Leben nichts Schöneres gesehen als die Mädchengestalt in ihrer glühenden Entrüstung.

Das bittende Lächeln auf seinen Lippen erlosch. Er kapitulierte und öffnete etwas verwirrt seinen Apparat. „Hier ist die Platte!"

Nun stutzte auch sie. Es war ein Klang in seinen Worten, der ihr die Seele traf. Sie sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Mut." Helle Genugtuung blitzte aus ihren Augen, sie nahm die Platte, zerbrach sie mit einer raschen Kraftanstrengung in ihren Händen und warf die Scherben in den See.

In diesem Augenblick aber schleuderte Mut auch seinen Apparat in das Wasser, das klatschend aufspritzte.

„Gott, was tun Sie denn!" rief Hedi aufs höchste verwundert.

„Ich mag ihn nicht mehr," grollte Mut mit einem verächtlichen Blick auf die Stelle, wo er versunken war.

Da schlug aber der Ton seiner Stimme um. „Fräulein Hedi, Sie bluten!" rief er erschreckt. „Sie haben sich mit den Scherben der Platte die Hand verletzt. Darf ich Ihnen die Wunde auswaschen und sie verbinden? Ich trage die Schuld, es tut mir schrecklich leid!"

Hedi erbleichte. War es der Anblick des rieselnden Blutes, war es der innige Gemütsklang der Stimme Muts, die sie ergriff? Unsicher erwiderte sie: „Nein, als Tochter eines Arztes weiß ich mir selber zu helfen. Doch Sie, Herr Mut" — ein Schluchzen unterbrach ihre Worte — „verzeihen Sie mir, daß ich so furchtbar unartig gegen Sie gewesen bin!"

Bitterlich weinend ging sie.

Mitten in der großen Verwirrung, die sich auch Muts bemächtigt hatte, kam er zu der Erkenntnis: Sie liebt mich — sie kämpft nur noch.

Sein Glaube bestätigte sich. Über die teilnehmenden Fragen der Eltern und Gottfrieds nach der Entstehung der ziemlich tiefen Wunde an ihrer Hand lächelte Hedi: „Ich habe Glasscherben aus dem Garten in den See werfen wollen, nun weiß ich hinterher selbst nicht, wie ich sie so unvorsichtig fassen konnte." Anmutig zog sie sich aus dem für Mut so verfänglichen Gesprächskreis, sprach von der Wunde als einer Kleinigkeit, die sich rasch geben würde, und verschwieg seinen Versuch, sie heimlich zu photographieren. Den Apparat, den er im Ärger über sie in den See geworfen hatte,

fand er hübsch gereinigt auf seinem Zimmer. Das war doch auch ihr Werk, und gewiß kein leichtes!

Er dankte ihr mit einem bewundernden Blick, er wollte ihre heile Hand ergreifen, ihr ein Wort sagen, das ihm von Herzen kam. Sie aber legte mit einem unendlich schalkhaften Lächeln und Augenleuchten die Finger an den roten Mund — ein Wink, daß er das Abenteuer im Garten nicht durch seine eigene Unvorsichtigkeit verraten möge.

Der Reiz eines kleinen Geheimnisses lag zwischen ihnen, und nach all der Herbigkeit, die Mut an Hedis Wesen erfahren hatte, entzückte er sich nur um so inniger an dem schelmischen Liebesspiel, das zart wie Lenzerwachen und noch uneingestanden zwischen ihnen schwebte.

In seiner Glücksstimmung war es ihm inniges Bedürfen, mit Gottfried wieder ins reine zu kommen, er litt es nicht, daß ein Schatten zwischen ihnen sei.

Eine Kahnfahrt sollte ihn verscheuchen.

„Gottfried, endlich ein Wort!“ begann Mut und ließ die Ruder sinken. „Du nimmst es mir doch nicht übel, daß ich von der Arznei hinweg zur Kunst hinüberlaufe? Mir graut vor den Krankheiten, vor den seufzenden, gequälten, im Tode erschauernden Kreaturen, vor der bleichen Furcht, vor dem Betteln und Beten um eine kleine Verlängerung des Lebens, vor all der menschlichen Erbärmlichkeit, die der Arzt sehen muß. Wie es mein Jugendtraum war, will ich Künstler werden, ein Kündiger des gesunden, blühenden Lebens — der Schönheit!“

„Tu, was du mußt,“ erwiderte Gottfried nach einer leisen Zögerung, „aber daran freuen kann ich mich nicht — und jetzt gehst du ja mit dem Öhringer.“

Ein Strahl des Vorwurfs schoß aus seinen sonst so ruhigen blauen Augen.

„Na, Öhringer hat doch in der Kunstwelt einen ausgezeichneten Ruf,“ versetzte Mut, „er gilt stets noch als Meister der schönen Linienführung, der lebendigen Farbe, der satten Stimmung.“

„Ich aber mag seine Kunst so wenig wie den Mann,“ erwiderte Gottfried gequält. „Mich reuen unsere schönen Schilf- und Weidenlandschaften, die er dazu mißbraucht, daß er seine Pariser Nachtschönheiten hineinkomponiert. Was für eine verlogene Kunst diese mythologischen Bilder, halb Sernastad, halb Paris! Aber feiert ihn! Wir in Sernastad schlagen doch das Kreuz vor ihm. Um seine Nerven aufzujagen, trinkt er über den Durst, dann wird er der schamloseste Zyniker, den man je gesehen hat, der, gewiß mit Geist, aber mit noch mehr Wonne, alles, was anderen heilig ist, in den Sumpf seiner verdorbenen Phantasie hinunterreißt. — Ironie, Satire, daß einem die Seele gefriert!“

„Was geht mich das an, wenn ich bei ihm nur malen lerne,“ unterbrach Mut den bitteren Ernst Gottfrieds mit lächelnder Überlegenheit.

Gottfried glaubte einen gewissen Spott aus den Worten Muts zu hören. Er wechselte die Farbe. „Öhringer ist aber der besondere Feind meines Vaters. In einem seiner Anfälle von Verrücktheit hat er ihn

ohne jeden Anlaß als Arzt beschimpft. Der freche Mund ist ihm dann freilich durch ein paar Sernastader derb geschlossen worden, aber ich gönne Öhringer die Quittung nicht, daß du seine Hilfe in Anspruch nimmst, — daß sich von ihm ein Band in unser Haus, in unsere Familie hineinziehe! Dafür steht mir denn doch ihre Ehre viel zu hoch."

Gottfried sprach mit ungewohnter männlicher Festigkeit und nur schlecht verhaltenem Groll.

„Wenn ich nur wenigstens das Bild unter seiner Leitung fertig stellen könnte!" seufzte Mut.

Gottfried aber war mit dieser Antwort nicht zufrieden, ein zischender Laut entrang sich seinen Lippen, in offener Verstimmung trieb er das Boot mit unregelmäßigen Ruderschlägen in den kleinen Gondelhafen des Doktorhauses. Und fast noch mehr zürnte er Mut, als der um das Gelingen seiner Studien besorgte Maler vor dem Vater das Gespräch auf Öhringer brachte. Wozu ihn an die häßliche Sache erinnern!

Aber siehe da! Der Vater brummte beinahe gemütlich: „Wenn Sie eine Hilfe bei ihm finden, warum nicht? Er hat mich zwar einmal bös angefahren, aber was sind mir die Worte eines alten, betrunkenen Narren! Wenn er Ihnen nur ein guter Lehrer ist!"

Gottfried schoß das Blut in den Kopf. Von seinem Vater war er gegen Mut ins Unrecht gestellt!

Der Alte aber fuhr fort: „Es hat sich Besuch angemeldet. Wilhelm Nägeli kommt, um sich für seine Amerikafahrt zu verabschieden."

Hedi erblaßte und zitterte.

„Du freust dich doch auf deinen Jugendfreund?" lächelte die Mutter.

„Ja, ja," stammelte Hedi wie geistesabwesend.

Der Doktor hatte sich zu Mut gewandt. „Der Brief des jungen Mannes enthält leider auch für Sie eine ernste Mitteilung. Wie mein Schützling beiläufig schreibt, ist Ihr Vater ziemlich heftig erkrankt und hat demnächst irgendeine große Operation nötig."

„Es wird sich um ein Nierenleiden handeln, das den Vater seit einigen Jahren quält," versetzte Mut, von der Nachricht doch etwas erschreckt.

„Sie werden ihm wohl einen Besuch machen müssen," meinte Frau Doktor, „aber wir hoffen, daß Sie bald zu uns zurückkehren können, zu uns — zu Ihrer Kunst."

„Nein, an einen Besuch denke ich so lange nicht, als ich von der Erkrankung bloß durch eine dritte Hand, nicht durch die Familie selbst erfahre," erwiderte Mut mit einer abweisenden Bewegung.

„Ein Egoist — ein gegen alle gleich rücksichtsloser Egoist bist du," hätte ihm Gottfried am liebsten ins Gesicht gesagt, aber noch hütete er sich, die Eltern oder Hedi die Erschütterung ahnen zu lassen, die seine Freundschaft für den bisherigen Studiengenossen erfahren hatte. Mut besaß ja doch so viele liebenswürdige Eigenschaften, daß er die stets wieder ins Unrecht setzte, die ihm grollten. Und zu traurig, eine so rein und schwungvoll begonnene Freundschaft in offenem Zwist erkalten und ersterben zu lassen!

IX

In ihrer Kammer, welche die Andenken und die Schulbücher ihrer Jugend hütete, weinte Hedi in der Nacht still und heiß. Nicht wegen der Wunde, die sie in dem kunstgerechten Verband kaum spürte; sie weinte so bitterlich, weil die letzte Widerstandsfähigkeit gegen Hellmut Schinz von ihr gewichen war. Nur wie ein eigenwilliges, törichtes Kind, doch ohne innere Überzeugung hatte sie im Kampf um die Bildplatte noch einmal den Trotzkopf gegen ihn gespielt. Aber er hatte gesiegt — durch seine Blicke, durch seine Worte, und echt männlich fand sie es, wie er seinen Apparat den Scherben der Platte nachgeworfen hatte.

Sie klammerte ihr Denken an das merkwürdige, duftige Briefchen, das Hellmut Schinz aus der Stadt erhalten hatte. Besaß er dort eine Liebe? Nein, der junge, vornehme Mann schloß sich doch nicht an ein Mädchen, das schon in einer bloßen Briefaufschrift einen bedenklichen Mangel an gutem Geschmack verriet. Da stand Hellmut Schinz viel zu hoch!

Während ihr aber die Liebe zu Mut durch die jugendlich gespannten Sinne rauschte, durchwühlte sie zugleich ein wilder Schmerz um Wilhelm Nägeli, den getreuen Jugendgespielen. Wo war der Traum von dem großen künftigen Glück geblieben, der sich bisher an seinen Namen, an sein Bild geheftet hatte?

Was ihm sagen, wenn er kam? Nur ein Trost: nie, nie war ein Wort der Liebe zwischen ihnen gefallen,

nie ein Versprechen. Ihre Hand war frei! Und doch dieses Zittern und Zagen! —

Da kam Wilhelm Nägeli, der Jugendfreund.

Der junge Mann, der nun bereit war, über das Meer zu ziehen, um dort als Kaufmann sein Glück zu schmieden, durfte sich in der Welt wohl sehen lassen. Der angestammten ländlichen Kraft und Ruhe hatte sich in seinem Wesen die städtische, elegante, leichte Beweglichkeit gesellt. In stahlgrauen Augen lag die Klarheit des Geistes, die Stärke des Willens und eine für seine Jahre überraschende Lebenssicherheit, ja sogar Mannesreife, die nichts zur Geltung kommen ließ als das Ziel.

Aus seiner Sprache spürte man die strenge kaufmännische Schule, den nur mit den Wirklichkeitswerten rechnenden, knapp und kühl kombinierenden Verstand, damit verbunden das Bestreben, in der Doktorsfamilie den Eindruck eines zwar herzlich dankbaren, aber nun selbständigen und fertigen Mannes hervorzurufen, der sich selber Bürge für ein volles Lebensglück sei.

„Ich wollte nicht recht glauben, daß du dich für eine Stelle in Amerika eignest," scherzte Doktor Hegner, „aber ich muß dir jetzt zugeben, daß du denen dort drüben gewachsen sein wirst. Wer hätte das von unserem Fischerbuben je geträumt!"

Nur Hedi gegenüber verriet Wilhelm Nägeli eine kleine Unsicherheit. Fragend folgten ihr seine gescheiten Augen, wo sie stand und ging. Sie spürte: er suchte die Gelegenheit für eine Aussprache und war doch nicht mutig genug, sie selber zu veranlassen.

Gott, wie sie sich davor fürchtete! Sie hatte gehofft, wenn Wilhelm erscheine, dann fliege alle ihre Herzensliebe von selber wieder dem Gespielen der Jugend zu, mit klingenden Glocken erwache die Erinnerung an die vielen gemeinsamen Stunden, und der Zauber Muts sei gebrochen. Aber wie schrecklich! Die Tage der Kindheit blieben tot, und neben Wilhelm, der dem Vater mit nüchterner Beredsamkeit die kommende Seereise und seine Betätigung in New York auseinandersetzte, hörte sie im Gedächtnis die wohlklingende, warme Stimme Muts, wie er der Mutter die Dichter auslegte. Nein, das war doch keine Liebe gewesen, die sie für Wilhelm empfunden hatte, nur ein leises Vorspiel der Liebe, das sie jetzt selber nicht mehr recht begriff. Furchtbare Klarheit — ihr Herz schlug nur für Mut, den schwungvollen angehenden Künstler.

Beim Mittagstisch im Garten trafen sich die jungen Männer, Gottfried besorgte die Vorstellung. Hedi merkte aber wohl, wie Mut und Wilhelm sich als Gegner fühlten. Wenige Worte einer höflich kühlen Unterhaltung über das Befinden des Vaters Schinz, die Mitteilung Wilhelms, daß die notwendige Operation noch nicht vollzogen sei und er den alten Herrn beim Abschied sehr leidend getroffen habe. Und Mut verhüllte seine Gedanken in eine undurchdringliche Miene.

Wilhelm sprach fast nervös, viel und sprunghaft von Amerika.

Wenn er doch nur schon auf dem Schiffe wäre,

seufzte Hedi leise bei sich und überließ es den Eltern und Gottfried, ihm so zu begegnen, wie er es als früherer Schützling des Hauses erwarten durfte.

Endlich war die zu Ehren des Gastes etwas verlängerte Mahlzeit vorbei!

Die Männer gingen ihre verschiedenen Wege. Doktor Hegner hatte Sprechstunde, Gottfried irgendeinen stellvertretenden Gang, Mut wollte malen und Wilhelm Nägeli seinen Geschwistern und Verwandten im Dorf die Hand zum Abschied drücken.

Hedi war mit Frau Doktor kaum allein, da umschlang sie deren Hals. „Mutter,“ schluchzte sie, „mir ist so bang! Ich fürchte, daß Wilhelm mich, ehe er abreist, um meine Hand bittet.“

„Nein, Kind, das darf nicht sein, daß du jetzt schon dein junges Herz bindest,“ versetzte die Mutter etwas erschreckt und strich ihr lind über das Haar. „Vater und ich haben wohl zuweilen, mehr scherz- als ernsthaft, darüber gesprochen, wie es wohl wäre, wenn Wilhelm Nägeli einmal als Schwiegersohn in unser Haus träte. Das Ende des Gespräches war aber stets, daß wir unsere Hedi frei behalten wollen, so lange es geht. Und jetzt bin ich froh. Die Gegenwart des Herrn Mut hat mir über Wilhelm Nägeli die Augen geöffnet. Ein tüchtiger Kopf, der es im Leben rasch vorwärts bringen, aber neben dem Geschäftlichen nie den feinen Sinn haben wird, der uns Frauen an einem Mann besonders beglückt!“

Dankbar schaute ihr Hedi in die Augen, das Mutterwort gab ihrem Herzen die volle Klarheit.

„Und wenn Herr Mut mich fragte?“ forschte sie mit wiedergewonnener Schelmerei.

„Das sei Gott überlassen,“ erwiderte die Mutter ernst, aber nicht abweisend. „Zum Lieben und Leiden kommt unsere sonnige Hedi stets noch früh genug.“

Damit erhob sich die Mutter, sie wollte wohl aus gutem weiblichen Sinn das Gespräch nicht weiterspinnen.

Hedi aber wußte nun ihren Weg. Doch war es für sie ein Augenblick starken Herzklopfens, als Wilhelm Nägeli gegen Abend kam und sie einlud, mit ihm vor seiner Abreise eine letzte Fahrt auf dem Heimatsee zu unternehmen. Die Bitte durfte sie ihm nicht abschlagen, die Stunde mußte durchgekämpft sein.

Die Abendglocken von Sernastad klangen über den See, der in den rosigen Tönen des Sonnenunterganges schwamm. Das gab Wilhelm Nägeli von selber die Gelegenheit, an die Abende der Kindheit zu erinnern und seine Unterhaltung von den Bildern der Vergangenheit in die der Zukunft zu leiten.

Hedi mußte dabei immer denken, wie Mut die Worte viel schöner und höher finden würde als jetzt Wilhelm. Und doch griff ihr, was er sagte, ans Herz.

„Drei Jahre,“ flüsterte er, „eine kurze Spanne Zeit! Ich kann sie aber doch nur in nagender Unruhe verbringen, wenn du, Hedi, mir nicht das Versprechen gibst, daß du mir deine Hand bis zu meiner Rückkehr frei hältst!“

Hedi ließ das erglühende Gesicht tief gesenkt,

nicht fähig, die Augen in seinen hoffenden Blick zu erheben.

„Ich weiß, daß du mir in meiner Schulzeit ein treuer Freund warst," hauchte sie, „aber ein Versprechen kann ich dir nicht geben — es wäre eine Lüge!"

„Und wer hat dich mir weggenommen, Hedi?" stöhnte der junge Mann.

Sie schwieg erzitternd.

„Hellmut Schinz!" kam es durch seine großen, weißen Zähne.

„Er weiß es nicht, daß ich ihn liebe," schluchzte Hedi.

„Dann laß ab, Hedi!" schrie Wilhelm. „Er ist deiner Liebe nicht wert. Er —"

„Nichts Böses über Mut, Wilhelm!" bebte es von Hedis Lippen. „Du verlörest damit das einzige, was ich dir geben kann — das reine und dankbare Andenken an unsere Schulzeit — eine gute und aufrichtige Freundschaft!"

Da schwieg Wilhelm. Es war eine trostlose Heimfahrt. Beim Abendbrot war Hedi nicht gegenwärtig. Die Mutter entschuldigte sie durch Unwohlsein. Vater Hegner ging nach seiner Gewohnheit früh zur Ruhe. Gottfried und Wilhelm machten einen Spaziergang am Strand. Die Mutter und Mut plauderten noch ein halbes Stündchen im Garten, doch ohne die Ereignisse des Tages zu berühren.

Am anderen Morgen kam Wilhelm Nägeli zum letzten raschen Gruß in die Familie. Seine Unruhe und Niedergeschlagenheit veranlaßten Doktor Hegner

zu einer Aussprache mit ihm über Hedi. Es sei sein und seiner Frau fester Wunsch, daß Hedi sich noch keinem jungen Manne durch ein Verlöbnis verpflichte, und so wolle er die Hoffnung nicht aufgeben, daß Wilhelm, wenn er in drei Jahren heimkehre, die Hand Hedis sich doch noch gewinne.

Es waren väterlich wohlgemeinte und verständige Worte, die Doktor Hegner an seinen ehemaligen Schützling richtete. Von Hellmut Schinz sprach man nicht. —

Nun war Wilhelm Nägeli gegangen. Darüber war niemand so froh wie Hedi. Durch den Besuch des ehemaligen Jugendgespielen war völliges Licht in ihr junges Herz gekommen. Sie liebte Mut — und nur Mut! Nicht wegen seiner äußeren Vorzüge, wegen seiner hochgewachsenen herrlichen Erscheinung, neben der Wilhelm Nägeli nur der mit einem städtischen Firnis umgebene Fischersohn war, sondern wegen seiner hinreißenden Art, die alle Hemmungen besiegen mußte. Wer bedurfte eher ihrer Teilnahme, Wilhelm Nägeli, der selbstzufrieden und unbeirrbar den Weg des Kaufmanns ging, oder Hellmut Schinz, der Ringende, Kämpfende, der mit wallendem Herzblut in die künstlerischen Höhen strebte? Ihr war, als sei gerade sie durch die Stimme ihres Innern berufen, Mut jene Herzensfreundin zu werden, deren jeder Künstler zum gesegneten Schaffen bedarf — die Herzensfreundin, die den Kämpfenden mit ihrer Liebe ermuntert, die ihm mit linder Hand die von der Arbeit heiße Stirne kühlt und sich nach den Stunden

der Enttäuschung und Entmutigung mit ihm freut, wenn ihn der Erfolg auf sonnige Höhen führt.

So sann und träumte Hedi und ließ die Hand in der Binde heilen. Zu gerne wäre sie einmal nach der Hütte Joos Fenners gegangen, um sich das Bild des alten Fischers anzusehen, das unter den Händen Muts der Vollendung entgegenwuchs. Sie fürchtete aber den Spott Gottfrieds. Sie ahnte, sie wußte, daß er einen stummen Groll auf Mut in der Seele trug. Das war wegen der Kunst und seines Verkehrs mit Öhringer.

X

Ja, Gottfried grollte stumm und heiß wegen der Kunst, wegen Öhringers — am meisten aber wegen einer Mitteilung, die ihm Wilhelm Nägeli, der von Hedi Zurückgewiesene, auf dem stillen Abendspaziergang gemacht hatte.

Im Seidengeschäft Schinz sei es allgemein bekannt, daß der Sohn des Herrn eine Liebschaft mit der braunen Lotte unterhalte. Dieses seit bald zwei Jahren andauernde Spiel mit der kleinen Schauspielerin sei auch der besondere Grund, warum der Vater dem Sohn so scharf zürne.

„Und Hedi liebt ihn — sie liebt ihn! — Sie hat es mir selbst gestanden!“ hatte Wilhelm Nägeli verzweiflungsvoll ausgerufen.

Nun hatte Gottfried zu sinnen und zu überlegen. An die Liebschaft Muts mit der braunen Lotte mußte

er schon glauben. Mut war ja wirklich ein häufiger Gast des Sommertheaters gewesen. Jenes duftige Briefchen mit der schlecht geschriebenen Adresse, von dem Hedi gesprochen hatte, stammte doch höchst wahrscheinlich auch von dem ungebildeten Theatergeschöpf. Mut war also mit dem Geheimnis einer unwürdigen Liebschaft nach Sernastad gekommen und in das Elternhaus getreten, und wenn der Brief wirklich von der Lotte war, so hatte er den Verkehr mit dieser sogar hier heimlich weitergepflegt.

Darüber empörte sich Gottfried. Was tun? Sollte er den Eltern und Hedi gestehen, daß er in einer großen Verblendung befangen gewesen war, als er den Freund ins Haus geladen hatte? Doch wie den Namen der braunen Lotte vor Hedi bringen, die in ihrer still-umgrenzten Welt kaum ahnte, daß es einen Sumpf wie jenen gab, in dem Mut seine Freude gesucht hatte! Das ging nicht. Die Seinen waren ja noch bestochen von den glänzenden Eigenschaften Muts, und er mußte sogar die Mahnungen der Eltern, der Mutter namentlich ertragen, daß er gegen Mut nicht der abflauende Freund sein dürfe, wenn dieser auch nach innerstem Selbstbestimmungsrecht einen neuen Weg gehe.

Mut im stillen zur Rede stellen und ihn auffordern, daß er Sernastad verlasse? Aber Mut sprach ja selber schon von Abreise.

Es war etwas Zögerndes und Schwerfälliges in Gottfried; das Wort, das er in der Seele trug, kam nicht auf die Zunge.

Um so ängstlicher folgten jetzt seine Augen jeder Bewegung Hedis. Eine wilde Angst erfaßte ihn. Nein, unmöglich, daß sie den Mann liebte, der seine Gefühle an die braune Lotte verschwendet hatte. Nur das nicht!

Aber da stand ja Mut mit Hedi auf dem Rondell am See. Die beiden scherzten an dem schönen Abend.

„Ein Lied aus dem Kahn!" bat Mut.

„Wenn ich wüßte, daß Sie über meinen Gesang nicht spotten!"

„Ich — spotten?" sagte Mut. Er nahm ihre Hand, und da stand Hedi vor ihm, schamrot erglüht — ein Bild junger Liebe.

Gottfried hätte aufschreien mögen: „Nein, Hedi!"

Diesen Abend noch nahm er sein Schwesterchen zur Seite. „Du bist mir zu herzlich mit Mut," keuchte er. „Diese Vertraulichkeit darf nicht sein!"

Das Wort der Erklärung aber blieb ihm in der Kehle stecken.

Hedi jedoch lachte in hellem Übermut: „Demjenigen eine Blume ins Knopfloch, der so mit Herrn Mut verkehren kann, wie es mein Bruder wünscht!"

Verzweifelt lief Gottfried davon.

XI

Die Welt um sich vergessend, hatte Mut wieder bis in den sinkenden Abend am Bilde des unter einer Weide sitzenden Fischers gemalt.

Nun aber legte Joos Fenner das Netz, an dem er

geflochten hatte, beiseite. „Ich meine, es wäre für heute genug," sagte er, „alle Welt will Feierabend."

„Ja — meinen Dank, Joos," warf Mut hin. „Zwei Tage noch! Und ich kann Euch entlassen."

„Das ist mir recht," schmunzelte Joos. „Das Stillsitzen paßt mir schon lange nicht mehr."

Mut wandte die Staffelei gegen die sinkende Sonne, blickte bald dem Alten ins verwitterte, faltenreiche Gesicht und dann wieder prüfend auf sein Bild — und konnte sich von seinem Werk fast nicht trennen!

Da horch! Weiche Liedklänge kamen vom sonnenroten See gegen die in der Abendruhe ragenden Giebel des Ufers.

„Das ist des Doktors Hedi," sagte der Alte, zog die Mütze und faltete die Hände, wie wenn er beten wollte.

Hedi! Das erriet auch Mut.

Um eine Baumgruppe des vielgebuchteten Gestades kam im Abendfrieden langsam das Boot. Darin stand, von den Lichtern des Sonnenunterganges umspielt, die schlanke Gestalt im weißen Leinenkleid. Die Ruder nur lässig führend, sang sie ihr seelenvolles Lied:

„Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar."

Rein und perlend schwollen die Töne aus dem Grund ihres jungen Herzens. Mut stand und lauschte wie im Bann eines Sommermärchens. Etwas Edleres und Schöneres als die Sängerin und ihr Lied im Scheiden des Tages hatte er in seinem Leben nicht erfahren. Dazu stimmte sein eigenes, gehobenes Gefühl, das der wachsenden künstlerischen Kraft.

Das Lied war verklungen. Mit rascherem Ruderschlag trieb Hedi den Kahn an den schmalen Brettersteg, der von der Hütte des alten Joos in den See hinauslief.

Mut ergriff die Kette des Bootes und reichte der Aussteigenden die Hand. „Wie lieb, Fräulein Hedi!"

„Ich muß doch sehen, wie es unserem Künstler und seinem Werke geht," versetzte sie schalkhaft. „Nein, keine Hilfe über den Steg. Ich bin die schmalen Bretter gewohnt. — O, so weit ist das Bild schon — und wie lebendig, wie treu! — Sie sind ja schon ein Künstler!" Das Wort klang wie ein Jubelruf, und die lachenden Augen maßen Mut in freudiger Verklärung.

„Joos," wandte sie sich an den alten Fischer, „was sagen denn Eure Nachbarn zu dem Bild?"

„Sie lachen, ich würde ein Narr in alten Tagen," erwiderte er mit breitem Vergnügen. „Aber Euch und dem Doktorhaus habe ich's zulieb getan!"

Das Gespräch lief fröhlich weiter. „Vater ist auf das Rathaus in eine Gemeinderatssitzung gegangen," erzählte Hedi. „Gottfried hat irgendeinen schweren Patienten. Da müssen Sie bis zum Abendbrot, das etwas später sein wird als sonst, mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen, Herr Mut!"

Ihrem schelmischen Lächeln antwortete das seine: „Ich werde Sie rudern — Sie singen."

Das Paar verließ den alten Joos. In die Seedämmerung hinaus schwebte der Kahn. Über fernen Kuppen glomm noch die Abendröte, hinter Hügeln hervor warf aber auch schon der aufgehende Mond

seinen Silberstreifen von Ufer zu Ufer, und unter den mondumflossenen Giebeln von Sernastad begannen einzelne Lichter wie Johanniswürmchen zu erschimmern. Milder Augustnachttraum lag auf den schlummernden Fluten.

„Singen?“ fragte Hedi, nachdem sie ein Lied geendet hatte. „Schöner noch ist, auf das große Schweigen über den Wassern zu lauschen.“

Mut ließ die Ruder sinken und das Schiff treiben. Nach einer Pause sagte er, tief Atem holend: „Fräulein Hedi! Wir haben viele schöne Stunden versäumt.“

Hedi, die in der Mitte des Bootes gegen Mut gewendet saß, wurde purpurrot.

„Ich habe Sie lieb, Hedi — lieber, als ich in Worten sagen kann,“ stammelte Mut.

„Nein, sprechen Sie nicht so,“ flehte sie leise. Über ihre schlanke Gestalt ging ein Zittern. „Ich hätte nicht zu Ihnen hinfahren, Sie nicht sollen in den Kahn einsteigen lassen.“ Ihre Verwirrung wuchs. Sie wußte selbst nicht mehr, was sie sagte.

„Fräulein Hedi, Ihr Herz ist doch frei?“ drang Mut in sie.

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, und ein Schluchzen drang dazwischen hervor. „Es ist abscheulich, was Sie fragen. Nein, ich kann Ihnen nicht Antwort stehen. Gottfried —“ das Wort erstarb auf ihren Lippen.

„Gottfried, ja, das ist auch meine Sorge,“ erwiderte Mut mit bitterem Ernst. „Ich spüre, er mag meine Kunst nicht, er mag mich nicht mehr — und das ist mir Ihret-

wegen schrecklich, Hedi. Darum heute nur die heimliche Frage, um die bloß Gott im Himmel wissen soll: Hedi — liebst du mich?"

Die heftige seelische Erregung erstickte ihm die Stimme.

Sie aber fand noch die Kraft zum Widerstand. „Sie werden ja Künstler," stieß sie fiebernd hervor, „die Kunst aber, so denke ich — ist etwas Großes und Heiliges, nimmt Gedanken und Seele so gefangen, daß daneben nichts anderes Raum in Ihrem Leben hat. Auch ich nicht, Herr Mut. Sie gehören Ihrer Kunst, und ich muß frei sein!"

Fein und leis wie eine Traumrede kam's ihr vom Mund. „Kein Wort von dem, was Sie gesagt haben," flüsterte sie, „will ich je verraten. Jetzt aber heim — heim — lassen Sie mich rudern!"

Mut ging mit einer raschen Bewegung durch den schaukelnden Kahn auf Hedi zu.

„Gott, wie unvorsichtig Sie sind!" rief sie, kam aber nicht dazu, sich selber zu erheben, denn schon hielt er bittend ihre Hände umklammert, sie zitterten in den seinen.

Auch er bebte.

„Hedi," kam's ihm in urmächtiger Beredsamkeit von den Lippen, „das ist freilich wahr: nur wer für die Kunst kämpfen, hungern, frieren und sein Herzblut hingeben kann, der ist ein Künstler und dieses Namens wert. Aber jeder bedarf auch einer hohen und starken anderen Seele, wie die Natur des Lichtes, der Sonne. Meine starke, hohe Seele sollst du sein, Hedi! In Liebe

und Güte und voll unendlichen Vertrauens sollst du an mich glauben, dir soll ich es sagen dürfen, was mich bedrängt und was mich freut, du sollst mich erheben, wenn die Tage der Unkraft und der Anfechtung kommen, mit stillem Herzensjubel sollst du meine Kunst begleiten, wenn sie sieghaft ist!"

Das Feuer jugendlicher Begeisterung sprühte in seinen Augen.

Hedi aber schwieg beklommen.

„Wie soll ich das erringen, Hedi, was im letzten Ziel meiner Kräfte liegt, wenn du nicht an mich glaubst!"

Eine zwingende Kraft lag in seinem Schmerzensruf.

„Ich glaube ja an dich und deine Kunst — ich liebe dich, Mut — du mein Künstler," kam es zart und leis wie ein Windhauch, doch glückselig von den Lippen Hedis. In Scham verbarg sie das junge Haupt an seiner Schulter und wehrte seinen Armen nicht, als er sie stürmisch umschlang, und seinen Küssen nicht, als er ihr das glühende Haupt erhob.

„Gott, was werden die Eltern, was wird Gottfried dazu sagen!" seufzte sie, im tiefsten Glück plötzlich erbangend.

„Die Eltern — Gottfried," wiederholte Mut, wie einer harten Wirklichkeit zurückgegeben. „Hedi, du weißt, was für einen weiten Weg ich noch zurückzulegen habe, bis ich mit meinem Vater ins reine gekommen, bis ich endlich ein freier Künstler bin. Da sollst auch du frei bleiben. Frei wenigstens vor den Eltern und Gottfried erscheinen, und nur tief im Herzen wollen

wir unsere Liebe bewahren. So gewiß aber, als ich bin, atme, lebe, für meine Kunst und meine Liebe zu sterben bereit bin — ich komme wieder zu dir, Hedi! und die Freundschaft Gottfrieds will ich mir auch wieder erobern!"

Hedi lächelte in junger Liebe selig.

Flüstern und Schweigen. Ein Boot voll unendlichen Jugendglücks, voll gläubiger Hoffnung auf ferne Tage und Jahre zog durch die silberne Nacht über den stillen See und endlich gegen den Garten des Doktorhauses, dessen Giebel sich dunkel auf dem hellen Gewässer spiegelte.

Das Paar schritt durch den Garten. Ein Laut, ein leiser, weher Laut —?

„Es ist nichts," flüsterte Hedi, „nur ein Vogel, der träumt!"

Sie sahen den jungen Mann nicht, der, die geballten Fäuste vor die Stirne gepreßt, im Schatten einer Platane stand — Gottfried, in innerster Zerbrochenheit und trotz seiner Jugendkraft schwankend wie ein Trunkener.

„Hedi, du weißt nicht, mit was für einem Elenden du gehst," stöhnte er vor sich hin. „Jetzt ist es für mich Pflicht zu handeln."

XII

Pflicht zu handeln! Gottfried spürte sie in quälenden Schmerzen. Obwohl Hedi ihre junge Verliebtheit nur schlecht verbarg, verschob er die Aussprache mit

Mut vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen. Die Schuld daran trug seine innere Hilflosigkeit. Um so ängstlicher und trauriger folgten seine Blicke Hedi. Stets wieder merkte er, wie sie mit stiller Kraft die Gelegenheit suchte, Mut allein zu begegnen, und gerade ihretwegen wollte sich ihm die Stunde nicht geben, in der er ihn unauffällig vor den Eltern und der Schwester wegen der braunen Lotte zur Rede stellen und ihm Freundschaft und Gastrecht im Doktorhause kündigen konnte.

Um so unduldsamer war er gegen Hedi. „Du wolltest doch nicht hinter den Stadtgänschen gehen," wandte er sich barsch zu ihr. „Nun tust du es ja doch."

Über dem Vorwurf standen Hedi die Tränen in den Augen. Herrgott, was war Gottfried, der sonst ruhig Freundliche, für ein seltsamer und unverträglicher Mensch geworden! Mutter und Vater tadelten ihn heimlich, und Mut suchte ihn mit der feinsten Aufmerksamkeit der Freundschaft wieder für sich zu gewinnen — alles umsonst!

Nun hatte der junge Künstler das Bild des alten Joos unter der Leitung Öhringers vollendet.

Im Doktorhaus war freudige Anerkennung für diesen ersten und gleich so bedeutenden Wurf. Der alte Doktor brummte lächelnd etwas von „ex ungue leonem" und sagte, der Seidenindustrielle Schinz werde sich wohl darein fügen müssen, Hellmut, wenn auch auf einem anderen Gebiet menschlichen Schaffens, so bedeutend zu nehmen wie sich selbst, ja, wäre der Vater nicht krank, er selber würde den Versuch machen,

Mittler zwischen ihm und dem Sohn zu werden. Die Augen der Frau Doktor glänzten friedlich und freudig. „Was für eine schöne Erinnerung wird es uns bleiben, daß Herr Mut sich gerade bei uns auf sein Innerstes besonnen hat," versetzte sie fast andächtig. Und scherzhaft war davon die Rede, daß er, wenn auch ohne die Nachhilfe Öhringers, das Doktorpaar malen und so eine dauernde Erinnerung an seinen Aufenthalt schaffen möge.

Er ergriff den Gedanken mit Feuereifer. Das war vielleicht der Weg, sich unauffällig auch einmal an der lieblichen Gestalt der Tochter zu versuchen.

Die Augen Hedis strahlten, ihre Wangen glühten. Gottfried aber war im Innersten bestürzt: Nun blieb der von der Familie verhätschelte, ihm aber unwert gewordene Gast wieder längere Zeit! Und Hedi? Sie konnte sich stets tiefer in den Traum einer Liebe hineinleben, die nicht sein durfte.

Da kam Gottfried unerwartete Hilfe.

Aus dem Seidenhaus Schinz erhielt Mut ein Telegramm: „Nach nur teilweise geglückter Operation ist der Zustand Ihres Herrn Vaters äußerst schwer. Er wünscht dringend Ihren sofortigen Besuch."

Mut, der sich von der Nachricht doch auf das Stärkste ergreifen ließ, reiste mit einem raschen, warmen Dank an die Doktorsfamilie nach der Stadt.

Gottfried atmete auf. Wie warmes Lob die Eltern dem geschiedenen Gast bereiteten, wie traurig Hedi das Köpfchen hängen ließ — ein Wiedersehen durfte nicht sein. Was er Mut aus lauter innerer Pein

nicht hatte ins Gesicht sagen können, das wollte er ihm scharf und klar in einem Brief auseinandersetzen.

In früher Abendstunde begann er das Schriftstück. Da ging die Hausklingel. Wohl einer, der noch den Arzt zu einem Kranken rufen wollte. — Nein, der alte Joos!

Er hatte es wichtig. Mit dem Abendboot sei eine junge Dame angekommen und sitze nun im Gasthof zum Hecht. „Sie trägt einen Hut mit weißer Riesenfeder, ich meinte zuerst, es sei eine Prinzeß, nun ist sie aber, wie sie sagt, eine dramatische Künstlerin, was wohl etwas vom Theater ist, und heißt Fräulein Charlotte Meier. Sie hoffte, Herrn Schinz zu treffen, und suchte ihn bei mir. Nun ist sie unglücklich, daß er fortgereist ist. Das Fräulein hat nämlich ihre Stellung verloren und besitzt kein Geld, gar keins. Da haben wir hin und her geraten, was zu tun sei, und ich habe ihr gesagt, sie solle sich an Euch wenden, da Ihr der Freund des Herrn Schinz seid. Sie hat aber gemeint, Ihr kämt vielleicht lieber auf ein Viertelstündchen in den Hecht, als daß Ihr sie daheim empfangen wolltet, und mich darum mit diesem Brief hergeschickt."

Das unordentliche Schreiben enthielt nichts, was der Alte nicht schon vorgebracht hatte: einen Jammer der braunen Lotte, durch die Intrige einer Kollegin ihre Stelle plötzlich verloren und nun ihren lieben Freund Hellmut verfehlt zu haben, und die dringliche Bitte um Geld, damit sie ihr Nachtquartier bezahlen und in ein anderes Engagement reisen könne.

„Joos — hier etwas Schoppengeld," keuchte Gott-

fried, „und sagt der Dame, daß ich in den Hecht kommen und ihre Angelegenheit ordnen werde."

Joos aber schien die Aufregung Gottfrieds nicht zu bemerken, er plauderte: „Und Hedi, dem Rosenstock, danken wir Fischer noch, daß sie wieder einmal ein schönes Lied auf dem See gesungen hat. Es war aber wohl mehr Herrn Schinz als uns zu Ehren. Die beiden!" Er schnalzte mit der Zunge. „Und wenn die Fremde im Hecht auch spricht, als wäre er ihr Bräutigam — nein, so töricht ist Herr Schinz nicht — der hält zu Hedi!"

Endlich ging der Schwätzer.

Die braune Lotte in Sernastad! Der Gedanke erfüllte Gottfried mit einer grimmigen Genugtuung, und er half dem armen Geschöpf gern aus der Not, weil er nun den stärksten äußeren Anlaß, den er sich wünschen mochte, zu dem schweren Brief an Mut besaß.

In einem Hinterzimmer des Hechts traf er mit Lotte zusammen, einer schön gebauten Gestalt mit anmutigen Bewegungen, doch auch mit einem so leichtsinnigen und jungverdorbenen Gesicht, daß ihn fast das Mitleid mit ihr überkam. In dem Glück, sich ihrer Geldsorge enthoben zu sehen, mit Vertraulichkeit und Prahlerei erzählte sie ihm, ohne an die eigene Bloßstellung zu denken, mehr von ihren Beziehungen zu Mut, als er wissen wollte. Als er plötzlich zum Gehen drängte, war sie sehr überrascht, fast erschreckt, und suchte ihn mit einem verführerischen Lächeln, mit einer Bitte der Augen, mit einem liebkosenden Händedruck zu halten. Gottfried aber sagte kühl: „So war's nicht gemeint,

Fräulein — ich habe bloß in Stellvertretung des Herrn Hellmut Schinz seine Pflicht an Ihnen erfüllt."

„Pfui Teufel!" ging es über seine Lippen, als er durch die frische Nachtluft schritt. Hedi die Nachfolgerin dieses verdorbenen Wesens! Welche Gewissenlosigkeit von Mut, das Haus, in dem er Gastfreundschaft genoß, so zu beleidigen!

Als Gottfried zu den Seinen zurückkam, lag ein Telegramm Muts da: „Nachdem wir uns völlig ausgesöhnt hatten, ist mein Vater gestorben. Mit seiner Billigung habe ich für meine Kunst nun freien Weg. Sobald es mir möglich ist, komme ich wieder nach Sernastad ins liebe Doktorhaus!"

Nein, mitten in Todesfall und Beerdigung hinein konnte er Mut den Brief doch nicht senden, überlegte Gottfried, frühestens auf den Tag nach der Bestattung des Obersten. Freilich überkam ihn, wenn er in die glänzenden Augen Hedis blickte, die Angst, ein neues Versäumnis zu begehen.

Der alte Doktor Hegner ließ es sich nicht nehmen, dem Vater seines Gastes und Wohltäter seines Schützlings Wilhelm Nägeli im höchsten Feierstaat die letzte Ehre zu geben.

Als er von der glänzenden Beerdigung zurückkehrte, da war Mut mit ihm!

Ein heimlicher Jubelruf lag auf Hedis Lippen. Er war ihr nie schöner erschienen als jetzt, nachdem ein schweres Lebensereignis an ihm vorübergegangen war und da er nun für seine Kunst freien Weg hatte.

Er aber hielt die Hände der Frau Doktor Hegner:

„Hier ist Heimat — eine andere weiß ich mir nicht — aber daß hier Heimat ist, das habe ich nirgends mehr gespürt als in der Stadt!“ —

Mut sprach in überquellendem Gefühl.

Totenblaß stand Gottfried. In seinem Kopf hämmerte der einzige Gedanke: Heute noch — heute noch! Warum habe ich den Brief versäumt! Und endlich gab sich der Augenblick, wo er Mut unauffällig zu einem Spaziergang unter vier Augen einladen konnte.

Das Gesicht Muts leuchtete auf. Wieder ein Freundschaftszug von Gottfried wie ehedem. Doch nein! Wie klangen seine Worte gequält und feierlich! Was war das für ein langer vorwurfsvoller und feindlicher Blick!

Sie wanderten eine Weile stumm nebeneinander am Gestade der Weiden in der Einsamkeit. Eine Bewegung Muts forderte Gottfried auf, daß er sich über die Veranlassung zu dem Gang erkläre.

Gottfried zog die Brieftasche hervor und daraus das Bittschreiben der braunen Lotte. „Da lies!“ versetzte er dumpf.

Mut las das Schreiben nicht zu Ende. „Das Unglücksweib!“ stieß er hervor. „Gottfried — verzeihe mir!“ Er rang nach Atem, und eine flehende Bitte lag in seinem Blick.

„Wenn es nur mich anginge,“ erwiderte Gottfried, „so könnte ich dir wohl verzeihen. Ich stehe aber für meine Schwester Hedi hier. Um Hedis willen ist dein Aufenthalt in meinem Elternhause verwirkt. Mut —

dein Versprechen, daß du morgen abreisest — abreisest für immer und unter einem triftigen Vorwand, denn von der braunen Lotte darf in unserer Familie nicht gesprochen werden! Du kannst sagen, der Advokat, der deine Erbschaftsansprüche ordne, rufe dich in die Stadt. Oder rede dich aus, wie du willst. Bis morgen früh räume ich dir Zeit ein, dein Bild und deine Malsachen zu packen. Dann ein Händedruck, als wäre nichts geschehen. Bleibst du aber nur eine Stunde länger in Sernastad, so trete ich dir wie einem Todfeind gegenüber. Um Hedis willen!"

In seinen Augen funkelte ein Licht, das Mut bisher nie darin entdeckt hatte.

„Gottfried," stöhnte er, „das Verhältnis mit Lotte war doch nur ein Spiel. Ich —"

„Was für ein Spiel — das weiß ich von Fräulein Meier selbst," schnitt ihm Gottfried das Wort ab. „Nichts mehr darüber. Es ist genug an der einen Tatsache, daß du mit ihr noch im Briefwechsel standest, als du schon unser Gast warst, als du schon heimlich um Hedi warbst. Pfui Teufel! Ich werde nie zugeben, daß meine Schwester in deiner Liebe die Nachfolgerin der Schauspielerin werde — nie! — nie! Nein, Hedi darf nicht unglücklich werden durch dich!"

„Das bietest du mir, Gottfried!" schrie Mut zornig auf. „Die Waffe in der Hand werde ich dich zur Rechenschaft ziehen!"

„Wenn es nicht anders geht," keuchte Gottfried, „wohlan! Ich bin bereit, auch mit der Waffe meine Bruderpflicht für Hedi zu erfüllen, aber dadurch, daß

ich vielleicht falle, wirst du meine Schwester doch nicht erringen, nur ein grenzenloses Elend in ein Haus tragen, das es mit seiner Gastfreundschaft um dich wahrhaftig nicht verdient hat. Wer ist denn schuld, daß es so weit zwischen uns gekommen ist — du oder ich?"

Mut fühlte sich getroffen und rang in bebenden Schmerzen. „Ich — ich — ich!" stöhnte er. „Aber, Gottfried —"

„Wenn du nur einsehen wolltest, daß es für dich nichts gibt als Scheiden. Scheiden für immer, und wenn du dankbar sein willst: unter möglichster Schonung Hedis und der Eltern, die so treu an dich glaubten. Vergiß Sernastad und sein Doktorhaus. Und nie ein Brief an Hedi — nie — nie!"

Gottfried hatte in weicherem Tone gesprochen.

Mut spürte die furchtbare Demütigung wie einen Geißelhieb. Doch rechtfertigen konnte er sich nicht. „Ich erfülle deine Forderung," schluchzte er, „ich reise morgen — ich will still bleiben wegen Hedi — ich will mich reinigen in Jahren gewaltiger Arbeit, aber Gottfried, ich komme wieder; wenn ich ihrer würdig bin, will ich den Weg zu Hedi finden!"

Was er sonst noch sprechen wollte, ging unter in wildem Seelenkampf. —

Am Morgen gab Gottfried Mut noch das Geleit zum Dampfboot. Vom Rondell des Doktorhauses wehte ein weißes Tüchlein über die in der Herbstsonne perlmuttern erglänzenden Wasser.

Hedi — Hedi!

In Mut krampfte sich das Herz. Er trug aber auch eine heilige Gewißheit in sich, daß sie seiner treu harren und er den Weg zu ihr wieder finden werde — ein Künstler, der in kämpfender Arbeit über eine Jugendtorheit hinausgewachsen war.

XIII

Hedi begriff die rasche Abreise Hellmuts nicht, das furchtbar jähe Sichlosreißen, seine Verwirrtheit, seine Trauer. Nur einen flüchtigen Augenblick vor seiner Abreise hatte sie ihn noch unter vier Augen gesehen. „Bleibe mir treu, Hedi — ich bleibe es dir auch! Und ich komme wieder!" hatte er ihr zugeflüstert mit einem Händedruck, mit einem langen Blick wehmütiger Liebe!

Warum sollte Mut nicht bald wiederkommen? Irgendeine unbestimmte Ahnung aber sagte ihr, daß sie ihn wohl lange nicht mehr sehen werde. Und die Ahnung wurde durch einen Brief Muts an die Eltern bestätigt.

Das Schreiben enthielt den warmen Dank für die im Doktorhaus genossene Freundschaft; dann die Mitteilung, daß er, sobald seine Vermögensverhältnisse geordnet sein würden, ins Ausland zu verreisen gedenke, um seinen Kunststudien zu leben. Im übrigen bestärkte der Brief Hedi in der Vermutung, daß der Abreise des Geliebten ein peinlicher Streit mit Gottfried vorausgegangen sei. Vielleicht wegen seines Abfalls von den Wissenschaften, vielleicht wegen Öhringer

— oder ihretwegen! Sonst wäre Mut gewiß wiedergekommen. Gottfried vermied es, von ihm zu sprechen, und seltsam: auch aus dem Gedächtnis der Eltern schien der liebe Gast entschwunden zu sein, während man sich sonst im Schlößchen an werte und geschätzte Besuche oft und lange erinnerte.

Der Herbst wob stets wärmere Goldtöne auf den Sernasee, aber trüb und bedrückt schlichen Hedi die Tage. Sie kam sich im eigenen Haus wie ein verirrter Vogel vor.

Schon rüstete sich Gottfried auf den Wiederbezug der Universität, auf das letzte Semester, an dessen Ende Diplom- und Doktorexamen standen, und in der Familie sprach man hoffnungsreich, wie sein Eintritt in die ärztliche Praxis, vom Frühling an, den in Beruf und Ämtern überanstrengten Vater entlasten werde.

Nun war er wieder in der Stadt. Um das Doktorhaus wirbelten die Flocken, der See war erfüllt vom Geschrei der einfallenden Wildvögel, und der Vater hatte die Gewehre für die Freuden der Jagd schon bereit gestellt. In dieser Winterstimmung machte Hedi ihrer betrübten Seele Luft.

„Mutter, warum spricht niemand mehr von Mut?" forschte sie bittend. „Du selber nicht, und hast ihn doch so lieb gehabt!"

Frau Doktor Hegner seufzte. „Es kam uns die Befürchtung — ich glaube mit Recht — du und Mut, ihr könntet einen zu großen Gefallen aneinander finden. Das ist aber nicht unser Wunsch. Bedenke, wie dunkel

sein Künstlerweg noch liegt. Nein, mit dem Gedanken einer Liebe zwischen dir und Mut können wir uns nicht vertraut machen. Du bist ja noch so jung — so jung, Hedi!"

Das sprach die Mutter, die doch Mut lieb gehabt hatte wie einen zweiten Sohn, und so geheimnisvoll, wie wenn sie Schwereres wüßte, als sie verraten wollte, verlegen und ausweichend. Sie zog Hedi in ihre Arme. „Wir glaubten einst, du würdest dein Herz Wilhelm Nägeli schenken," kam es unsicher von ihren Lippen.

„Nein, seit ich Mut kenne, liebe ich nur ihn," versetzte Hedi mit zuckendem Mund, „ich liebe ihn so innig, so wunderbar, Mutter, daß ich ihm folgen könnte durch Kampf und Not. Was aber ist mir Wilhelm Nägeli noch? Ein junger klug rechnender Kaufmann." Hedis Seele ging über, sie gestand der Mutter die Liebeserklärung Muts auf schweigendem See.

„Armes Kind — armes Kind!" mehr brachte die Mutter nicht hervor, nicht ein einziges Wort der Hoffnung. Ach, hätte sie selber doch nicht gesprochen, dachte Hedi. Nun hatte ja die Mutter bloß eine herzbrechende Sorge mehr. Sie aber stand mit ihrer Liebe zu Mut unter den Ihrigen so merkwürdig allein. Weiß Gott, warum er im Elternhaus nichts mehr galt und selbst die Mutter ihre Zuneigung für ihn begraben hatte! — —

Weihnacht und kein Brief! Das bewegte Hedi zu Tränen.

Gottfried, der daheim zu Besuch weilte, ließ die

blauen Augen in heißem Kummer auf den schmalgewordenen Wangen der Schwester ruhen.

Wenn man ihr nur die Wahrheit über Mut und sein hinterhältiges Wesen sagen dürfte! Diesen Einbruch in ihr junges Gemüt wagten aber weder die Eltern noch er. Hedi Zeit lassen! Dann bewährte sich wohl der Spruch unter der Sonnenuhr am alten Rathaus von Sernastad: „Zeit eilt, teilt — und heilt!" Sie würde wohl langsam erkennen, daß Mut, der Problematische, sie in den Genüssen der Welt vergesse, und ihre Seele wieder zu Wilhelm Nägeli wenden, der jenseits des Weltmeers noch auf sie hoffte.

Aber Hedi war keine, die ihre Liebe wieder preisgab. In ihrem Schweigen lag ihre Kraft.

Das spürte Gottfried, und doch stand es unerschütterlich wie ein Felsblock in seiner Seele fest: Hedi darf nicht die Nachfolgerin der braunen Lotte in der Liebe Muts werden, der jetzt, wie er von gemeinsamen Bekannten wußte, im Besitz eines großen ererbten Vermögens als Schüler Öhringers in Paris weilte und in der vergnügungsreichen Stadt seinem sinnlichen Temperament wohl die Zügel schießen ließ.

Arme Hedi, die an Mut glaubte und in ihm bloß den schönheitsbegeisterten Künstler erkannte! — —

Die Ufer von Sernastad erblühten im Lenz, und in leichten Winden spielten die Wellen des Sees.

Da feierte Gottfried frohe Heimkehr. Er hatte die beiden Prüfungen an der Universität in Ehren bestanden und konnte nun, wie es stets seine Absicht gewesen war, zur Seite seines Vaters der Dorfheimat

als Arzt dienen. Es war nicht zu früh. Der Winter hatte dem Vater übel zugesetzt, Altersbeschwerden meldeten sich stets ernster, doch schien es, als ob ihm nun noch schöne Jahre einer erleichterten Berufstätigkeit beschieden sein könnten.

Bis in den Herbst hielt die Hoffnung stand. Da erlitt er auf offenem Weg einen Schlaganfall, zum Glück im Beisein Gottfrieds, und das Leben des früher so starken Mannes, dem die Seinen ein Altwerden über die siebzig Jahre zugemessen hatten, flackerte nur noch.

Hedi war die letzte Sorge des Sterbenden.

Er ermahnte sie stets wieder, die Gedanken an Hellmut Schinz aufzugeben, erzählte ihr den Vorfall, der Gottfried zum Bruche mit Mut getrieben und die rasche, unfreiwillige Abreise des Gastes veranlaßte, und bat sie, daß sie sich an Wilhelm Nägeli, den Jugendfreund, halte, der ihrer gewiß noch treu gedenke und eines Tages kommen werde, sie aufs neue um ihre Hand zu bitten. „Hedi," röchelte er, „bei ihm hast du die gute Heimat!"

An einem der sonnigen Herbsttage trug Sernastad ohne viel Gepränge, aber in herzlicher Trauer seinen alten Dorfarzt, den treuen Berater der Gemeinde, zur letzten Ruhe.

Still ging die Zeit im Doktorhaus. Zwischen Gottfried, der in den Fußtapfen des Vaters seinem Beruf mit Liebe und Hingabe lebte, und Hedi, deren jugendliche Schalkhaftigkeit und Schelmerei einem schweigsamen Ernst gewichen war, bestand kein Zer-

würfnis, aber auch keine innige Herzlichkeit. Die Erinnerung an Mut, über den man nicht mehr sprach, an dem aber doch das still lebendige Gedächtnis beider haftete, trennte sie. Wehmütig spürte es Gottfried, wie Hedi, die sich stets tiefer in die Welt der Bücher einspann, mit Vorliebe immer wieder jene las, die ihr durch Mut vertraut geworden waren und die sein Bild und sein Andenken festhielten.

Im Dorf war es fast zur Sage geworden, daß Hedi Hegner früher an Lenz- und Sommerabenden ihre Lieder auf dem See gesungen habe. Nun, sie trug ja Leid um den Vater. Im anderen Frühling aber kam der alte Joos und hielt, die Mütze in den knorrigen Händen drehend, eine Bittrede, daß sie ihre Lieder wieder aufnehmen möge. Auch die Mutter und Gottfried baten: „Hedi, wieder einmal ein Lied!" Sie aber erwiderte, wie aus weltfernem Traum und wie wenn man ein Unrecht von ihr begehre: „Ich — singen!"

Durch ihre stillen Stunden, durch ihre Nächte klangen die Worte des sterbenden Vaters, der sie so dringlich von Mut abgemahnt hatte. Sie wußte wohl, daß sie Mut, wenn er käme, sogleich verzeihen würde. Daß er sie aber vergaß, verschmähte — das konnte sie nicht verwinden.

Sie hatte gehofft, Werner Öhringer, der Künstler, komme im Sommer wieder nach Sernastad, ihn könne sie durch den alten Joos ausforschen, wie es Mut gehe; aber Öhringer kam nicht, und gelegentlich hörte sie, daß auch er das Zeitliche gesegnet habe. Keine Spur

von Mut! Sie begriff es nicht. Und begriff es doch. Er wollte schweigend die Wunden heilen lassen, die ihm der Streit mit Gottfried geschlagen hatte, und in der Stille und Ferne der starke Künstler werden, der seine Rechtfertigung in sich selber trug, und mit einem Schlag sieghaft aus seiner jetzigen Verborgenheit vor die Mutter und Gottfried hintreten dürfen: „Nun begehre ich Hedi!"

So hatten sie es einander zugesagt in der Sommernacht auf dem See.

Wenn er aber doch nicht käme! Dann würde ihr das sagen, daß er als Künstler gescheitert sei, draußen in der weiten Welt als ein Unglücklicher lebe, und dann wollte auch sie keine Glückliche sein, keine Glückliche mit Wilhelm Nägeli.

Stets wieder kamen Briefe des Jugendfreundes aus Amerika und erzählten von seinen Erfolgen, als ob sie für ihn den vollen Wert nur besäßen, wenn auch das Dreiblatt stiller Menschen im Schlößchen von Sernastad davon Kenntnis hätte. Zwischen den Zeilen stand, daß er stets noch hoffe, die Hand Hedis zu gewinnen, ja, daß es das einzige sei, was ihn, nachdem er das amerikanische Leben liebgewonnen habe, bewegen könne, wieder in die alte Heimat zurückzukehren und sich da eine seinen Kräften angemessene Betätigung zu schaffen.

Die Mutter und Gottfried freuten sich innig an den Briefen Wilhelm Nägelis, Hedi aber hörte daraus, neben schönen Anklängen an die alte Zeit, nur den Ton eines Geschäftsmannes, der Welt und Leben

furchtbar nüchtern maß und dem es deswegen gut ging. Sie fand für den Jugendgefährten die ermunternden Worte nicht, die er als ein halbes Entgegenkommen ihrerseits hätte auslegen können.

Allmählich wurden die Briefe Wilhelms seltener. Und die bittere Sorge der Mutter und Gottfrieds um Hedi wuchs. Das arme, verblendete Kind! So das Glück verscherzen! Stumm auf einen warten, der ihrer nicht wert war!

Gottfried freilich hätte Hedi sagen können, daß Hellmut Schinz als Künstler seinen guten und sicheren Weg ging. In der großen Tageszeitung, die er aus der Stadt kommen ließ, hatte er dann und wann kleine Nachrichten über die künstlerischen Erfolge des ehemaligen Freundes gefunden, aber die Blätter vor Hedi zurückgehalten. Wozu ihre geheimen Hoffnungen schmerzhaft steigern?

Eines Tages aber geriet ein Blatt mit dem Namen Hellmut Schinz in Hedis Hände, ehe es Gottfried hatte wegschaffen können.

Sie las es unter der Platane. Ein Schrei — ein Jubelschrei! Die Zeitung entsank ihren zitternden Händen. In einem Bericht über den Kunstpalast der Weltausstellung in Paris las sie: „Unter unseren Landsleuten steht im Vordertreffen Hellmut Schinz mit dem Triptychon ‚Die Arbeit‘. Der Künstler —“ Weiter konnte Hedi nicht lesen. Ihre Augen umflorten sich, ein Tränenstrom brach hervor, in dem alles Weh von ihr fiel, das sie um Mut gelitten hatte. Nun mußte er kommen und sein Versprechen vom See

einlösen. Heute mußte er kommen — morgen oder übermorgen! —

Leib und Seele Hedis fieberten. Mut aber kam nicht, nur die illustrierten Zeitungen mit der Wiedergabe seiner Gemälde.

Der Sommer ging, der Herbst fiel ins Land. Jeden Tag schrieb Hedi einen Brief an Mut, und jeden Tag zerriß sie das Geschriebene. Sie war zu stolz, ihn um Barmherzigkeit zu bitten, ihn, den mit einem Schlag berühmt Gewordenen, dem nun das Leben lachte, wo er stand und ging. Wenn er ein Angefochtener gewesen wäre, der ihrer bedurft hätte, dann hätte sie einen Brief an ihn absenden können, aber der Mann auf der Sonnenhöhe des Daseins mußte den Weg zu ihr finden. Sie war doch stets noch die herbe Hedi.

Allmählich überschlich eine grenzenlose Bitterkeit ihr Wesen, sie wankte, ihre Sinne von der Umgebung wendend, ruhelos, blaß und stumm durch das Haus, in den herbstrot erglühenden Garten, auf das Rondell, und schaute über den mild von der Sonne verklärten See in die weichen Fernen, wanderte durch Felder und Wälder oder trieb noch in der Nacht ihren Kahn über die Flut. Aber die Natur gab ihr nichts mehr, nicht einmal eine leise Hoffnung.

Im Dorf sprach man in Andeutungen und Befürchtungen von der Schwermut, die Hedi ergriffen habe.

Da erhielt sie einen Brief Wilhelm Nägelis.

Der Jugendfreund schrieb, daß die drei Pflichtjahre,

die er dem Seidenhaus Schinz in der Zweigniederlassung in New York zu dienen hatte, abgelaufen seien und er nun frei über die künftige Gestaltung seines Lebens verfügen dürfe. „Die Entscheidung aber lege ich in Deine Hand, liebe Hedi! Ich bin bereits mit den Vorbereitungen für meine Rückfahrt nach der alten Heimat beschäftigt. Gegen Weihnachten werde ich in Sernastad eintreffen, dann wollen wir noch einmal Auge in Auge miteinander sprechen. Entweder darf ich mit Dir und den Deinen das Fest als ein Mann feiern, dessen höchster Lebenswunsch mit Erfüllung gekrönt ist, oder ich verlasse Sernastad, ein künftiger Amerikaner in großer kaufmännischer Stellung, der die alte Heimat nie wiedersieht.“ —

Einige Tage vergingen. Weder die Mutter noch Gottfried wagten zu hoffen, daß Hedi eine gute Botschaft für Wilhelm Nägeli habe.

Doch siehe — sie schrieb mit zitternder Hand: „Wenn Du mit meinem törichten Herzen Nachsicht haben willst, dann, lieber Wilhelm, erwarte ich Dich zu frohen Weihnachten!“ —

Nach langen, bangen Zeiten war etwas wie Gottesfriede im Doktorhaus von Sernastad eingekehrt. Um das Wesen Hedis schwebten die Ruhe und der Ernst eines in wildem Seelenstreit errungenen Friedens, der ruhige Ernst der Ergebung in ein Schicksal, das vielleicht doch ein bescheidenes Glück im Schoße barg. Von einer schweren, unsichtbaren Last befreit, fand auch Gottfried heitere Töne. Er scherzte: „Nun, Hedi — wenn du die Frau Wilhelms bist, dann will

auch ich meinerseits nach einer Doktorsfrau sehen." Und die ergrauende Mutter freute sich stillsonnig über die längst ersehnte Wendung in den Lebensgedanken Hedis.

XIV

Die winterlichen Gewässer des Sernasees lagen gründunkel, am Strande schon mit Eis bedeckt, und ein reichlicher Schneefall hatte das Dorf mit sanfter Märchenstimmung umwoben. Jetzt mochte sich Wilhelm Nägeli zur Verlobungsfahrt nach der alten Heimat einschiffen.

Gottfried prüfte seine Jagdausrüstung und die Gewehre und spähte häufiger als sonst auf den See. Nah und fern über den dunklen Fluten zog das Wassergevögel in langen Reihen oder dichten Schwärmen und erhob sich dann und wann zu einem kurzen Zickzackflug. Heute noch war der See ein Idyll ruhigen Tierlebens. Morgen aber war St. Konradstag und Anfang der Jagd, der einzigen großen Lustbarkeit, die das Vorwinterleben von Sernastad unterbrach.

Eine Schlacht, nein, eine grausame Schlächterei, bei der ein Mensch von Herz und Bildung nicht mittun sollte, hatte Hedi die Vogeljagd genannt. Gottfried gab ihr im stillen recht und freute sich bei seiner eifrigen Zurüstung doch auf den morgigen Tag. Dabei zog es ihm durch die Sinne, daß er vor drei Jahren Hellmut Schinz zur Jagd auf dem See eingeladen hatte. Die Erinnerung war kein Zufall. Erst am Morgen hatte er in der Zeitung von Hellmut Schinz gelesen, daß er

in seiner Vaterstadt weile, um bei der Hängung der berühmten Bilder von der Weltausstellung, die man für das Museum angekauft habe, seine Ratschläge zu erteilen. Wenn er nun käme! —

Die Hausklingel ging. Der Knecht aus dem Gasthof zum Hecht überbrachte ihm einen Brief. Die Aufschrift trug schwungvolle, ihm vertraut erscheinende Züge — kein Zweifel! Der Brief kam von Hellmut Schinz — Hellmut Schinz war also tatsächlich schon in Sernastad!

„Seit einer Stunde bin ich hier," schrieb Mut. „Ich lag seit Juni von Überanstrengung krank im Süden Frankreichs und hatte die Zeit, tief und lang über meine Vergangenheit nachzudenken. Daraus stieg der herzliche Drang nach Versöhnung und Frieden mit Dir, lieber Gottfried. Ich wollte Dir meine, in der Seele schon lange vorbereitete, nur in künstlerischem Sturm und Drang stets wieder verschobene Lebensbeichte über die letzten drei Jahre niederschreiben, mich in Deinen Augen von jenem Leichtsinn entsündigen, mit dem ich Deine Freundschaft verwirkte und das Schwerste auf mich lud — die Trennung von Hedi durch ein furchtbares Ehrenwort. Ich hatte kaum den Anfang des geplanten großen Briefes geschrieben, da rief mich eine künstlerische Angelegenheit in die Heimat. Das Heimweh trieb mich zur eiligen Reise, in der Stadt aber spürte ich: es war nicht das Heimweh nach ihr, sondern nach eurem lieben Haus, nach Hedi. Die Erinnerung erwachte, daß Du mich einmal zur Vogeljagd in Sernastad ein-

geladen hast. Sie wirkte wohl mit zu meinem gestrigen raschen Entschlusse, hierher zu fahren, doch sehr, sehr nebensächlich — Herzensangelegenheit ist mir, daß ich Versöhnung mit Dir finde, daß Du mir den Weg zu Deiner Schwester Hedi freigibst, der Unvergeßlichen und Unvergessenen."

Der Brief lief weiter, und es waren darin Laute, die Gottfried im Innersten ergriffen. Die Überzeugung wallte in ihm auf, daß Mut doch ein edlerer Mensch sei, als er sich bei ihrer Entfremdung und in den Jahren seiner Abwesenheit ihn gedacht hatte. Sanfte Stimmen der Versöhnung regten sich in ihm. Aber nein — nein — nur jetzt nicht weich werden, jetzt, da Wilhelm Nägeli weit über das Meer kam, um die in unerschütterlicher Treue ersehnte Braut in seine Arme zu schließen! jetzt, da Hedi endlich den Frieden in sich selber gefunden hatte!

In brennender Qual, doch mit festem Willen griff Gottfried zum Schreibzeug. „Hellmut Schinz!" schrieb er. „Meine Schwester Hedi ist kürzlich die Verlobte ihres Jugendfreundes Wilhelm Nägeli geworden, der eben jetzt auf der Heimkehr begriffen ist. Unter diesen Umständen wirst Du es begreifen, daß es nutzlos ist, frühere Bande der Freundschaft zwischen uns neu zu knüpfen, daß ich Dich vom gegebenen Wort, meine Schwester zu meiden, nicht entbinden kann, im Gegenteil jedem Versuch, Dir einen Weg zu meiner Schwester zu bahnen, entgegentreten werde. Ich fordere Dich auf, Dein Ehrenwort zu halten und Sernastad in aller Stille zu verlassen. Gottfried Hegner."

„Das ist deutlich," murmelte er, als er den Brief schloß, und übergab ihn dem noch wartenden Boten. Der Mutter und Hedi sprach er nicht von Mut, um seine Aufregung zu verdecken, nur lebhaft von den Freuden der Jagd.

„Aber Vorsicht!" mahnte Frau Doktor Hegner. „Ein Sernastader Sprichwort sagt: am St. Konradstag gehen die Gewehre von selber los."

Der Morgen graute. Die ersten Schüsse kamen vom See. In den Lüften taumelte eine aufgescheuchte Vogelwolke, wälzte sich mit angstvollem Geschrei von Ufer zu Ufer und sank, vom erregten Flug ermattet, da und dort in eine Bucht des Sees; aber piff — paff, von Jägern, die in weißen Überhemden hinter den Büschen des Strandes lauerten, wieder in die Höhe gejagt, suchte sie den offenen See. Dort bedrängten andere die ermüdeten Scharen mit ihren raschen Kähnen und wußten die verwundet in die Tiefe des Wassers Tauchenden zu haschen.

Ob Hellmut Schinz abgereist war? — Der Gedanke an den Wiedergekehrten verdarb Gottfried die Jagd. Wie, wenn Mut seine Abwesenheit benutzte, um, seines Ehrenwortes vergessend, in blinder Leidenschaft zu Hedi zu dringen? Kein Zweifel — dann war Hedi für Wilhelm Nägeli verloren! Mit hohen Wasserstiefeln angetan, gab sich Gottfried vor Mutter und Schwester den Anschein, als ginge er weit fort, blieb dann aber nur fünfzig Schritte vom Schlößchen in einer zugefrorenen Schilfbucht, in der ein einmündendes Bächlein einen Streifen Wasser offen hielt. Das war

ein Lieblingsplatz der Vögel, und schon lagen einige Enten zu seinen Füßen. Aber seine Sinne waren doch nicht ganz bei der Jagd, Auge und Ohr wandten sich von Zeit zu Zeit nach dem Schlößchen. Ärgerlich! Der beim Tagesanbruch nur dünne Nebel verdichtete sich, er konnte das Haus nicht mehr sehen, und die abnehmende Zahl der Schüsse verriet, wie sehr die Jagd unter dem stärker und stärker einfallenden Grau litt.

Er hörte vom Haus her eine Stimme. Wenn es Mut wäre! Unwillkürlich ging er ein wenig zurück. Nein, das war ja der alte Joos Fenner in seiner breiten Sernastader Mundart, der, wie bestellt, einige Barsche in die Küche brachte. Dazwischen hörte er die Stimme Hedis, konnte aber nicht verstehen, wovon die beiden sprachen.

Doch jetzt — Schritte im Schilf! Ein anderer Jäger stand vor ihm — ein hochgewachsener Fremder — Hellmut Schinz, der das Gewehr wohl mehr zum Vorwand trug, um unauffällig in die Nähe des Schlößchens zu gelangen.

Also doch! — Die Wut erfaßte Gottfried — er trat Mut breit in den Weg: „Sie sind noch hier, Herr Schinz? — Fort — oder —!“ Das Gewehr flog in Anschlag.

„Stehen wir wirklich so, Gottfried?“ bebte die Stimme Muts.

In seiner Angst um Hedi keuchte Gottfried: „Ja, so stehen wir!“

„Nun, dann schieß zu!“ rief Mut. „Ich gehe keinen

Schritt zurück —" und mit veränderter Stimme: „Hedi — Hedi!"

Hinter Gottfried war die schlanke Gestalt urplötzlich aus Nebel und Schilf getaucht. Alles an ihr war atemlose Hast und Spannung. „Mut — Gottfried!" schrie sie. Gottfried wandte den Kopf. Hedi riß das Gewehr mit zuckenden Händen von seiner Wange, einen Herzschlag lang rangen Schwester und Bruder. Dabei stieß die Waffe mit dem leicht gestellten Stecher auf den Boden auf.

Der Schuß knallte — mit scharfem, kurzem Schlag.

Hedi sank in die Arme des zur Hilfe herangestürmten Mut. „Joos hat mir gesagt, daß du da bist," hauchte sie noch — aber schon trat das Blut aus ihrem Munde.

„Um Gottes willen — um Gottes willen!" schrie Gottfried. Schluchzend wie ein Kind mühte er sich um sie. Die volle Schrotladung war ihr in die Brust gegangen. Ihre Augen blickten nach Mut; als aber die unglücklichen Männer die Verwundete ins Haus trugen, hatte sie das Bewußtsein verloren.

Unter dem Eindruck des Ereignisses verstummte die Jagd auf dem See völlig. Es war ein stiller St. Konradstag, wie Sernastad noch keinen erlebt hatte.

Hedi aber lebte. Gottfried und Mut wichen nicht von ihrem Lager. Sie hatten beide die gleich schwere Sorge: Ob die rastlos Fiebernde genesen wird? Gottfried sah es wohl: Die Hand Muts auf der Stirne der Schwester, und sie wurde ruhiger; ein Wort von ihm, und ihre Schmerzen wurden kleiner. Und manchmal lächelte sie wie im Traum. Ohne die seelische Stütze

Muts hätte sie die entscheidenden Tage nicht überstanden. Und Gottfrieds Groll gegen den ehemaligen Studiengenossen, den Künstler, war dahin, er wußte selber nicht wie. Wilhelm Nägeli aber hatte nur wenige Stunden in Sernastad geweilt; nach einem schmerzvollen, jedoch ruhigen Brief an Hedis Mutter hatte er der alten Heimat für immer den Rücken gekehrt.

Es wurde Frühling. Das Türmchen des Doktorhauses spiegelte sich zwischen Blütenbäumen in blauen Wassern. Die Glocken von Sernastad klangen über Dorf und See. Ein kleiner Hochzeitszug bewegte sich aus dem Schlößchen.

Unter den Fischern am Weg stand mit gezogener Mütze der alte Joos Fenner: „Viel Glück unserem Rosenstock, den Gott in seiner Güte nicht hat verderben lassen!" Er nahm Hedis Hand. „Ihr geht jetzt mit Eurem Mann ans Meer. Das soll Euch wohltun! Denn Euer Gesicht ist immer noch etwas bleich. Aber wenn Ihr mit roten Wangen wiederkommt — ein Lied auf dem See wie vor alter Zeit!"

Und Hedi im Myrtenkranz nickte glückselig.

Der Bergführer

I

Luzi Gavaver war der Sohn des frühverstorbenen Tierarztes von Monbiel. Der Vater hatte sich bei einem Berufsgang über die Alpen eine Erkältung zugezogen, von der er sich nicht mehr recht erholte. Nach ein paar Jahren langsamen Siechtums hatte er den schon Mutterlosen in ärmlichen Verhältnissen zurückgelassen. Sonst wäre Luzi nicht Bergführer geworden, sondern nach dem Plan seiner Jugend der Amtsgenosse des Vaters. Er war aber wegen des zerstörten Traums nicht unglücklich. Warum auch? Sobald die ersten Fremden des Hochgebirgssommers erschienen, verdiente er sein reichliches Brot, das, wenn die letzten fortgezogen waren, bei einiger Sparsamkeit auch über den Winter langte. Trotz seiner Jugend war er unter den Führern von Monbiel der beliebteste, und obgleich man wußte, daß er vermögenslos war, begegnete man ihm, wo er im Tal erschien, mit einer stillen Achtung. Die jungen Mädchen Monbiels wie der anderen Dörfer schielten gern nach dem wie ein Bolz gebauten, sonnverbrannten jungen Mann, der am Abend mit ebenso federnden Gliedern von den Bergen kam, wie er am Morgen zu den Gipfeln gestiegen war. Besonders blickten sie nach ihm, als

er im Spätherbst in schmucker Feldweibeluniform aus dem Militärdienst heimgekommen war.

Am verliebtesten die erst siebzehnjährige Gemma Dury, die im Sommer Erdbeeren an den Berghalden sammelte und sie in selbstgeflochtenen Binsenkörbchen an die Fremden verkaufte. Wenn sie Luzi auf den hohen Bergen wußte, wartete sie am Wegrand, bis er mit Pickel, Rucksack und Gletscherseil im Abendrot herniederstieg, selbst auf die Gefahr hin, daß er in Begleitung von Fremden ging. Dann wagte sie es freilich nicht, sich ihm auf dem Heimweg beizugesellen; nur ein gluckſender Laut, wie wenn ein Vogel riefe, ging durch den stillen Bergwald, ein Gruß, der ihm sagte: „Ich habe auf dich gewartet!" Er wußte wohl, daß sie mit einer kleinen Enttäuschung im Herzen ihm und seiner Gesellschaft in gemessener Entfernung durch die Dämmerung dorfwärts folgte. Hie und da kam er aber allein die schroffen Alpwege hernieder, dann, wenn er die Bergsteiger über die Gipfel in ein anderes Tal begleitet hatte. Und er brauchte ihr rotes Kopftuch nicht erst hinter den Büschen zu suchen; flink wie ein Wiesel glitt sie an seine Seite, und unter dunklen Ringellöckchen hervor schauten die Augen mit einem feuchten Glanze, der ihn an reife Tollkirschen erinnerte.

„Iß, Luzi!" bettelte sie, und ihre braunen, von Dornen zerkratzten Hände hoben den mit duftenden Beeren gefüllten Korb so hoch, daß ihm der Duft in die Nase stieg. „Nein, Luzi, nicht eins oder zwei — hundert — den ganzen Korb — du hast ja gewiß Durst vom langen Weg, und sie reuen mich kein bißchen.

Für dich schon gar nicht!" Griff er zu, so lachte ihr roter Mund.

Er nahm einen Strauß Edelweiß vom Hut oder aus dem Rucksack: „Verkaufe sie — sie sind für die Beeren!"

„Ich — die verkaufen!" Sie sah ihn wie fremd an.

„Natürlich sollst du sie statt der Beeren verkaufen. Deswegen gebe ich sie dir ja."

„Nein, nein, die behalte ich für mich, die verkaufe ich nicht — nein — wenn mich der Vater auch halb tot schlüge. Sie kommen ja von dir!" In ihren dunklen Augen funkelte die Liebe und der Stolz.

Luzi aber schwieg. Er hatte mit einer inneren Verlegenheit zu kämpfen, doch da sie keinen Blick von ihm wandte, spürte er die Verpflichtung, irgend etwas zu sagen. Und er fragte: „Ja, Gemma, schlägt dich der Vater wirklich zuweilen — dich, das große Mädchen?"

Ihr Gesicht wurde dunkelrot vor Scham, sie senkte den Kopf und stotterte ein verwirrtes, tonloses: „Ja!"

Nun wurde es still zwischen den beiden. Luzi war es, als habe er eine Frage gestellt, die er besser hätte ruhen lassen. Überhaupt, was sollte ihm Gemma Dury, ihre durch jedes Wort und jeden Blick spürbare Verliebtheit? Gewiß hatte er einen leichten Gefallen an dem schlanken Kind der Wildnis, an dem braunen, herbschönen Gesicht, an dem Glanz der blauschwarzen Augen und an dem fliegenden Ringelhaar; aber sie war zu jung, als daß er in ihrer offensichtlichen Zuneigung zu ihm mehr als ein Spiel hätte sehen können, das mit dem Sommer von selber verging.

Als sie sich in der Abenddämmerung dem Dorfe näherten, kam, wie schon oft, eine Beklemmung über ihn. Er schämte sich ihrer Begleitung. Die Familie Dury, die knapp vor dem Armenhaus stand, genoß im Tal keines guten Rufs. Der Vater, jetzt ein Hinkebein und dem Enzianschnaps ergeben, früher wegen seiner Riesenkräfte landbekannt, hatte wegen Wilddieberei und Rauferei im Gefängnis gesessen, die älteste Tochter, wie Gemma ein schönes Mädchen, hatte eine Weile in der Stadt gedient und war mit einem unehelichen Kind heimgekommen, das bald darauf starb. Die beiden Brüder hatten das Raufboldblut des Vaters; überall wegen ihrer Anstelligkeit im Anfang geschätzt, konnten sie, da ihre Wildheit stets wieder hervorbrach, doch nirgends in einer Stellung bleiben. Der eine war jetzt in Amerika, die Gemeinde hatte ihm das Reisegeld gegeben.

Und Gemma? Es war, als sei in ihr eine Gestalt jenes Wildvolkes wieder lebendig geworden, das nach der Sage in grauer Vorzeit das Gebirge bevölkert hatte. Ein wildschönes Gesicht, ein Wesen wie aus dem Wald gekommen! Noch ein Kind, war sie wegen ihrer eigenartig reizenden Erscheinung von Künstlern, die durch das Gebirge zogen, gemalt worden; später hatten sich fremde Damen von ihr fesseln lassen und versucht, ihr etwas Ordnungssinn beizubringen. Wild blieb wild! Allmählich hatte sie aber doch gelernt, sich sauber gewaschen und gekämmt für den Verkauf der Erdbeeren vor die Gasthöfe zu stellen. Sie tat es mit einem gewissen Anstand, der für den Augenblick

bestach, unter dem aber oft, wenn die Käufer und Käuferinnen markteten, etwas Freches hervorbrach. Ehe sie sich's versahen, streckte die schöne Gemma die Zunge gegen sie aus. Nun, Fremde sind in ihrem Feilschen manchmal unverständig. Man sprach im Dorf aber auch von Überforderungen des Mädchens.

Eine Ehre war es nicht, mit ihr zu gehen!

Luzi spürte es am deutlichsten, als er im Klang der Abendglocke neben Gemma, die sich an seiner Begleitung weidete, durch das Dorf schritt. Er wagte es kaum, nach den Sommergästen zu sehen, die vor den braunen Berghäusern saßen und Ausschau nach den verglimmenden Gipfeln und den heraufziehenden Sternen hielten. Noch mehr schämte er sich vor den Einheimischen, und als er auf der alten Bogenbrücke des Talwassers die Gelegenheit zum Abschied fand, da klang sein „Gute Nacht!" so kalt und kurz, daß er selber davon betroffen war, betroffen, weil er merkte, wie das Kind dabei zusammenzuckte.

Nein, keine Gemeinschaft mit Gemma, um seinetwillen nicht, um ihretwillen nicht! Ende des verfänglichen und ganz unnützen Spiels! Da er meist um ihre Erdbeerplätze wußte und wie sie im Laufe des Sommers an den Halden des Gebirges wechselten, fiel es ihm nicht schwer, den Begegnungen mit ihr auszuweichen. Traf er sie aber unerwarteterweise doch einmal, so hütete er sich, mehr als eine oberflächliche Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, und tat, als sehe er die brennende Frage und das stille Unglück in den Tollkirschenaugen nicht.

II

Ja, wenn es stets Sommer bliebe oder Herbst mit den goldigen Lichtern im Gebirg! Auf der Wanderung mit den Fremden oder auf der freudigen Gemsjagd läßt sich ein wildes Mädchen leicht vergessen!

Früh aber steigt der Winter von den hohen Bergen ins Tal hinab. In einer Nacht fällt ein halbmannshoher Schnee, und wenn die Sonne wieder aus dem blauen Himmel hervorleuchtet, so beglänzt sie ein weißes Reich von unberührter Reinheit. Halbversunken liegt das Dorf, auf den Dächern bauschen sich die Kissen von Schnee, das Talwasser gurgelt unter seinen Brücken, die Tannen und Arven des Bergwaldes stehen mit tief gesenkten Ästen und suchen zitternd die Last von sich zu schütteln. Die Welt der Menschen aber ist klein und eng geworden, sie beschränkt sich auf das verschneite Dorf, in dem die Wege als ausgehöhlte Gräben zwischen hohen Schneemauern von Haus zu Haus, zu Kirche und Schule laufen. Erst wenn die große Kälte einbricht und der Schnee hart gefroren ist, darf man sich wieder empor an die Berge wagen.

Luzi liebte den Winter, seine Ruhe und seine Arbeit. In dem von den Eltern ererbten braunen Holzhaus las er mancherlei Bücher aus der Bibliothek seines Vaters oder lieh sich neue vom Pfarrer, der sich als Freund der Wissenschaften stets Bücher und Zeitschriften aus der Stadt kommen ließ. Für diejenigen, die bloß der Unterhaltung dienten, hatte Luzi nicht viel übrig, wenn es aber um Geschichte, Volks- und Natur-

kunde der Berge ging, war er nicht bloß mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen dabei, und manches selbstgeschriebene Heft zeugte von seinem Eifer.

Sobald sich aber der tiefblaue Himmel des Hochwinters über die Landschaft spannte, die Sonne das weiße Tal und die weißen Berge in eine Flut von Blendlicht tauchte und die Gebirgswege gangbar waren, ließ er die Bücher und verdingte sich an irgendeinen angesehenen Bauern zum Holzfällen an den Hängen und Schluchten des Tales, oder um das Heu aus den Scheunen der Bergwiesen ins Dorf zu schlitteln.

Für das Holzfällen namentlich besaß er eine stille Leidenschaft. Halb taten ihm die Tannen in der Ruhe des Bergwaldes leid, die wohl hundert Sommer lang Jahrring dicht an Jahrring gelegt hatten, bis sie die Riesen des Forstes waren, und die nun unter seiner Axt sterben mußten; halb erfüllte ihn das Singen und Klagen der Säge, die risch, rasch in den Stamm fuhr, mit einer geheimen Lust wie ein Lebens- und Totenlied. Unter seinen Streichen zitterte der Baum, aus der Krone, darin der Weih gehorstet hatte, fiel in Flocken der Schnee, tief in den Wurzeln ächzte und stöhnte das Leid, knirschend und knarrend rissen die letzten Fasern. „Ab — ab,“ ging der Ruf der im Schweiß dampfenden Hauer — ein Brechen — ein Krachen — ein Stürzen und Donnern, und in einer Wolke von Schnee fuhr der Baum wie ein Ungewitter über Halden und Felsen hinab in die Schlucht.

Luzi maß mit seinem Stabe Holz, das er einem Bauern gefällt hatte, und bestimmte die Stücke, die

an einen Schreiner oder Zimmermann verkauft werden konnten. Wird dieser Stamm nun wohl eine Wiege oder ein Sarg oder wird er gar ein Bett für ein junges Paar? Wo steht die Tanne im Wald, aus der einmal meine zukünftige Braut den Hausrat zimmern läßt? Welches Mädchen wird wohl diese Braut? So träumte er bei seiner einsamen Arbeit.

Die kleine rotglühende Winterabendsonne war schon hinter die gelb aufleuchtenden Gipfel gesunken, grüne und violette Lichter, von denen man nicht wußte, woher sie kamen, stritten mit der blauen Dämmerung, die das Tal erfüllte, und grimmig fiel die Kälte des Abends ein. Da rüstete er den Bergschlitten, um auf einem vielgewundenen und doch steilen Holzabfuhrpfad ins Dorf hinunterzufahren, in dem schon ein paar Lichtlein aufblitzten.

Er erschrak. — „Luzi!" kam es demütig zwischen den Stämmen hervor.

Unter den schneebehangenen Tannen stand im Zwielicht und grausamer Kälte, nur leicht gekleidet, Gemma Dury.

„Wo kommst denn du her?" fragte er nicht eben freundlich.

„Mein Bruder hat mir erzählt, daß du hier oben arbeitest," flüsterte sie mit gesenktem Kopf. „Da bin ich von Hause fortgeschlichen und heraufgestiegen. Luzi, darf ich mit dir den Berg hinunterschlitteln? Nur dieses einzige Mal, damit ich in dem traurigen Leben daheim etwas Schönes zu denken habe!"

Sie bettelte so bescheiden. Dabei leuchtete ein

warmer Strahl kindlicher Schalkhaftigkeit aus ihren dunklen Augen.

Dieser Strahl verwirrte ihn und erweckte ein mitleidiges Gefühl in ihm für das Mädchen, das bei ihm ein wenig Freude suchte.

„So komm," erwiderte er freundlich. Er räumte der leichten Gestalt den vorderen Platz des Schlittens ein. Als das Fahrzeug ins Laufen kam, schlang er einen Arm um ihre Brust, jetzt, da der Schlitten in rasender Eile talwärts schoß, auch den anderen. Nur um sie zu schützen. Es war aber doch ein seltsames Erleben. Er fühlte die jugendliche Fülle, das heiße Pochen ihres Herzens, die Formen ihres schlanken, biegsamen Körpers, und ihre Haare, die sich im Luftzug gelöst hatten, flatterten und wehten ihm ins Gesicht.

In der grimmigen Kälte überkam ihn plötzlich die Erkenntnis: Wie herrlich, etwas Junges, Warmes, Lebendiges im Arm zu halten!

Von ihren Lippen kam ein Jauchzer, er spürte, wie sie, das wilde Kind, sich in seinen Armen selig fühlte.

Nur zu schnell fand die Fahrt im Talgrund ihr Ende. Gemma Dury schüttelte den Staub von Schnee und Eis aus ihrem Kleid, wand sich ihr Haar empor, nahm die Hand Luzis, zog sie an ihren Mund und küßte sie schüchtern. „Ich danke dir vieltausendmal," sagte sie, „es war schön!"

Sie hatten wohl noch ein Viertelstündchen vom Waldrande bis ins Dorf zu gehen. Der Wind strich

ihnen durch das Dunkel der Nacht scharf entgegen, unter ihren Füßen knirschte der Schnee. Das Mädchen begann vor Frost leise mit den Zähnen zu klappern. Luzi öffnete seinen breit übereinander geschlagenen Kittel und hüllte die Frierende, so gut es ging, mit darein. Eng aneinander geschmiegt schritten sie den Lichtern des Dorfes entgegen. In schweigender Wonne ließ sie seine Wärme durch ihre Glieder strömen, legte ihren Scheitel an seine Wange und sagte: „So möchte ich immer mit dir gehn, Tag und Nacht, Winter und Sommer!"

„Höre, Gemma," versetzte er sanft, „ich habe noch von der Mutter selig einen Mantel, wohl ein altväterisches, aber gutes Stück. Den will ich dir schenken. Ich bringe ihn dir morgen abend!" Durch seine Stimme klang das herzliche Mitleid.

„Du bist lieb, Luzi!" Ihre Wange berührte sein Kinn in schmeichelnder Zärtlichkeit.

Unter der Türe ihres halbzerfallenen Hauses, des letzten von Monbiel talab, verabschiedete er sich, froh, daß ihnen kein Mensch begegnet war.

Über das Abenteuer, das sein Blut geweckt hatte, war er halb glücklich, halb unglücklich. Ein geheimnisvolles Etwas zog ihn zu Gemma Dury, ließ ihn sich freuen, daß er sie morgen wiedersehe, aber eine warnende Stimme kam auch nicht zur Ruhe. Hatte er ihr mit dem Mantel nicht zuviel versprochen? Durfte er sich von einem Andenken an seine selige Mutter trennen, die er so früh verloren hatte, daß ihm die Erinnerung an sie nur wie ein Traum vorschwebte?

Aber ein Versprechen muß man halten. Schlechten Gewissens ging er am anderen Abend mit dem sorgfältig in ein Bündel geschnürten Mantel zu Gemma.

Sie hatte ihn erwartet und sich für seinen Empfang so hübsch gekleidet, als es ihr in ihrer Armut möglich war, auch das Ringelhaar sorgfältig geordnet; über ihrem gesamten Wesen lag eine feiertägliche Sauberkeit und Frische.

Sie zog ihn mit einem übermütig glücklichen Gesicht ins Haus. In der fast kahlen Stube, in der ein trübes Licht flackerte, schwelte ein muffiger Geruch von geistigen Getränken. Auf dem Specksteinofen schnarchte der Alte, reckte sich nach einer Weile, bot dem Gast, ohne zum Vorschein zu kommen, Gute Nacht und stieg hinkend durch ein Loch in die Oberkammer, von wo man bald wieder sein Schnarchen hörte.

Gemma setzte Luzi ein Glas trüben Mosts vor, dazu einen Enzianschnaps. „Wir haben nichts Besseres," sagte sie. Er tat aus Höflichkeit Bescheid. Was schadete ein Gläschen?

Bruder und Schwester Gemmas kamen und gingen. Beide wären stattliche Menschen gewesen, wenn sie ihr Äußeres nicht so furchtbar vernachlässigt hätten. Die Schwester, die Gemma ähnlich sah, war ein reifes, üppiges Weib mit strahlenden Augen, aber mit einem ebenso wilden Zug wie die jüngere. Der Bruder erzählte von mühsamer Holzarbeit weit hinten in den Schluchten des Talwassers, von einer Drahtseilanlage, an der die Stämme über die Felsen heruntergezogen

würden, und schimpfte über den geringen Lohn. Bald verschwand er, dann auch die Schwester.

„So, jetzt sind wir allein," sagte Gemma aufatmend. Als sie den verwunderten Blick Luzis sah, seufzte sie: „Es ist nicht anders bei uns, keines hat für das andere einen Nachtgruß, und dabei gibt's im Winter stets mehr Händel als sonst. Wenn es doch nur schon wieder Sommer wär'!"

Wie sie so plauderte, erschien sie Luzi unter den Bewohnern des untrauten Hauses wie ein Sonntagskind, und er verstand es nicht, daß in dieser Umgebung eine so lockende Gestalt, schön und wild, hatte aufwachsen können.

Sie saßen sich an der Tischecke gegenüber, und nun die anderen gegangen waren, legte sie ihre Hand mit einer fast unmerklichen Liebkosung in die seine, dankte ihm noch einmal herzlich für das wertvolle Geschenk, hob den Kopf und sagte: „Wenn ich für dich nur auch etwas tun könnte, Luzi!" Ihre blauschwarzen Augen sahen ihn mit einer stummen Bitte an. Ihm war, als übergieße sich ihr in ein prächtiges Oval geschnittenes Gesicht mehr und mehr mit einer geheimnisvollen Schönheit, und er wurde im Herzen unruhig.

Sie lächelte, sie spitzte die Lippen wie zu zwei roten Erdbeeren. Er spürte, sie begehrte einen Kuß von ihm.

„Wer hat dich das gelehrt, Kind?" fragte er in halb erzwungenem Scherz.

„Niemand, aber du sollst es mich lehren! Du —

du! Seit ich lebe, hat mir noch kein Mensch einen Kuß gegeben, ich möchte aber einen von dir," schmeichelte sie demütig.

Er gab ihr den Kuß — noch einen — und noch einen.

Ihre Augen leuchteten ihn an wie selige Sterne. „Luzi," stammelte sie, „wer könnte dich so lieb haben wie ich! — Noch einen, Luzi!"

Über den Küssen wallte in ihm das Feuer der Jugend empor, mit dem Rest der Besinnung, der ihm geblieben war, drängte es ihn aus der Schwüle der Stube.

„Aber du kommst bald wieder!" bat sie und begleitete ihn mit einer Kerze über die schiefen Dielen unter die Haustüre. Da schwatzten und lachten sie noch ein paar Augenblicke.

Unterdessen gingen zwei Männer vorbei, Bauern aus dem Dorf, die, wie ihrem Gespräch zu entnehmen war, von einem Holzhandel aus einer Gemeinde tiefer unten im Tal heimkehrten.

Aus ihrem „Guten Abend!" merkte Luzi die Verwunderung darüber, daß er bei Gemma Dury stand. Er schämte sich, daß er von ihnen ertappt worden war, und nahm schnellen Abschied. Unter den Sternen, die wie ein lichter Blütenbaum am Himmel standen, lief er und wußte selber nicht wohin. Da sah er, daß er bei der alten Kirche des Dorfes und am Kirchhof vorüberging. Er stand still. Der weiße, reine Schnee lag so hoch über dem Gottesacker, daß weder Kreuz noch Stein ins Sternenlicht ragten. Ihm war aber,

als ob ihm seine seligen Eltern nahe seien, ihn mahnten und warnten.

„Nie wieder," sagte er halblaut, „ich wäre ja ein Schuft an mir selber." Als er in seine Stube trat, die ihm von einer Nachbarsfrau in Ordnung gehalten wurde, und Licht anzündete, bemerkte er aufatmend, wie sauber und wohnlich sie im Stande war. Mit einem Blick, als hätte er darin neue Entdeckungen zu machen, ließ er die Augen über das alte eichene Büfett schweifen, auf dem das Zinngeschirr glitzerte, über den Schiefertisch, die gescheuerten Stühle, die Schwarzwälderuhr, auf deren Pendelscheibe der Lichtschein spielte, und über das Gestell, auf dem der jetzt freilich ziemlich veraltete Bücherschatz seines Vaters stand. Am längsten ruhte sein Auge auf den Bildern der Eltern, Photographien, die halb erloschen waren.

„Nie wieder," murmelte er im Selbstgespräch. Es war undenkbar, daß er Gemma Dury je in diese heimelige Stube führte, in der noch der Geist der Eltern atmete. Sie hätten sich im Grab gewendet. „Nie wieder!" — —

Wie ist aber ein Winterabend lang, wenn sich im Hause nichts regt als das Ticktack der Uhr! Und das Sinnen des Menschen wie wandelbar! Nun war er gegen sein gutes Gewissen, gegen seine bessere Einsicht doch wieder durch Nacht, Sturm und frischen Schneefall zu Gemma gegangen. Geküßt hatten sie sich, feurig geküßt und geherzt. Und er wußte wohl, daß er bald wieder auf dem gefährlichen Weg sein würde! War die dunkle Macht, die seinen Verstand besiegte, die

Liebe? — Zehnmal nein! Gemma war ja doch ein ungebildetes Geschöpf, das wie eine Brennessel im Hag aufgewachsen war, nie über den armseligen Alltag hinausschaute, in dem sie lebte, dazu ein eitler Fratz, der sein wildschönes Gesicht nicht genug in einem Taschenspiegel besehen konnte.

Nicht einmal jene Weibertugend besaß sie, die Schämigkeit, die manchmal die ärmsten und ungebildetsten Mädchen des Volkes ziert! Sie kam ihm bei den nächtlichen Unterhaltungen zu zweien weiter entgegen, als er wünschte — vielleicht aus wirklicher Verliebtheit, aber wohl auch aus der Hoffnung einer Bettlerin, die gern zu Pferde stiege.

Nun, wegen der paar Küsse! Sie verpflichteten ihn zu nichts. Wie lange aber blieb es bei den heimlich wilden, süßen Küssen? Wie wenig Gemma sonst von den Künsten der Welt kannte, so wußte sie aus ihrem heißen Blute doch, wie man einen Mann toll macht.

Dieses Haus war eine Falle.

„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!" — Wie hatte das Gebet, das er früher gedankenlos nachgesprochen, auf einmal einen tiefen Sinn!

In seinem Kampf gegen die junge Teufelin kam ihm Pfarrer Schmid zu Hilfe.

III

Der Pfarrer von Monbiel war ein verständiger, lebenserfahrener Mann, aber heute pfiff er auf seiner

Studierstube vergnügt: „Alt Heidelberg, du Feine!" Die fröhliche Stimmung kam aus Reiseplänen.

Gottfried Schmid stammte weder aus dem Dorf noch aus dem Tal von Monbiel, sondern aus einer angesehenen städtischen Familie des Unterlandes und hätte sich als lebensfroher Student in Heidelberg verwundert, wenn ihm jemand vorausgesagt hätte, daß er Seelsorger eines Bergdorfs würde und bliebe. Die Freude an der Bergwelt hatte ihn als Vikar und Verweser nach Monbiel geführt, jedoch mit der bestimmten Erwartung, daß ihm, wenn er noch etwas reifer geworden sein würde, eine Pfarre in der Heimat winke. Da spielte ihm die junge Liebe den Streich. Er führte die Tochter seines Vorgängers zum Altar, und als der Ruf der Heimat kam, hatte er schon die Erfahrung gemacht, daß seine Frau, die mit einer lieblichen Heiterkeit im angestammten Pfarrhaus schaltete und waltete, als echtes Kind der Berge nur im hohen, hellen Tal ihrer Jugend leben konnte. Sie wäre im Unterland vor Heimweh verwelkt und gestorben. Ihretwillen verzichtete Gottfried Schmid auf den ersehnten Wirkungskreis, und obgleich ein ursprünglicher Städter nie ein richtiger Monbieler wird, begegneten ihm die Dörfler mit herzlicher Achtung, fühlten aber den Bildungsabstand, der sie von dem fast zu feinsinnigen Manne trennte.

Unter seinen Pfarrkindern im Innersten stets etwas vereinsamt, namentlich seit sein einziger Sohn Gerhard studienhalber in der Heimatstadt weilte, ging Gottfried Schmid, schon ein Graubart, jedes Jahr

zu seiner geistigen Erfrischung auf eine kleinere oder größere Reise hinaus in die Welt der Städte. Am liebsten verlegte er seine Ferienfahrt auf die Zeit gegen den Frühling, und bereits die Vorfreude erfüllte ihn, wenn das Dorf noch im Schnee lag, mit einem stillen Lenzglück. Freilich die Fahrt selber noch mehr!

Jetzt freute er sich auf etliche Tage in Heidelberg, an dem er aus seiner schon recht fernen Studienzeit mit jener Anhänglichkeit hing, die der Mensch für die Stätte seines höchsten Jugendlebens empfindet. Und dem Lenz entgegen! Das war inmitten des harten Bergwinters ein besonders schönes Gefühl.

„Das beste Bier im ganzen Nest, das schenkt Margret am Tore," pfiff der Pfarrer vor sich hin. Da ging die Hausklingel und unterbrach seine heiteren Gedanken.

Der junge Bergführer Luzi Gavaver trat in die Studierstube, brachte geliehene Bücher und bat um neue.

Die Augen des Pfarrers gingen wohlwollend über das offene gescheite Gesicht des jungen Mannes, der bescheiden seinen Filz in den Händen drehte. „Gavaver," sagte er, indem er ihm die Bücher überreichte, „es ist schade, daß Ihr nicht auf einer hohen Schule studieren könnt, so ein paar Jährchen Heidelberg möchte ich Euch gönnen. Es sind nicht alle Köpfe, die durch die Universitäten gehen, so hell wie der Eure."

Luzi Gavaver wurde über das Lob des Pfarrers beinahe verlegen.

Der Pfarrer machte eine Pause, die ahnen ließ, daß er etwas auf dem Herzen hatte. „Gerade weil ich immer eine stille Freude an Euch gehabt habe," fuhr er fort, „bin ich froh, daß Ihr kommt. Aus lauter Gewissensdrang hätte ich Euch sonst daheim aufgesucht, denn es liegt mir daran, Euch vor einer großen Torheit zu bewahren."

Luzi erriet — und wurde rot wie ein Krebs.

„Es ist wegen der Gemma Durh," fuhr der Pfarrer fort.

Luzi war es, als müsse er vor Scham in den Boden versinken.

„Die Frauen im Dorf, die Eurer Mutter befreundet waren, auch meine eigene Frau, die sie noch wohl gekannt hat, halten sich darüber auf, daß man jüngst das Erdbeermädchen im Mantel der achtbaren Monika Gavaver, den sie gleich wieder erkannt haben, in der Kirche sah. Aus der Frage, warum Ihr das alte, schöne Stück nicht besser in Ehren haltet und in die Familie Durh geschenkt habt, die nun einmal im Dorf keinen guten Ruf hat, ist das Gerücht entstanden, daß Ihr die Gemma ehelichen wollt."

„Ich — sie ehelichen?" rief Luzi mit aufgerissenen Augen. „Das ist bei Gott ein Lug!"

Dem Pfarrer gefiel der Zorn des jungen Mannes ungemein. „Hoffentlich seid Ihr gescheiter," sagte er mit väterlichem Ernst. „Dieses Mädchen könnte Euch nicht einmal eine gute Suppe kochen oder ein Kleid flicken, und was würde sie einmal für eine Mutter an Euren Kindern!" Er nahm Luzis Hand. „Aber

auch vor einer Liebelei mit dem Beerenmädchen solltet Ihr Euch hüten. Wie bald ist etwas in ein Auge gespritzt, was kratzt und beißt, und was man Tag und Nacht nicht wieder herausbringt! In unseren Bergdörfern gibt es kaum ein uneheliches Kind. Gewiß nicht deswegen, weil unsere Bursche und Mädchen so sündlos dahinleben, sondern weil die alte Landessitte verlangt, daß der junge Mann die Mutter seines Kindes ehelicht. Und denkt Euch dabei das schwere Amt des Pfarrers! Im Namen Gottes soll er ein Bündnis weihen, von dem er im voraus weiß, daß aus ihm nur Hader, Zwietracht und Elend kommt. Gerade bei Euch wäre es mir ein Herzeleid. So hoffnungsreich wie Ihr jetzt seid, ein so armer und geschlagener Mann würdet Ihr neben einem Weibe, das Ihr nicht achten könnt! Neben der Gemma Dury. Gott sei davor!"

Der Pfarrer war zu Ende.

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer," stammelte Luzi. „Und Gott möge mich davor bewahren, daß ich der Gemma je wieder ein gutes Wort gebe!"

Damit ging er.

Dem Pfarrer Schmid klang das Gelübde des jungen Bergführers wie Erlösung in den Ohren, und ihm war, die Reise nach Heidelberg gehe nun doppelt leicht. In sich selber war er Luzis sicher. Indem er seinem Jugendfreund, Professor Dietrich Pretorius, dem ausgezeichneten Germanisten in Heidelberg, in einem frohen Brief seine Ankunft meldete, kam er wieder in sein vergnügliches Liederpfeifen.

„Und Sabine, dem Herzenskind, viel Liebes. Neunzehn Jahre! Das ist selbst im Winter ein Frühlingslied!" So schloß der Brief.

Die Frau Pfarrerin sah nach ihrem fröhlichen Mann, und sie, das stille Wesen, das nicht das geringste Weltbegehr in sich trug, freute sich mit ihrem Gottfried, dem halb unfreiwilligen Bergpfarrer, daß er nun wieder einen Trunk aus dem Vollen des Daseins schöpfen durfte.

Wenn er zurück war, beglänzten ihm die Heidelberger Tage den gesamten Jahreslauf.

IV

Der Pfarrer war abgereist. Dem Lenz entgegen!

Auch im Bergland regte sich der Vorfrühling, ein lauter, langer Kampf zwischen Schnee und Sonne. Als würde von feindlichen Heeren nah und fern eine Schlacht geschlagen, so knatterten, rollten und dröhnten die Lawinen und weckten das Echo an den Felswänden. Die Sturzbäche rauschten in auf- und absteigenden Tönen und sangen das uralte Schöpferlied, das Talwasser jagte die sausenden Wellen trüb und wild durchs Dorf, und die Tannen, Lärchen und Arven beugten sich, seufzten und stöhnten unter den Stößen des von klaren Hochgipfeln herniederbrechenden Föhns. In das Brausen der Waldeskronen balzte der Auerhahn, rief der Kuckuck, schrie die kreisende Gabelweihe ihr „Hiä — hiä!" Glaubend und hoffend genossen die Menschen im Dorf das Frühlingswunder.

Plötzlich aber wurde der vielstimmige Lenzpsalm der Bergnatur wieder still. Es regnete am Abend, es schneite in der Nacht; als müßte es erst Weihnacht werden, lag am Morgen der Schnee über Berg und Tal, und aus dem Spätwinter sehnte sich jedes Herz stumm und bedrückt nach dem wirklichen Lenz, der die Blumen hervorbringt und rasch hinein in den Sommer führt.

Luzi Gavaver wendete dem verdrießlichen Wetter den Rücken und saß über den Büchern. Die Schneedämmerung, durch die man doch den Frühling spürte, fiel blau und schwer in seine Stube, und er dachte schon ans Lichtanzünden.

Da pochte es leis und schüchtern an seine Tür. Auf sein „Herein!" aber kam niemand. Er ging hinaus.

Im halbdunkeln Flur stand Gemma Durh, den Kopf gesenkt, das Haar zerzaust, die Hände unter der Schürze verborgen.

„Luzi — mein Bruder hat mich geschlagen," schluchzte sie. In ihren Augen standen die Tränen. „Nun treibt mich das Heimweh zu dir. Was habe ich dir zuleide getan, daß du nie mehr zu mir kommst? Ich liebe dich doch, wie nie eine andere dich lieben wird. Ich habe ja auf der Welt nichts als dich und wäre sonst vor Elend schon lange ins Talwasser gesprungen. Wenn du mich auch nicht heiratest, wenn du nur ein wenig lieb mit mir bist. — Luzi — nicht so finster! Gib mir ein einziges gutes Wort, sonst kann ich nicht mehr leben."

Er stand und atmete schwer.

Mit einem jähen Ruck suchte sie die Arme um seinen Hals zu schlagen und sich an seine Brust zu werfen. „Luzi, du kannst mit mir tun, was du willst — nur lassen kann ich dich nicht — du mein ein und alles!“

Schluchzer schütterten die junge Gestalt, er aber hatte ihre Hände ergriffen, drückte sie mit Mannesgewalt nieder und sah ihr mit lohenden Augen zornmütig ins Gesicht. „Du schlechtes Mädchen, du!“ schrie er. „Was gehst du und prahlst mit dem Mantel meiner Mutter vor den Leuten im Dorf? Ich habe ihn dir doch nur aus Mitleid geschenkt. Und nun dein Dank? Daß du damit wie ein Affe in der Kirche sitzest, mich bloßstellst und den Weibern Anlaß zu törichten Geschwätzen gibst. Darum will ich nichts mehr von dir wissen, du schlechtes Mädchen du!“

Sie sah ihn entgeistert an, sie ließ von ihm, sie stand wie ein Häufchen Unglück, und Kopf und Glieder hingen schlaff. Sein Wort hatte getroffen. Winselnd schwankte sie dem Ausgang zu. Aufschreiend verließ sie das Haus.

Er brauchte selber den Abend, die Nacht, um sich über den Vorfall zu beruhigen, das Gesicht Gemmas aus seinen Augen, ihr Wehklagen aus seinen Ohren zu bringen. War er ihr nicht zu scharf begegnet?

Nein, bei Gott, nein! Selbst wenn ihre Liebe aufrichtig war! Was sollte ihm das verdorbene Geschöpf? Gut, daß ihm der Pfarrer in seinem Kampf gegen sie zu Hilfe gekommen war. Der Zwang der Tollkirschenaugen und der roten Lippen war gebrochen. Für immer! — —

Nun nahte doch der wirkliche Frühling. Weiße Wolken glitten wie Silberschiffe von Berggipfel zu Berggipfel. Über die Wiesen ging der erste zarte Schimmer des neu aufsprießenden Grüns, an den sonnigen Hängen stieg der Erdbrodem würzig in die Luft, die Bäume atmeten ihren Harzgeruch ins Licht, und an freien Waldstellen blühten weiße und blaue Anemonen.

In hohen Überstrümpfen machte sich Luzi auf den Weg ins Gebirge. Er wollte sehen, wie die Hütte am Piz d'Urs, in deren Wetterfestigkeit er Zweifel setzte, den Winter überstanden habe.

Auf der Dorfstraße traf er den Pfarrer, der von Heidelberg zurückgekehrt war und sich nach der dreiwöchigen Abwesenheit auf einem Morgenspaziergang umschaute, was wohl Neues in der Gemeinde geworden sei. — Nichts als der Frühling.

Luzi grüßte ihn mit schlechtem Gewissen und wußte dem geistlichen Herrn Dank, daß er nicht von Gemma Dury zu sprechen begann, sondern noch ganz im Banne seiner Reise von blühenden Obstbäumen im Markgrafenland erzählte, von Bauern auf dem Feld, von Winzern an den sonnigen Hügellehnen, und wie im Neckartal die Pfirsichblüte einen roten Schimmer um die Dörfer spinne und um das herrliche Schloß von Heidelberg bereits die zahmen Kastanien knospen.

„Überhaupt in der Welt, die ich kenne," begeisterte sich der Pfarrer, „gibt es nichts Schöneres als das Heidelberger Schloß. Umspielt von Sonnenlichtern, umrankt von Efeu ragen seine Türme, Zinnen und

Warten aus träumendem Wald. Zwitschernde Schwalben fliegen darüber hin, durch die Fenster leuchtet der blaue Himmel, und an den roten Mauern, an Erkern und Gesimsen ist nichts, das nicht von der Kunst vergangener Tage redete. Unten am Fuß des Schloßberges liegt heimelig die Stadt und strömt der Neckar unter der alten, schönen Brücke. Durch ihre sieben Bogen ziehen die Schiffe flußauf, flußab, und drüben erhebt sich ein Gelände von Weinbergen und Landhäusern. Dort habe ich bei meinem Freund, Professor Dietrich Pretorius, gewohnt und wundervolle Tage verlebt. Da ist mir auch eine ganz besondere Freude zuteil geworden. Der Gelehrte, der schon manches schöne Werk über Sprachen, Sprichwort und Volkslied, Märchen und Sagen herausgegeben hat, will nämlich eine mehrmonatige Fahrt nach Island unternehmen, um die alten Sagen der Insel unmittelbar aus der Quelle des Volksmundes zu schöpfen. Ursprünglich bestand der Plan, daß ihn seine Tochter Sabine begleite, aber es baten dann zwei seiner liebsten Schüler, daß sie an seinen Forschungen teilnehmen dürften, und er verzichtete auf die Reisegesellschaft des Mädchens. Sie wird nun die Zeit seiner Abwesenheit bei uns im Pfarrhaus von Monbiel verbringen, ein sehr lieber Gast. Ihr erinnert Euch vielleicht, sie war als zehnjähriges Kind da, durch ihre Fröhlichkeit und ihren Anstand der Liebling des gesamten Dorfes."

Ja, Luzi erinnerte sich. „Sie, Herr Pfarrer, Sabine Pretorius, mein seliger Vater und ich waren einmal

miteinander am Subrasee," erwiderte er. „Es war einer jener klaren Tage in den Bergen, die man nie vergißt!" Und im stillen zog es ihm durch die Gedanken, wie ihm neben dem fremden, schönen Mädchen das Bubenherz gepocht hatte, besonders in der Abenddämmerung beim Abstieg durch den Wald. Das Mädchen sah in allen Bäumen vermummte menschliche Gestalten, es flüsterte ihm zu: „Ich fürchte mich!" und klammerte sich zaghaft an ihn, bis sie auf den Talweg gekommen waren. Die Männer aber, die ganz in ihre Jagdgeschichten vertieft gewesen waren, hatten nichts von dem kleinen, aber doch so seligen Kinderabenteuer gemerkt.

„Jetzt sollt Ihr sie sehen und kennen lernen," sagte der Pfarrer. „Unter den Damen, die unser Tal besuchen, gibt es ja hin und wieder erfreuliche Menschenbilder, aber erfreulicher, als wie Sabine herangewachsen ist, gewiß keines."

Luzi warf einen verwunderten Blick auf den Alten.

„Sie ist anders erzogen als die meisten jungen Mädchen," fuhr der Pfarrer fort, „in Freiheit, wie es mein Freund Pretorius nennt. Er selber war in seiner Jugend sehr streng gehalten, und als er nun ein eigenes Kind heranzubilden hatte, hielt er sich ans Gegenteil, er ließ Sabine nahezu freien Lauf. Mein Freund und ich haben oft über Erziehungsfragen gestritten; nun ist er, was Sabine betrifft, im Recht geblieben. Aber solche Versuche geraten doch nur an Gestalten aus edelstem Stoff und in einer Umgebung, die selber von altüberlieferter Herzensbildung durchdrungen ist."

Luzi horchte und fragte: „Fräulein Pretorius will nun wohl auch auf unsere Berge steigen?"

„Ich denke," erwiderte der Pfarrer mit einem feinen Lächeln über die Frage. „Sie ist eine lebhafte Naturfreundin und tüchtige Fußgängerin, die das Neckartal und den Odenwald bis in alle Geheimnisse ihrer Wiesengründe, Burgen und Quellen kennt."

Noch eine Weile gab der Pfarrer Luzi das Geleit durch den lachenden Frühlingsmorgen; als aber die Wege steiler anzusteigen begannen, blieb der etwas schwer gebaute Mann zurück. „Das ist nichts mehr für meine Knochen," scherzte er, „namentlich nichts mehr für mein Herz!"

Die beiden Männer reichten sich die Hand.

Luzi stieg allein die jähen Waldpfade hinan. Ihm war es recht, daß Pfarrer Schmid wieder da war, es ging von ihm stets eine menschlich schöne Stimmung aus, und Luzi begriff die Bauern von Monbiel nicht, die dem polternden geistlichen Landesverweser, der die drei letzten Sonntage in der Dorfkirche gepredigt hatte, den Vorzug vor dem milden Gottfried Schmid gaben. War ein Pfarrer dazu da, daß er nur von der Sünde, Verderbtheit und Schlechtigkeit der Menschen sprach? oder daß er, wie Gottfried Schmid, die guten Quellen in ihrem Wesen hervorzugraben suchte?

Die Bäume am Weg gingen auseinander, vor Luzi öffnete sich der Blick auf Monbiel mit seiner altersgrauen Kirche und seinen braunen Holzhäusern in dem vom Talwasser wie von einem Silberband durchzogenen Wiesengrund. Dahinter leuchtete das

in schroffen Absätzen sich tiefer senkende Tal mit vielen freundlichen Dorfschaften und Kirchhelmen. Bäche rauschten durch die stille Morgenluft, verwehter Glockenklang tönte so fein, als sei der Erdboden in ein leises Klingen geraten, und im tiefen Hintergrunde des Tales ragten sonnige Bergspitzen, verklärt vom Duft der Ferne. Dort führte der Weg hinaus in die Welt!

Luzi warf einen langen Blick hinab. Gewiß war die Heimat schön, aber um das Reisen mußte es doch etwas Besonderes sein. Hatte sich der Pfarrer, der so frisch und lebendig von seiner Fahrt und Fräulein Pretorius erzählte, nicht um Jahre verjüngt? Ein erfreulicheres Menschenbild als Sabine sei noch nicht durchs Tal gegangen, hatte er gesagt. Das stimmte ihn doch sehr neugierig. Aber von dem kleinen, feinen Mädchen, das mit ihm am Subrasee gesessen und bebend an seiner Seite durch den dämmerigen Wald hinuntergestiegen war, wollte er es glauben. Ob sie sich seiner auch noch erinnerte?

Überhaupt gut, daß endlich die Zeit der Fremden wieder heranrückte, daß es bald wieder Touristen zu führen gab! Man hörte von ihnen doch oft ein anregendes Wort, und auf den Wanderungen ließ sich vieles vergessen, was an langen Wintertagen quälte: die unüberlegte Liebelei mit Gemma Dury — und der Traum von Heidelberg. Der Pfarrer wußte nicht, welch heiße Sehnsucht er in ihm wachgerufen hatte, als er ihm von Studien in Heidelberg sprach. Das wäre der höchste Traum seines Lebens gewesen!

Aber wozu ihm auch nur einen Augenblick Raum geben? Wozu?

Das Herz wurde ihm so weit beim Darandenken! —

Von der Hütte am Piz d'Urs brachte Luzi die Nachricht ins Dorf, daß die Winter- oder Vorfrühlingsstürme das Dach abgedeckt hätten. Es müßten neue Sparren und Schindeln aufgelegt und das Innere vom Schnee, der dareingeweht war, gereinigt werden.

Er selber und ein paar andere Führer übernahmen es, das zu dem Bau nötige Holz aus dem Tal emporzuschaffen und einem Zimmermann behilflich zu sein. Darüber vergingen wieder etwa vierzehn Tage, und unterdessen war der volle Frühling ins Tal heraufgestiegen, der Hochgebirgslenz.

Mit ihm Sabine Pretorius!

V

Als Luzi am Samstagabend gegen Sonnenuntergang von den vollendeten Erneuerungsarbeiten an der Schutzhütte ins Tal hinuntergestiegen kam, erkannte er Fräulein Sabine Pretorius gleich auf den ersten Blick, obschon er noch nichts von ihrer Ankunft in Monbiel gehört hatte.

Sie saß am Waldrand auf einem großen, glatten Felsblock, der das tosende Talwasser überragte. Sie war weiß gekleidet, hatte den breiten Hut neben sich auf den Stein gelegt, ordnete einen Haufen Blumen in ihrem Schoß und warf die Abfälle in die weißgischtende Flut. In ihrem braunen welligen Haar, das einen schönen

und reichen Knoten bildete, spielte die untergehende Sonne. Als sie die Schritte der drei Männer hörte, die in schwer genagelten groben Schuhen des Weges daherkamen und in ihren Rückenkörben die Werkzeuge ihrer Arbeit trugen, schlug sie den Blick empor und betrachtete die heranschreitenden Bergarbeiter mit freiem, offenem Blick, doch ohne Neugier.

Was für starke blaue Augen sie hatte! Luzi wußte nicht recht, sollte er grüßen oder nicht. Es lag etwas so Vornehmes in ihrem Antlitz, daß er schier den Mut dazu nicht fassen konnte. Als er aber vorüberging, zog er den Hut, mit ihm grüßten die beiden anderen Männer.

Sabine Pretorius nickte, legte die Blumen in ihren Strohhut, erhob sich, nahm ihn wie einen Henkelkorb an die Hand und kam mit ruhigem Gang, wie ihn Luzi an den Frauen gern sah, auf die Männer zu. Nein, die kam nicht zur Genesung ins Tal! In ihrem Gesicht lag eine feine Röte und gesunde Frische und in der Bewegung der hohen Gestalt, in der Haltung des Kopfes und Körpers eine Geschmeidigkeit, welche die gute Bergsteigerin verriet.

Luzi suchte, indem er den Schritt anhielt, in ihrem Antlitz die Züge des Kindes. Was sie nur von ihm und seinen Kameraden wollte?

„Ich kenne die meisten Alpenblumen,“ sagte sie, „aber hier habe ich doch einige, deren Namen ich nicht weiß. Vielleicht wissen Sie Bescheid. Die stahlblauen sind Enziane, aber das zierliche Glöckchen?“ Sie hielt es anmutig in die Höhe.

„Eine Soldanelle," erwiderte Luzi, betrachtete aber dabei mehr ihre von zarten Adern durchschimmerte Hand als die Blume.

In Sabine schien eine Erinnerung zu erwachen. Sie sann, sie blickte ihn mit ihren großen Augen an, errötete ein wenig und lächelte ungezwungen: „Natürlich, ja! Sie sind der Sohn des Tierarztes von Monbiel. Wir waren doch einmal zusammen am Subrasee!" Es lag etwas Freudiges in ihrer Stimme.

„Ich habe Sie gleich erkannt, Fräulein Pretorius," versetzte Luzi, „freilich wußte ich vom Herrn Pfarrer, daß Sie kämen!"

Die beiden anderen Männer hatten den Weg wieder aufgenommen, Luzi und Sabine Pretorius folgten, schon in eifriger Unterhaltung. „Nichts ist mir von meinem früheren Aufenthalt in Monbiel so lebendig geblieben wie jener Ausflug an den Subrasee," plauderte sie. „Es ist ein Bergwasser von unsagbarem Reiz. Man denkt an nichts, man wandert durch den Wald. Auf einmal liegt zwischen Arven und Felsen der dunkelgrüne See. In ihm spiegeln sich die Gletscher des Piz d'Urs. Felsenriffe greifen von allen Seiten in die Flut, Alpenrosen hängen in das schweigende Gewässer, die Forellen ziehen durch die kristallene Klarheit, von den nahen Alpen kommen mit dem Geläute der Glocken die Kühe, waten an einer seichten Stelle zum Trunk in die Flut und heben die triefenden Mäuler. Das alles ist mir noch lebhaft in Erinnerung, auch wie wir im Wald dürre Äste suchten,

wie die Herren angelten, wie auf einer Felsklippe ein Feuer angemacht und die Fische an Ruten gebraten wurden. Und etwas besonders lebhaft! Wie mich in dieser Landschaft von Wald und Felsen das Wunder des Hochgebirgs mit einer seltsamen kindlichen Furcht ergriff. Bei jedem Fisch, der weiß aufglänzend aus der Flut sprang und ihre zitternden Kreise erregte, war mir, jetzt müsse etwas Geheimnisvolles geschehen. Ich war von einer halb ängstlichen, halb lustvollen Märchenstimmung so befangen, daß mir jeder Baum eine sagenhafte, vermummte Gestalt wurde. Und denken Sie, zuweilen erlebe ich den Subrasee noch im Traum!"

Luzi sah sie mit einem verwunderten Blicke an. Das Fräulein, das so lebhaft erzählte, war nun freilich eine Naturfreundin, anders als so viele Fremde, die bloß durch die Berge laufen und auf die Gipfel steigen, um nachher zu ihren Bekannten sagen zu können: „Da war ich auch!" Und indem er das Auge über die geschmeidige Gestalt laufen ließ, dachte er: Mit Fräulein Pretorius wäre schön wandern!

Sie aber forschte wieder nach den Namen einiger Blumen, die sie im Hute trug.

„Der goldene Stern ist eine Arnika," versetzte er. „Und hier haben Sie eine Mehlprimel."

„Es kennen wohl nicht alle Bauern die Blumen so gut wie Sie," sagte Sabine. „Sie sind doch, nach Ihrem Korb zu schließen, jetzt Bauer?"

„Nein, Bergführer," erwiderte er bescheiden, „und die Blumen kenn' ich von meinem Vater selig, er war

ein guter Botaniker, dem ich manches Alpenherbarium zusammenstellen half."

„Bergführer? — Das gefällt mir." Ihre Augen hatten einen sonnigen Strahl und ruhten zustimmend auf ihm. Und ernster sagte sie: „Ihr Vater ist also seit meinem Aufenthalt in Monbiel gestorben. Ich wußte es noch nicht, ich bin erst seit gestern abend hier. — Ich habe meine Mutter verloren, also wie Sie auch Schweres erlebt."

Der Ernst, der ihr Gesicht beseelte, stand ihr noch schöner als die anmutige Fröhlichkeit.

Sie hatten das Dorf erreicht. Die Abendglocken klangen, und der Friede des morgigen Sonntags lag um die Häuser. Sabine Pretorius warf noch einen forschenden Blick auf Luzi, sagte ihm ein Wort des Dankes für die Namen der Blumen und ging dem Pfarrhause zu.

Luzi war es, als habe er etwas überaus Merkwürdiges und Schönes erlebt, und schon nach dieser ersten Begegnung war er mit dem Pfarrer einverstanden, daß noch nie eine erfreulichere Gestalt in das Tal von Monbiel heraufgestiegen sei. Er wunderte sich nur, daß er so freimütig mit ihr hatte sprechen können, und dachte noch einmal über jedes seiner Worte nach, ob er sie für Sabine Pretorius auch recht gewählt habe.

Wenn er sie einmal an den Subrasee oder auf einen Berg führen dürfte!

Am Sonntag im Gottesdienst erneuerte sich seine hohe Stimmung für die junge Heidelbergerin.

Die Blumen, die sie am Samstagabend gepflückt hatte, schmückten die aus Eichenholz geschnitzte, ehrwürdige Kanzel, von der das Wort Gottes schon etliche Jahrhunderte verkündet worden war, mit Strauß und Gewinden. Das war ihr Werk. Einer Monbielerin wäre es nicht eingefallen, ja, die Dörfler schüttelten darüber die Köpfe: was sollte das heißen an einem Sonntag, der sich von anderen Sonntagen des Jahres durch nichts unterschied?

Sabine Pretorius saß neben der Pfarrerin auf der ersten Bank der Weiberseite, und da Luzi seinen Platz im Chore hatte, konnte er sich, ohne daß es jemand aufgefallen wäre, ungestört in die Betrachtung ihrer Gestalt versenken.

Gottfried Schmid war auf der Kanzel eine stattliche Erscheinung, mit Schwung und Feuer sprach er über das Wort: „Das Licht kommt uns von den Bergen". Indem er die göttliche Macht pries, die nach dumpfen Wintertagen wieder den Sonnenstrahl über die Gipfel herniederfluten läßt, verglich er den Lenz in der Natur mit dem Frühling eines Menschenherzens, das erfüllt und gesegnet ist mit Licht aus der Höhe, mit einer reinen und starken jungen Liebe.

Luzi war es, als richte sich der Pfarrer mit seinen Worten eigens an ihn. Dort, tief im Hintergrund der Weiberseite, saß ja Gemma Dury und ließ keinen Blick ihrer Tollkirschenaugen von ihm. Die brennenden Blicke und das gierige Antlitz störten ihm die Predigt ebenso sehr, wie ihn der jugendliche Gast aus dem Pfarrhaus dafür empfänglich stimmte.

Nach dem Gottesdienst stand Luzi mit anderen jungen Männern auf dem Kirchhof und besprach mit ihnen die Neuigkeiten der Woche.

Da trat das Pfarrerspaar mit Sabine Pretorius aus der Kirche. Auf seinen Gruß nickte sie mit einem vollen Strahl ihrer leuchtenden blauen Augen. Der Pfarrer aber sagte, er möge in sein Studierzimmer hinüberkommen.

Was gab's denn wohl zu besprechen?

Der Alte empfing ihn mit einer freundlichen Feierlichkeit, die sonst nicht in seiner Art lag. „Ihr habt also Sabine Pretorius wiedergesehen," sagte er. „Als sie gestern von Euch kam, schwärmte sie vom Subrasee und bekundete überhaupt das lebhafteste Verlangen nach Bergwanderungen. Nun aber kann ich nicht mittun — ich verfalle leicht in Herzbeklemmungen — und bis unser Sohn Gerhard in die Ferien kommt, dauert es immerhin noch etliche Wochen. So lange wird Sabine ihren Wandertrieb nicht bezähmen. Allein möchte ich sie jedoch nicht durch die Berge streifen lassen, nicht einmal auf kleinen und ungefährlichen Touren. Ein Fehltritt, ein unter dem Fuß rollender Stein — und der Unfall ist da. Ich habe aber den Ausweg gefunden. Hin und wieder gibt es für Euch doch auch Damen zu führen. Wenn Ihr es dann freundlich ins Pfarrhaus melden wollt, wenn die Gesellschaft paßt und der Weg nicht zu mühsam ist, so könnte sich Sabine anschließen — gegen Entgelt natürlich."

„Dafür will ich keinen Lohn," hätte Luzi beinahe gesagt, aber er behielt das Wort klugerweise für sich.

„Eins aber im voraus, Luzi Gavaver," mahnte der Pfarrer ernst und in verhaltener Unruhe, „es ist Edelgut, das ich Euch anvertraue. Wenn Sabine etwas geschähe —!"

„Wenn Fräulein Pretorius etwas geschähe," unterbrach ihn Luzi, „so käme ich nicht mehr aus den Bergen zurück." Die Bestätigung für seine Worte flammte ihm in den Augen.

Nun mußte der Pfarrer doch lächeln. „Es wird ja schon gehen," versetzte er, „Sabine ist auch kein Kind mehr, und, wie gesagt, in ein paar Wochen ist unser Sohn Gerhard zurück. Dann kann er mit Sabine wandern!"

Warum glaubte der Pfarrer ihn eigens darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Sabine Pretorius Edelgut sei? Das wußte er schon. Mißtraute ihm der geistliche Herr etwa? Und war der Student Gerhard Schmid ein zuverlässigerer Führer als er?

Luzi vergaß das Unbehagen über diesen Gedanken in der freudigen Aussicht, wieder mit Sabine Pretorius zusammenzukommen, und feierte einen schönen Sonntag.

Doch wozu das Verlangen, die junge Heidelbergerin recht bald wiederzusehen? — Ein Bergführer, der keine hohen Schulen besucht hat, darf sich ja doch nicht mit der vornehmen Tochter eines berühmten Gelehrten zusammenstellen. Das wäre zu vermessen. Überhaupt, wer dürfte einmal die Hand nach Fräulein Pretorius ausstrecken, sie lieben und zu seinem Weibe machen? Vielleicht dachte man im Pfarrhaus an den

Sohn Gerhard. Aber der war ein verhätscheltes Mutterkind, nicht so bedeutend wie sein Vater. Nein, wer einmal Sabine Pretorius heimführte, der mußte ein Mann auf den Höhen des Lebens sein.

Und für ihn war es ja schon ein großes Glück, daß er mit Sabine Pretorius — wenn auch im Geleite anderer Damen — durch die Berge gehen durfte. Dafür mußte er dem Pfarrer von Herzen dankbar sein. Noch schöner wäre es freilich, einen Tag allein mit ihr durch die Einsamkeit der Firne und Gletscher zu schreiten — sie zu sehen im Licht der Höhe — und Gott im stillen zu preisen für den wunderschönen Tag.

VI

In Monbiel entfaltete sich das freudige Sommerleben der Fremden. Luzi hatte häufig Bergsteiger zu führen, aber die Gelegenheit zu einer Tour mit Sabine Pretorius wollte sich nicht geben. Unter den vielen Damen, die ins Dorf gekommen waren, lief nur eine durch die Berge, eine deutsche Sprachlehrerin aus Paris, die sich seit vielen Jahren allsommerlich einstellte, Weg und Steg kannte und wegen ihrer langen, hageren Gestalt, die auffällig rasch vorwärts kam, den anderen Touristen auf den einsamen Pfaden wie eine Hexe erschien. Das Fräulein, das ihren Mangel an äußeren Reizen durch eine humorvolle Verständigkeit ersetzte, scherzte selber gern darüber und war unter den Fremden, die sie einmal kannten, beliebt.

An diese Dame hatte sich Sabine Pretorius an-

geschlossen, wanderte und zeichnete mit ihr, und Luzi hoffte umsonst auf einen gemeinsamen Ausflug.

Da traf er die beiden unerwartet vor der Schutzhütte am Giumelgletscher. Während er mit zwei Fremden vom Piz d'Urs kam, stiegen sie vom Tal heran. Wie Sabine Pretorius leichten Schrittes an ihrem Bergstock ging, war er wieder ganz gefangen von ihrem Anblick. Der einfache Filz auf dem braunen Haar, das graugrüne, kurzgeschürzte Kleid, die hohen Schnürstiefel und der nicht zu schwere Rucksack standen ihr prächtig, und die im Gehen kräftig vorgewölbte Brust, der Schritt, den sie nicht zu leicht und nicht zu schwer, doch mit großer Sicherheit nahm, gaben ihr einen Ausdruck jugendfrischen Wandermuts. Ihm pochte das Herz. Was sie nun wohl sprechen würde?

Sie grüßte ihn schlicht und warm. „Leider will uns Fräulein Kurz" — sie meinte damit die langgewachsene Sprachlehrerin — „schon wieder verlassen. Sie wird drüben im Siginental von einer befreundeten Familie erwartet. Wenn Sie übermorgen Zeit hätten, so würde ich unter Ihrem Schutz Fräulein Kurz bis auf das Wildkapellentor das Geleite geben — ein Plan, über den ich freilich noch mit dem Herrn Pfarrer sprechen muß."

„Ich kann's einrichten," erwiderte Luzi trockenen Tones, damit er Sabine Pretorius seine Gefühle nicht verrate. In Wahrheit aber hätte er einen Jauchzer zum Gletscher hinaufstoßen mögen. „Ich steige heute abend noch ins Dorf hinunter, um Vorräte für die Herren zu holen, um Mitternacht bin ich zurück, morgen

geht's über den Paß Ladin ins Tirol, um zehn Uhr abends bin ich zu Hause, und übermorgen stehe ich zu Ihrer Verfügung."

„Heute noch ins Dorf und zurück — wohl gar mit einem schweren Sack zurück?" fragte Sabine. „Wie Sie das leisten können!"

„Dafür ist man Führer," erwiderte er so gelassen wie zuvor und schickte sich an, für seine Touristen auf dem Herd der Hütte eine Erbssuppe zu kochen. Als Sabine eine Flasche Milch aus dem Rucksack nahm, erbot er sich, sie zu wärmen.

„Ein Geschäft, das ich sehr gut selber besorgen könnte," lachte sie, „aber wenn Sie die Güte haben wollen!" Sie ließ sich Milch und Butterbrot mit gutem Appetit schmecken, und so natürlich das war, verwunderte sich Luzi doch beinahe darüber.

Die scheue Verehrung, die er für sie empfand, ließ ihm alles, was sie sagte und tat, besonders schön erscheinen. Während er selber etwas abseits von den beiden Touristenpaaren sein Abendbrot aß, war sie mit dem ihrigen zu Ende gekommen und blätterte im Fremdenbuch der Hütte. „Sie sind in dem Buch von zwei englischen Damen sehr gelobt," wandte sie sich zu ihm. „Sprechen Sie Englisch?"

„So viel mein Beruf erfordert," versetzte er einfach. „Man hat im Winter Zeit genug, zu lernen."

Er war zum Abstieg bereit, und wie von selber gab es sich, daß Sabine Pretorius und Fräulein Kurz seine Weggefährten nach dem Dorfe wurden.

Sie waren über ein weites Schuttfeld gegangen.

Da entfachte der Giumelgletscher seine Abendfarbenspiele.

„Herrlich!" rief Sabine, „die Eisfelder leuchten ja wie ein blühender Rosengarten!" Ihre Blicke streiften über den erst sanft, dann jäh ansteigenden Gletscher, dessen Kanten in der sinkenden Sonne erglühten. „Ist es nicht, als sänge in dem Garten eine feine Stimme ein leises, trauriges Lied?"

„Es ist nur die Abendluft, die durch die Felsen streicht," versetzte Luzi. „Nach der Volkssage aber ist es wirklich eine menschliche Stimme, diejenige der Verena, die, wo nun der Gletscher liegt, mit ihrer Zwillingsschwester Silva die großen Herden weidete. Als die Pest kam, flog die Seuche in Gestalt einer surrenden Wespe auch auf die Alpe der beiden empor. Silva erkannte sie, bohrte ein Loch in die Hüttenwand, setzte einen Tropfen Honig darein, und die Pest flog gierig herzu. Als sie in dem Loch saß, steckte das Mädchen einen Pfropfen darein, und die Pest war gefangen. Im Tal starb das gesamte Volk bis auf einen jungen Mann, namens Peter Tieß, auf der Alpe blieben die Schwestern heil. Als nun die Pestzeit vorüber war, freite Peter um Silva, damit sich das Tal durch ihre Kinder und ihre Nachkommen wieder bevölkere. Darüber erwachte der Neid der Verena. Sie horchte an der Hüttenwand, ob die gefangene Pest noch in ihrem Loche surre. Sie surrte. Als nun Silva schlief, zog Verena den Pfropfen. Die Pestwespe, gegen die sich Verena mit Pimpernellkraut eingerieben hatte, flog ein paar Bogen, setzte sich auf die Wange der schlafen-

den Silva und stach sie. Für Peter Tieß wie eine Braut geschmückt, wandte sich Verena gegen das Tal. Plötzlich bellte ihr Hündlein zurück. Sie sah sich neugierig um. Da donnerte der Gletscher, stürzte und erschlug sie. Die Seele Verenas lebt immer noch im Eis. Wenn ein schöner Abend durch das Gebirge geht, singt sie, um ihre Erlösung flehend; wenn aber Gewitterunheil in den Bergen droht, so bellt das Hündlein. Wir Führer kennen es wohl und lassen uns warnen. Es ist mehr als eine Sage. Ich selber kenne das bellende Geräusch aus Spalten und Gründen."

„Wie schön und ausdrucksvoll Sie erzählen," sagte Sabine. „Man merkt nicht, wie man zu Tale kommt. An dieser Sage hätte nun auch mein Vater eine Freude. Er sammelt die alten Volksüberlieferungen. Ob sie schon in einem Buche steht?"

„Wohl nicht," erwiderte Luzi, „es sind so Geschichten, die man sich beim Nichtstun in den Berghütten erzählt. Und es gibt ihrer viele."

„Sehen Sie!" rief Sabine.

Über den dunkeln Arvenwäldern glühte der Gletscher so rot, als wäre er nicht mehr kalt, als müßten die Flammen im nächsten Augenblick herausschlagen.

Nun aber nahm eine Wegbiegung das wundervolle Bild vom tiefblauen Abendhimmel hinweg. Die Dämmerung zog durch den Wald, und die Bäume standen wie Scharen verzauberter Gestalten, die stumme Zwiesprache halten und sich unendlich viel Geheimnisvolles zu sagen haben.

„Erinnern Sie sich, wir sind schon einmal so ge-

gangen," wandte sich Sabine, die sich eine Weile mit Fräulein Kurz unterhalten hatte, zu Luzi. „Damals, vom Subrasee. Sie schritten, als gingen Sie jeden Tag durch einen dunkeln Wald, und als ich schon den Tränen der Angst nahe war, gaben Sie mir die Hand und trösteten mich: ‚Sabine, dir geschieht nichts. Die Menschen, die du siehst, sind nur Bäume.' Unter einem leuchtete es seltsam. Da wollte ich nicht vorüber. Sie aber sagten: ‚Es ist nur Scheinholz.' Und um mich zu beruhigen, brachen Sie ein Stück aus dem morschen Stumpfe los und ließen es auf meiner Hand leuchten. Dann erzählten Sie mir von den hohen Bergen. Und nun sind Sie Bergführer von Beruf geworden."

„Wenn mein Vater Gesundheit und Leben behalten hätte, wäre ich es nicht geworden."

Ihre Augen fragten.

„Ich hätte wohl studiert," versetzte er. „Es war mein Bubentraum."

Sie sah ihn nur an, sprach aber nicht, und die drei Menschen gingen schweigend durch das wachsende Dunkel des Waldtales.

Luzi trug ein stilles Glück in der Seele. War es nur der Gedanke, daß Sabine Pretorius ihm nahe sei, oder die Freude, aus ihrer Erinnerung ihre Zuneigung zu spüren?

Die ersten Lichter von Monbiel schimmerten ihnen entgegen. Fräulein Kurz, die am Eingang des Dorfes wohnte, verabschiedete sich, er und Sabine hatten noch ein Stück gemeinsamen Wegs.

„Daß Sie studieren wollten, hat mich außerordent-

lich interessiert," sagte sie. „Haben Sie den Plan ganz aufgegeben?"

„Ja — ich muß sehen, wie ich auf andere Weise mein Brot verdiene," erwiderte er etwas bedrückt. „Ich wäre nun wohl auch schon zu alt dazu."

„Sie zu alt!" Sabine lachte hell. „Bei uns in Heidelberg sitzen graue Männer auf den Studentenbänken!"

Sie hatten das Pfarrhaus erreicht. Unbefangen und herzlich streckte sie Luzi die Hand hin. „Vielen Dank, namentlich auch für die schöne Sage, die Sie uns erzählt haben. Als Kind meines Vaters höre ich diese Überlieferungen aus dem Volke besonders gern. Sagen sind wie Seerosen. Sie kommen aus einer Tiefe, in die man nicht hinabblicken kann, und haben doch Duft und Seele. — Übermorgen also zum Wildkapellentor! Darauf freue ich mich, ich wandere gern mit Ihnen." Wie ein guter Kamerad ließ sie die Hand in der seinen ruhen.

In seliger Verwirrung war es Luzi, er habe ein Märchen erlebt, und der nächtliche Weg zurück nach der Schutzhütte war ihm gerade recht, um noch über den schönen Tag nachzudenken.

VII

Pfarrer Schmid hatte aus den Plaudereien Sabinens bald herausgespürt, daß sie ein Wohlgefallen an dem jungen Bergführer Luzi Gavaver gefunden hatte. Darum trug er einige Bedenken gegen ihren Plan,

Fräulein Kurz unter dem Schutz Luzis das Geleite auf den Wildkapellengrat zu geben. Auf dem Rückweg würden die beiden allein sein — und er wollte nicht, daß sich das Wohlgefallen Sabinens an Luzi noch verstärke.

Ja, wenn Gerhard, sein Sohn, der Begleiter wäre! Da hätte er in der Stille seines Herzens die jugendliche Schwärmerei Sabinens begrüßt. Er hatte sie so väterlich lieb, daß ihn der Wunsch nicht verließ: wenn sie doch nur meine Schwiegertochter würde! Mit einer Menge schöner Anlagen begabt, besaß sie eine freimütige Natürlichkeit, aus der, was sie sagte oder sprach, wie eine frische Quelle kam. Da gab es nichts Kleines, Schlaues oder gar Hinterhältiges, nur die Wahrheit des Augenblicks und der Stimmung; aber ihre Wahrheit hatte stets etwas mädchenhaft Liebes und doch etwas großzügig Vornehmes. Sie besaß die Kunst, ihre Umgebung zu beglücken. Wenn nun Gerhard —

Da trat sie in sein Studierzimmer, mit Augen, die vor Jugend- und Wanderlust blitzten. „Das Wetter läßt sich vorzüglich an, ich muß nun Fräulein Kurz und dem Bergführer Bescheid sagen.“ Sie lachte ihn erwartungsvoll an.

Er räusperte sich, es blieb ihm etwas im Halse stecken.

„Ich denke doch nicht, daß Sie mir eine Naturfreude verweigern, die mir mein Vater ohne jedes Besinnen erlauben würde,“ sagte sie ungeduldig bittend.

Ihre blauen Augen bezwangen ihn.

„Nun also!“ versetzte er zögernd. „Wer so in Freiheit erzogen ist wie du, den kann man nicht an Ketten legen.“

Sie ging mit einem leis jubelnden Laut auf den Lippen.

Der Pfarrer schaute ihr nach. Er hatte das Gefühl, er sei unverzeihlich schwach gegen sie gewesen. Aber freilich, Sabine war gewohnt, daß sie ihren Kopf auf das Liebenswürdigste durchsetzte. Sie war im Recht: ihr Vater hätte ihr diesen Ausflug nicht verweigert. Pretorius war stolz auf die freie Erziehung, die er seiner Tochter gegeben hatte, auf ihre geistige Selbständigkeit, und behauptete, daß ein Mädchen wie Sabine, die für sich selber denken gelernt habe, jeder Lebenslage gewachsen sei.

Auch war sie ja ohne jede Begleitung, und ohne das geringste Abenteuer zu erleben, von Heidelberg nach Monbiel gekommen; aber sie durfte auch in Monbiel kein Abenteuer erleben.

Die Gedanken verfolgten den Pfarrer auch am anderen Tag. Luzi Gavaver und Sabine! Nein, er hatte es dem tüchtigen und vielversprechenden jungen Mann im hintersten Herzwinkel doch nie ganz verziehen, daß er im Winter mit der geringen Gemma Dury gegangen war. Da hatte sich eine Blöße seines Wesens geoffenbart. Und Luzi war nicht der rechte Weggefährte für Sabine — dafür schlug aus seinen dunkeln Augen zu viel Feuer, dafür erzählte er, wenn er in Eifer kam, seine Sagen zu gut. — —

Luzi Gavaver und Sabine Pretorius standen auf

dem Grat des Wildkapellentors, das wie von Menschenhand in das Gebirge gehauen scheint, aber eine natürliche Felslücke ist, ein Riesentor zwischen den Tälern von Monbiel und Siginen, mit einer uralten, zerfallenen Kapelle, in deren Gemäuer sich ein einfacher romanischer Bogen wölbt.

Das Paar schaute in das Tal von Siginen hinab, in dem sich ein Fluß zwischen dunkeln Wäldern wand und ein Dörfchen schimmerte. Auf einem Alpweg in halber Tiefe schritt die lange Gestalt der Fräulein Kurz. Zuweilen winkte sie zurück, und die beiden winkten auch. Und tiefer bei der Sennhütte von Cerf eine dritte Partie. Das war die Familie, die das Fräulein erwartete. Nun war diese dort angekommen.

„Jetzt wär's Zeit zum Mittagbrot," meinte Luzi, „ich glaube, hier wäre ein schöner Platz für Sie."

„Mitten zwischen Alpenrosen und Enzianen," sagte sie. Er kramte in seinem Rucksack, legte ein Linnen hin und allerlei kleine Pakete aus der Pfarrküche und überließ nun Sabine sich selber. Er setzte sich wohl zwanzig Schritt von ihr auf einen Steinblock und schnitt sich mit seinem Krummesser ein kräftiges Stück Brot herunter.

„Warum leisten Sie mir denn nicht Gesellschaft?" rief sie zu ihm hinüber.

„Es ist nicht Brauch bei uns Führern, daß wir uns zu unseren Touristen setzen," gab er zurück.

„Wenn ich Sie aber einlade —?"

„Dann komm' ich schon," erwiderte er in der ihm eigenen Verhaltenheit, wobei er aber ein freudiges

Aufblitzen der Augen doch nicht unterdrücken konnte. Sie bereitete sich ein Vergnügen daraus, ihm mit feinen Fingern die besten Stücke zuzuschieben. „Das geht doch nicht!" sagte er; sie aber scherzte: „Sind wir nicht Kameraden?"

„Nein, das doch nicht," erwiderte er gedehnt. „Sie sind Fräulein Pretorius von Heidelberg und ich nur ein Bergführer von Monbiel."

Ihr gefiel seine Art des Antwortens, wie er mit scheinbarer Gleichgültigkeit seinen männlichen Sinn hervorkehrte und dabei sein lebhaftes Temperament doch nicht ganz zu verbergen vermochte.

Allmählich wurde es zwischen ihnen still. Die große Mittagsruhe lag über der klar aufgehellten Bergwelt, den weißen Gipfeln und den grünen Tälern im Grunde, aus denen verträumtes, leises Wasserrauschen in die Höhe drang. Da und dort auf einer Spitze ruhte ein Wölklein, löste sich und wanderte weiter im Blauen, mit ihm sein Schattenbild auf den Bergen. Über die Blumen flatterten die Schmetterlinge, der Zitronenfalter und der Fuchs, und das Summen der Immen erfüllte die Stille mit klingenden Tönen.

Luzi fielen von der Anstrengung der vorigen Tage die Augen zu. Seine regelmäßigen Atemzüge verrieten einen tiefen Schlaf.

Auf die Ellbogen gestützt in den Enzianen liegend, schaute ihm Sabine lange ins Gesicht.

Dann aber fesselte ein anderes Bild ihre Aufmerksamkeit. Aus Erdröhren hervor streckten Murmel-

tiere die hellbraunen Köpfe, spähten, horchten, wagten sich heraus, machten das Männchen, weideten in Gras und Blumen, die sie mit ihren gelben Zähnen abschnitten, und legten sich auf den Steinen in die Sonne. Zu den Alten gesellten sich die Jungen, setzten sich auf die Hinterbeine, putzten und kämmten sich; ein paar aber hielten stets Ausschau, ob nicht irgendwoher eine Gefahr drohe, vielleicht durch einen Raubvogel in der Luft.

Sabine rührte sich nicht und ergötzte sich an dem Spiel der possierlichen Tiere. Wie eitel sie sind! Dort strich sich eines in großem Ernst mit der Pfote den Schnurrbart. Ein Lachlaut glitt über ihre Lippen — der schrille Pfiff eines Wächters unter den Tieren antwortete — rings um die Felsen ging das Pfeifen — und im Nu war die ganze Schar in ihren Erdlöchern verschwunden.

Sabine wand jetzt Alpenrosen zu einem Kranz, und als Luzi immer noch schlief, faßte sie der Übermut. Sie warf ihm eine Blüte ins Gesicht. Zu köstlich, wie er nun in Verwirrung erwachte, die Augen aufschlug, um sich sah, hochsprang und stammelte: „Sabine — Sie verzeihen, Fräulein Pretorius! — Ich wollte nicht schlafen —"

„Sie hatten dazu alles Recht," lachte sie, „und meinen Namen Sabine höre ich von Ihnen gern!" Heiter blickte sie mit ihren großen, blauen Augen zu ihm empor.

Er begann etwas verlegen an seinem Rucksack zu nesteln.

„Sie denken doch nicht schon an Aufbruch?“ fragte sie. „Es ist ja noch nicht drei Uhr.“

„Der Pfarrer erwartet uns früh,“ erwiderte er.

„Da mögen Sie recht haben,“ sagte sie, merkbar verstimmt. „Gehen wir also. Die Partie auf Alp Cerf ist ja auch am Aufbrechen.“ Sie ließ für Fräulein Kurz noch einmal das Tüchlein wehen. Ein anderes wehte in der Tiefe. — —

Sie waren schon weit an den Bergen hinuntergestiegen, die ihre blauen, fast körperlichen Schatten in das sonst noch sonnige Tal warfen, und schritten durch eine mit jungen Tannen bepflanzte Lichtung des Waldes. Am Wege floß aus einer Holzrinne klares Wasser in einen kleinen Trog.

„Nur einen Augenblick der Rast,“ bat Sabine, hielt still, kühlte sich die Hände unter dem Strahl, formte sie zu einem Becken und trank. „Welch köstliche Erfrischung!“ rief sie. „Trinken Sie doch auch!“ Sie füllte noch einmal die Hände mit dem kristallenen Bergwasser und bot es Luzi lachend zum Trunke an.

Seine Lippen berührten ihre kühlen Finger.

Da drang aus dem Dickicht ein Schrei. Luzi sah eben noch etwas Rotes verschwinden. Er wurde blaß.

„Wer war das?“ fragte Sabine erschreckt.

„Das Beerenmädchen,“ stammelte er.

Sabine hielt traurig den Kopf gesenkt.

„Werden Sie von diesem Mädchen geliebt?“ fragte sie leise.

„Sie ist eine Törin,“ erwiderte Luzi dumpf, „ich will nichts von ihr wissen.“

Sie schritten schweigend vorwärts und hatten das Ende des schluchtartigen Waldtales erreicht.

Da kam ihnen Pfarrer Schmid entgegen und war überrascht. Warum wohl die beiden die Köpfe so hängen ließen?

Zwar ermunterte sich Sabine rasch und erzählte: „Es war ein wunderschöner Tag. Die Murmeltiere haben um uns her gespielt." Aber der Pfarrer merkte doch, daß ihr die Freude nicht von Herzen kam, daß irgendein stummer Zwist, eine Verstimmung zwischen den beiden jungen Menschenkindern lag.

Recht so! Und er dachte an seinen Sohn Gerhard.

VIII

Ein gewaltiges Gewitter war durchs Tal gegangen, und nun regnete es seit ein paar Tagen, daß trübe, schlammige Wasser durch alle Rinnsale des Gebirges niederstürzten. Die Nebel zogen an den Wänden der Berge bald auf-, bald abwärts, und wo sie rissen, sah man bis gegen das Dorf hinunter neuen Schnee.

Fröstelnd und verdrossen gingen die Kurgäste die Dorfstraße auf und ab.

Luzi hatte im Hotel Piz d'Urs zu tun, er half einem jungen Holländer, der als Geologe viel mit dem Steinhammer an den Felsen herumkletterte, beim Ordnen seiner Sammlungen.

Als er eben wieder in das Hotel treten wollte, lief er Gemma Dury in den Weg. Die Gräfin Douglas, eine alte Besucherin von Monbiel, die

in schneeweißen Haaren und stets ihren Mops auf dem Arm durch das Dorf ging, unterhandelte vor dem Eingang des Hotels mit Gemma wegen eines Körbchens Beeren und schalt auf den übertriebenen Preis. Er hoffte unbemerkt an dem Mädchen vorüberzukommen und grüßte nicht. Sie aber hatte ihn mit einem Seitenblick ihrer Tollkirschenaugen doch bemerkt, schrak zusammen, ließ das Körbchen aus ihren Händen fallen, und die prachtvollen reifen Früchte rollten auf die Straße. „Sie dummes Ding!" zürnte die Gräfin. „Selbstverständlich will ich die verschütteten Beeren nicht. Wann können Sie mir denn frische bringen?" Gemma aber gab keine Antwort und schaute nur mit einem erbarmungswürdigen Blicke nach Luzi, so erbarmungswürdig, daß doch ein leises Mitleid durch seine Sinne schlich.

Der Blick verfolgte Luzi durch die Nacht und in den folgenden Morgen hinein.

Er stand am Fenster und blickte in das sich leise aufhellende Wetter hinaus.

Ei, sieh — da ging ja Sabine Pretorius auf der noch regennassen Straße. Sie kam gegen sein Haus, aber doch wohl nicht zu ihm. Wie sie so im leichten Mantel daherschritt, erschien sie ihm wieder wie im Anfang ihrer Bekanntschaft als eine junge, vornehme Dame von einem Ernst und einer Würde, als dürfte es niemand wagen mit ihr zu sprechen.

Und nun nickte sie doch mit einem Lächeln in den Mundwinkeln zu ihm empor. Sie schwenkte gegen seine Tür — sie kam zu ihm!

Vor Erregung zitternd empfing er sie.

„Wie heimelig wohnen Sie!“ war ihr erstes Wort. Und wie schon oft erlebte es Luzi wieder: sobald sie sprach, wichen der Stolz und die Unnahbarkeit aus ihrem Antlitz, und es war ihm jedesmal eine Überraschung, wie einfach, lieb und natürlich ihr die Rede von den Lippen floß.

„Wenn Sie Zeit für mich haben, möchte ich eine Bitte an Sie richten,“ sagte sie. Und unter dem Mantel hervor kam ein ansehnliches Heft. „Ich habe während des trüben Wetters mein Tagebuch nachgeführt. Das heißt, es ist nicht einmal ein Tagebuch, sondern einfach ein Heft, in das ich von Zeit zu Zeit, wie mich gerade die Lust anwandelt, meine Erlebnisse niederschreibe, wenigstens wenn sie dieser Mühe wert sind, wie jetzt im Monbieler Tal. Ich bin aber in manchem, was ich hier aus der Gegend zu Papier gebracht habe, doch nicht sicher. Darf ich Ihnen daraus einiges vorlesen? Und Sie verbessern meine Irrtümer?“

Sie setzte sich, las und er horchte.

Über ihrer Darstellung lag ein eigenartiger Zauber, als sehe man, wie die Sonnenfunken durch den Bergwald zittern, über blassen Gipfeln der erste Stern aufgeht, als höre man das Donnern ferner Gletscher durch den stillblauen Tag und das sanftere Rauschen der Bäche in den Abendstunden. Am meisten fesselte Luzi, was sie aus Geschichte und Sage des Tales niedergeschrieben. Oft waren es seine eigenen Worte, oft aber nahm sie eine eigene Wendung. Ein Duft

und goldiger Glanz war über das Ganze gebreitet, als strahle, was er selber gesagt hatte, in einem höheren Licht, als sei, was er erzählt, durch sie zum Gedicht geworden.

Oft übersprang sie eine Stelle. Er wußte, da schrieb sie von ihm. Einmal hätte sie sich beinahe verraten — sie wurde rot; es war dort, wo er auf dem Wildkapellengrat schlief.

Wie lieb, daß sie ihn wichtig genug nahm, in ihren Aufzeichnungen auch von ihm zu sprechen!

Nun aber mußte die Stelle an dem kleinen Wegbrunnen kommen — der Schrei der Gemma Dury. Luzi pochte das Herz. Doch siehe da, Sabine Pretorius hatte das peinliche Erlebnis einfach überschlagen.

„Ich mochte von dem Beerenmädchen nichts schreiben," sagte sie etwas unsicher. „Weiß Gott warum, ich mag sie nicht — ich habe einen Widerwillen gegen ihre Augen — es ist mir immer, sie wolle mir etwas Böses anwerfen. Wäre ich Italienerin, würde ich sagen, sie hätte mal' occhi — den bösen Blick. Obgleich ich nicht abergläubisch bin, fürchte ich mich fast vor ihr — seit jenem Schrei. Lieben Sie das Mädchen wirklich nicht?"

„Nein," erwiderte Luzi fest.

Ein kaum hörbarer Seufzer der Befreiung ging über ihre Lippen.

„Sie sollten, was Sie über unser Tal geschrieben haben, als Buch drucken lassen — es ist so schön," wandte Luzi das Gespräch. „Über Monbiel ist noch nicht

viel Gutes geschrieben, und den Fremden würde es dienen. Es sind unter ihnen mehr, als man glaubt, die erst recht sehen, wenn sie über das Gesehene lesen können."

„Ich — ein Buch schreiben!" lachte Sabine herzlich. „Ist es nicht genug, daß mein Vater es tut? Sie trauen mir mehr zu, als ich kann. Wenn ich meine Talente noch so wohlwollend prüfe, es ist keines darunter, das zu einer wirklichen Kunst langte. Ich wünsche auch nichts anderes, als daß ich einmal eine tüchtige Hausfrau werde."

Nun lachte sie selber über ihre halb in Ernst, halb in Selbstironie gesprochenen Worte. „Zeichnen kann ich etwas. Sehen Sie, wie ich meine Werke illustriere! Hier ein paar alte Häuser aus Monbiel — Kirche und Friedhof — eine Stelle am Talwasser — eine Arvengruppe — Ziegen — hier Murmeltiere — und hier" — sie lachte wieder hellauf — in wenigen Bleistiftstrichen er selber, und darunter stand: „Luzi Gavaver, Bergführer und Philosoph aus Monbiel."

Er wurde rot, plötzlich wälzte sich der Verdacht in seine Seele: Sie spielt mit dir! Und es wühlte in ihm. Seine Augen hingen schwer an ihr.

Als bemerkte sie es nicht, sagte sie: „Was ich schreibe und zeichne, das tue ich für mich. Mein Vater hat mich gelehrt, wie viel schärfer man Natur und Menschen beobachtet, überhaupt sieht, hört und denkt, wenn man nachher über das Erlebte schreiben will, wie die einfachste zeichnerische Skizze das Wort wirksam unterstützt. So ist diese Art Tagebuch bei mir

Gewohnheit geworden; mir ist, eine Reise sei nicht gewesen, wenn ich sie nicht geschildert habe. Wie einfach das geschieht — ich brauche später, vielleicht nach vielen Jahren, nur das Buch aufzuschlagen, und vor mir steht Monbiel, stehen auch Sie, unsere schönen Wanderungen — ein Stück Jugend!"

Sie hatte sich warm gesprochen. Ihr Blick lag stark in dem seinen. „Ich werde eine sehr liebe Erinnerung an Monbiel haben," fuhr sie fort. „Nur denke ich —" ihre Stimme zitterte ein wenig, „noch schöner wäre es, Sie kämen nach Heidelberg! Warum schütteln Sie den Kopf? — Indem ich die Tagebuchblätter von Monbiel schrieb, habe ich nämlich einen herrlichen Einfall gehabt. Ein Buch von Monbiel sollte entstehen, so wie Sie es vorhin gewünscht haben; aber nicht von mir, sondern — von Ihnen! Und nicht bloß über Monbiel, sondern über Ihr ganzes Gebirgsland, ein Werk, nicht gesehen von einem gebildeten Fremden, der etwas in Land und Volk herumgestöbert hat, sondern von Ihnen, dem Einheimischen, dem Sohn der Berge, der verwachsen ist mit den Tälern und Gipfeln, der mit seinem Volk die gleiche Mundart spricht, der ihm bis in die innerste Tiefe des Herzens gesehen hat. Dieses Werk sollten Sie schreiben — das Buch von Ihrer schreckhaft gewaltigen und doch so schönen Natur, doch auch das Buch Ihres Volkes: von den wunderlichen Runen, die an den Felsen Ihrer Paßwege verwittern, von den seltsamen Sagen, die wie Kristalle des Urgebirges aus dem Volksleben gewachsen sind, von alter Mundart, altem Lied,

Spiel und Tracht, wie Ihr Volk am Werktag arbeitet und dabei denkt, wie es am Sonntag betet, sich freut und jauchzt — kurz, ein Buch aus Ihrer Seele, aus der Seele Ihres Volkes, in dem es sich selber wie in einem Spiegel besehen könnte und das auch anderen die herzliche Teilnahme für Ihre hohe, helle Heimat weckte."

Das Blut war ihr in die Wangen gestiegen, ihre Augen leuchteten.

„Sabine!" Luzi war aufgesprungen, reckte sich hoch auf und atmete tief, mit offenem Mund. Dann sank er jäh auf seinen Sessel nieder, legte die Arme wuchtig auf den Tisch und barg den Kopf in seine Hände.

Sabine war selber über die Wirkung ihrer Worte erschreckt. Sie stand eine Weile verlegen, dann nahm sie Buch und Mantel, trat aber noch einmal an ihn heran und sagte leise: „Wir sprechen noch darüber!"

Wie im Traume reckte er die Hand, suchte die ihrige und drückte sie so fest, daß sie beinahe aufgeschrien hätte. Ohne recht aufzusehen, stöhnte er: „Sabine — jetzt werde ich entweder der glücklichste oder unglücklichste Mann in den Bergen!"

Sie ging, selber in einer mächtigen Erregung, in einem Sturm der Gefühle, wie sie es in ihrem jungen Leben noch nie erfahren hatte.

Der glücklichste Mann in den Bergen sollte Luzi Gavaver werden!

IX

Als Luzi aus seinem Taumel erwachte, ließ er zuerst die Augen durch die Stube gehen. Jeder Gegenstand war wie sonst an seinem Ort. Er schaute auf die Straßen und Häuser des Dorfes. Nichts hatte sich verändert. Und da Sabine Pretorius nicht mehr in seiner Wohnung war, erschien ihm, was er in der letzten Stunde erlebt hatte, wie ein wunderbar lichter, großer Traum.

Was war denn in diesem Traum geschehen? Sabine Pretorius hatte mit leuchtenden Augen und kühnem Wort Pläne ausgesprochen, von denen er stets nur den Anfang zu denken gewagt hatte, Pläne, die ihm in seinen verschwiegensten und höchsten Stunden bloß als wallende Ahnung durch die Seele gegangen waren.

Woher Sabine nur die Kraft besaß, so tief in sein geheimstes Wesen zu schauen! In einem seligen Taumel lief er trotz Regen und Sturm hinein in seine Berge und erzählte den Wassern, Tannen und Felsen von Sabine Pretorius. Der Gedanke an das Buch der Heimat, von dem sie ihm gesprochen hatte, verließ ihn nicht wieder, und als das Wetter besser geworden war, Fremde sich Tag um Tag von ihm in die Alpenwelt führen ließen, prüfte er auf jedem Weg, den er ging, auf jedem Gipfel, den er mit seinen Touristen erklomm, alles, was in seinem Gesichtskreis lag, ob es einmal Wert und Bedeutung für das Buch seines Lebens haben würde. Wenn die Fremden nur nicht merkten, wie mechanisch

er neben ihnen lief, während seine Seele sich mit gespannten Flügeln erhob und von jenem Werke träumte, das Täler und Berge in ihren geheimsten Lebensoffenbarungen umfassen sollte!

Weder sein hartes und anstrengendes Tagewerk noch die kleinen Begebenheiten im Dorf führten ihn völlig in die Wirklichkeit zurück. Was kümmerte es ihn, als eines Abends der Gemeindewächter mit seiner mißklingenden Schelle durch die Straße ging und ausrief, daß eine Dame ihren Geldbeutel mit beträchtlichem Inhalt an englischem Geld verloren habe und dem Wiederbringer einen großen Fundlohn in Aussicht stelle, als am anderen Abend an allen Ecken und Enden des Dorfes Zettel angeschlagen waren, die den Verlust noch einmal anzeigten: einen aus kleinen, silbernen Hufeisen gefügten Beutel, zehn englische Pfundnoten und ein kleines Erztäfelchen mit dem eingegrabenen Bild eines lieben Verstorbenen? Es machte auch keinen Eindruck auf ihn, als er hörte, daß die Gräfin Douglas die Verliererin sei und daß sich die im Dorf wegen ihrer Wohltätigkeit verehrte und wegen ihrer Schrullen verlachte alte Dame nicht über den Verlust hinwegsetzen könne. Wieviel Schmuck verloren die Gäste im Lauf eines Sommers! Und jedesmal waren die Gegenstände wieder an den Tag gekommen.

Luzi dachte nur an Sabine Pretorius und das Leben in ihrer Nähe. Er in Heidelberg studieren, daß er reif würde für sein großes Werk! Aber wovon? Wenn auch der Sommer für Bergbesteigungen äußerst

günstig war — wie weit würde er, der sonst fast gar keine Mittel besaß, mit so geringen Ersparnissen kommen können? Und wie viel Schwierigkeiten waren da auch sonst noch zu überwinden! Hatte Sabine an sie gedacht, oder nur aus plötzlicher Eingebung ein Luftschloß für ihn gebaut? Dann wäre es besser gewesen, sie hätte ihm nie davon gesprochen.

In seinen Träumen aber ging er dennoch als wohlgekleideter Student über die siebenbogige Brücke des Neckars oder unter den Bäumen des Schloßwaldes von Heidelberg, und wenn Sabine dahergeschritten kam, grüßte er sie stillehrfürchtig wie jetzt im Dorf.

Da er meistens mit Bergsteigern auf Gletschern, Schneefeldern, Gipfeln und in Schutzhütten unterwegs war, sah er sie seltener. Und jedesmal war seine Verlegenheit groß. Er schämte sich, daß sie Zeugin des Sturms gewesen war, den ihre Worte in seiner Seele aufgeregt hatten.

Jedesmal aber traf ihn ein ermutigender Blick ihrer Augen, ein stilles Aufleuchten ihres Gesichts.

Eines Abends kam er allein von den Bergen, sie allein aus dem Wald, und sie hatten ein gemeinsames Stück Weg ins Dorf. Da sagte sie erst beim Abschied: „Über unseren Plan, daß Sie in Heidelberg studieren sollen, habe ich mit dem Pfarrer gesprochen. Obwohl er es mir selber bestätigte, daß Sie die nötigen Vorkenntnisse dafür leicht erwerben könnten, bereue ich hinterher, ihn schon jetzt in das Geheimnis gezogen zu haben. Er ist mit all seiner feinen Bildung hier in den Bergen etwas verknorrt und sieht Hin-

dernisse, wo keine sind. Es geht aber auch ohne den Pfarrer!"

Sie lächelte und ließ die Augen siegesmutig blitzen. Luzi aber begriff sie nicht.

„Wir werden auch wieder zusammen wandern," fuhr sie fort, „obgleich er es nicht wünscht. Er vertröstet mich immer auf seinen Sohn Gerhard, aber da ich diesen seit meiner Kinderzeit nicht mehr gesehen habe, weiß ich nicht, ob wir gute Gefährten sein werden. Der Pfarrer vergißt manchmal, daß ich nicht zur weiteren Erziehung, sondern als freier Gast nach Monbiel gekommen und für das, was ich tue und lasse, nur meinem Vater verantwortlich bin."

War sie mit dem Pfarrer im Zwist? — Nein! Es lag ein Ton in ihren Worten, der ihnen jede Schärfe nahm. Und doch auch ein großes Selbstbewußtsein.

In seiner Stube dachte Luzi: Sabine Pretorius weiß, was sie will. Also werden meine Heidelberger Studien kein bloßes Luftschloß sein. „Es geht auch ohne den Pfarrer!" hatte sie gesagt. Über den geheimen Sinn dieser Worte hatte er nun wieder Tage zu grübeln.

Er erschrak beinahe, als ihn der Pfarrer Schmid eines Abends auf seine Studierstube rief.

Statt von Sabine, begann der Geistliche aber von der Gräfin Douglas zu sprechen. Es sei ein Ärgernis für das ganze Dorf, daß sie den Beutel, der natürlich längst gefunden worden sei, nicht wieder erhalten habe. Die Gräfin komme jeden Tag ins Pfarrhaus und quäle ihn deswegen; das Geld wolle

sie gern verloren geben, aber der Beutel, der ein kostbares Meisterstück altenglischer Kleinschmiedekunst sei, und die kleine eherne Plakette mit dem Bild ihres am Matterhorn abgestürzten Sohnes müßten wieder her. „Wie mich, quält sie den Gemeindepräsidenten, den Lehrer, jedermann, von dem sie weiß, daß er ein Amt bekleidet, und scheut dabei Drohungen nicht: sie werde es in der englischen Kolonie im Gebirge und in den Londoner Blättern verbreiten, was für eine Diebsbande in Monbiel wohne. Sie verlangt einen Detektiv auf Gemeindekosten, um den Schelm ausfindig zu machen. Was nun? Auf wen könnte man den Verdacht werfen? Es ist außerordentlich betrübend zu denken, daß sich unter unseren Einheimischen oder Kurgästen jemand befinde, der die an Diebstahl grenzende Unterschlagung begangen habe. Und wir sind ohne jeden Anhaltspunkt."

„Man sollte einmal die vielen Kisten und Koffer der Gräfin untersuchen," sagte Luzi leichthin. „Wie oft haben wir's erlebt: ‚Verloren auf dem Weg zum Giumelgletscher', und dann lag das Kleinod im Hotel."

„Die Untersuchung ist zweimal angestellt worden," belehrte ihn der Pfarrer, „einmal durch den Wirt, das andere Mal durch den Polizeiwachtmeister, der wegen des Falles im Dorfe weilt. Wir sind schon viel weiter. Jeder Einheimische und jeder Kurgast, der Monbiel verläßt, wird heimlich überwacht, was für Geld er auswärts wechselt. Kurz, es sind unhaltbare Zustände, und wie es in der Ratlosigkeit geht: der eine wirft den Verdacht dahin, der andere dorthin, und

gern würde ich hören, ob nicht auch Ihr eine Vermutung habt."

„Keine," erwiderte Luzi nachdenklich.

„Auch nicht auf Gemma Dury?" fragte der Pfarrer leise. „Ihr Name ist im stillen genannt worden, weil sie überall, wo Fremde gehen oder verweilen, mit ihren Beeren herumstreift und weil die Gräfin sie einige Tage vor dem Verlust beim Hotel Piz d'Urs gescholten hat. Es könnte sich um eine Rachetat des Beerenmädchens handeln. Was denkt Ihr davon?"

Luzi ärgerte sich heimlich, daß ihn der Pfarrer an Gemma Dury erinnerte und daß er in einer Angelegenheit, die ihn nichts anging, einen Verdacht aussprechen sollte. Er schüttelte den Kopf. „Der Argwohn ist ein Schelm. Daß das Beerenmädchen gegen die Fremden manchmal frech ist, weiß man; aber eine eigentliche Unehrlichkeit ist an ihr nie beobachtet worden, sie hat sich im Gegenteil ein paarmal als ehrliche Finderin erwiesen; ich erinnere Sie an den Siegelring des Pastors Edler aus Berlin."

Der Pfarrer strich sich über die Stirn. „Der Polizeiwachtmeister, der Monbiel nicht ohne einen Erfolg verlassen will, drängt auf eine Hausdurchsuchung bei den Durys. Doch ohne bestimmten Verdacht darf das nicht geschehen. Aber bei Gott, ich sehne mich nach dem Tage, an dem wir die wütende Gräfin vom Hals haben werden, wodurch freilich der gute Ruf von Monbiel noch nicht wieder hergestellt sein würde. — Sprechen wir von etwas anderem — von Sabine Pretorius."

Luzi wurde rot. Da kam's, was er erwartet hatte.

„Sie hat einen Schwarm für Eure Sagen und Geschichten," sagte der Pfarrer mit einem gekünstelten Lächeln, „etwas Romantik liegt auch in ihrem Blut und in ihren Jahren. Der Plan, daß Ihr in Heidelberg studieren sollt, ist mir zu kühn, wiewohl ich zugeben muß, daß ich ihr selber die Idee in den Kopf gesteckt habe, indem ich ihr sagte, unter günstigen Umständen würde das Euer Weg gewesen sein. Ich dachte bei dieser Bemerkung aber von ferne nicht daran, daß Sabine sie aufgreifen könne und eine Wirklichkeit daraus werde gestalten wollen. Das liegt mir nun fast so schwer im Sinn wie der Geldbeutel der Gräfin Douglas. Sabine hat die Sache am verkehrten Ende angefangen. Sie hätte zuerst mit ihrem Vater sprechen sollen, dann mit Euch. Statt den Weg der Vernunft zu gehen, überstürzt sich der Feuerkopf und spricht von Vorbereitung für die Maturität, die ich oder mein Sohn Gerhard übernehmen sollen. Sie bedenkt nicht, daß ihr Vater, von dem sie nicht einmal genau weiß, in welchem Zipfel von Island er zurzeit steckt, jetzt die Gelegenheit nicht hat, ein Wort darüber zu sprechen. Bei allem guten Willen für Euch, Gavaver, und obgleich ich Euerm Glück keinen Stein in den Weg legen werde — ich kann Sabine nicht die Hand dazu bieten, daß wir ihren Vater bei seiner Heimkehr einfach vor die Tatsache stellen: da ist der Student Luzi Gavaver, jetzt, lieber Pretorius, schenke freundlichst die Mittel, daß er in Heidelberg ein paar hübsche Jahre verleben kann!"

„Nein, das geht nicht," stotterte Luzi, „ich habe es immer gedacht, es sei eine Torheit — wir wollen lieber gar nicht mehr darüber sprechen, Herr Pfarrer."

Er schwankte mit wirren Sinnen auf die Straße hinaus. Der Vater Sabinens, der ihn nicht kannte, sollte das Geld zu seinen Studien geben? Unmöglich! Überhaupt war der Plan so phantastisch, als ob ihm jemand sagte: „Jetzt springe vom Gipfel des Piz d'Urs in die blaue Luft hinaus und sieh zu, daß du nicht fällst!"

Was für ein merkwürdiges Wesen war doch Sabine Pretorius!

Darüber sann und träumte er und vernahm inzwischen, daß der Polizeiwachtmeister die Hausdurchsuchung bei den Durys von den Behörden erzwungen hatte, daß sie ergebnislos verlaufen und die Gräfin Douglas in wildem Ärger weggereist sei. Über den Fall war im Dorf eine merkbare Gärung. „Eine Hausdurchsuchung ohne Verdachtsgründe! So macht man's den armen Leuten. Wo bleiben denn Recht und Gerechtigkeit? Sind das die Früchte des Fremdenverkehrs?" Jedermann bedauerte Gemma Dury wegen der an ihr begangenen Unbill, sie hatte gute Tage, und die Kurgäste bezahlten ihr für die Beeren etwas mehr als sonst.

Auch Luzi war bei den vielen, welche die Hausdurchsuchung mißbilligten. Als er Gemma daherschreiten sah, rief er ihr im Vorübergehen zu: „Sie haben es dir wirklich zu schlecht gemacht!"

„Luzi," schrie sie, „ich danke dir!" Und unaufhaltsam brach ein Strom von Tränen aus ihren Augen hervor.

Es steckt doch ein guter Kern in ihr, dachte er. —

Nun aber war Gerhard Schmid, der Sohn des Pfarrers, heimgekommen, etliche Tage früher, als ihn seine Eltern erwartet hatten. Und Luzi mußte es sich selber zugestehen, daß sich der zahme Muttersohn von früher in der Stadt zu einer sehr gewinnenden männlichen Erscheinung herausgewachsen habe, stolz im Wuchs und frisch in Wesen, Rede und Art. Unruhig erwog Luzi, daß nun der junge Theologe die Gelegenheit hatte, Sabine zu jeder Stunde zu sehen, sie auf Weg und Steg und auf jedem Ausflug zu begleiten. Gerhard müßte keine Augen im Kopf haben, wenn er nicht erkannte, was für eine Edelgestalt Sabine unter den Frauen und Mädchen war, die durch das Sommerleben von Monbiel gingen. Und wenn Gerhard kein Fischblut hatte, was war dann natürlicher, als daß er sich in den feinen Gast des Pfarrhauses verliebte?

In Schmerzen spürte Luzi, wie ihm selber die Liebe zu Sabine Pretorius schier das Herz zersprengte, doch hatte er kaum Zeit zu einem ruhigen Gedanken. Die sommerliche Fremdenwelle von Monbiel stand auf der Höhe. Auf der Dorfstraße war ein Gewimmel von Menschen wie in einer Stadt, am Abend namentlich; erst die Mitternacht brachte das Leben völlig zur Ruhe, doch schon in den ersten Morgenstunden regte es sich wieder, brachen die Führer mit ihren Touristen

nach den Gipfeln auf, und derer, die wandern wollten, war kein Ende.

Luzi, unter den Führern der begehrteste, kam oft tagelang nicht ins Dorf, oft auch nur für zwei oder drei Nachtstunden.

Aber einmal kam er mitten in das wogende Abendleben der Fremden gerannt, barhaupt, nur in Hose und Hemd. Der Schweiß strömte über sein Gesicht. Überrascht wichen die Gäste vor dem atemlos Daherstürmenden zurück, schauten ihm nach und folgten ihm. Wohin er wohl rannte? — Auf die Kirche los!

Sabine Pretorius, die ihn aus dem Fenster des Pfarrhauses bemerkt hatte, eilte ihm nach, und gleich waren die beiden von einer Schar Neugieriger umgeben. — Die Sturmglocke ging. — Ein Unglück in den Bergen!

„Am Piz Chasellas, acht Stunden von hier," stöhnte Luzi, „liegen der Führer Taugwalder aus Obhag und ein Tourist, ein englischer Reverend, in einer Spalte — seit gestern. — Um zwei fanden wir einen im Schnee steckenden Pickel — Rutschspuren, die in der Spalte endeten. Die beiden leben. Sie sind verletzt — wie schwer, weiß ich nicht. Am meisten aber klagen sie über die Kälte. Taugwalder steht, ohne sich helfen zu können, kniehoch im Eiswasser. Der Reverend sitzt etwas höher leidlich im Trockenen. Am Seil hängend konnte ich mit ihnen sprechen, ihnen an Kleidern zuwerfen, was sich entbehren ließ, ebenso Lebensmittel, nur anseilen konnten wir sie nicht: ein Klafter Seil fehlte. Meine Touristen wachen

am Rand der Spalte und rufen den Gestürzten dann und wann ein ermunterndes Wort hinab, vor allem die Warnung, daß sie sich nicht dem Schlaf ergeben."

So der Bericht Luzis. Die Sturmglocke war schon verklungen, und aus den Männern von Monbiel, die sich auf dem Kirchhof berieten, tat sich rasch ein Dutzend als Freiwillige für das Hilfswerk zusammen.

„Beschreibt uns die Unglücksstätte genau," wandten sie sich an den halb niedergebrochenen Luzi, „wir wollen keine Zeit mit Suchen verlieren."

Da schnellte er empor. „Ich komme mit!"

Sabine hatte aus dem Pfarrhof eine Erfrischung für ihn geholt.

„Ich kann nicht essen," sagte der Erschöpfte.

Sie reichte ihm einen Trunk blutroten Weins, sah, wie ihm die Hand noch vor Erregung zitterte, und aus ihren Augen traf ihn ein warmer Strahl.

Das Glück wallte in seinem Herzen empor, seine Sehnen strafften sich in frischer Kraft. „Vielen Dank, — Sabine!" Er erschrak selber über sein Wort. „Ich gehe mich anziehen und eile den anderen nach. Ich rechne, daß wir die Gestürzten morgens drei Uhr aus der Spalte heraus haben. Wo ist der Pfarrer? Er möchte das Unglück nach Obhag telegraphieren."

„Ich besorg's," erwiderte sie. „Der Pfarrer ist mit seinem Sohn ausgegangen."

Sie begleitete ihn bis zur Post und sah dem Davonschreitenden träumend nach. Dort ging er in wirren Haaren, den jungen Leib nur dürftig bekleidet.

Nun war das Telegramm besorgt. Sie ging zu der Kirche zurück, stieg zu den Glocken im Turm empor und schaute durch das Schallfenster gegen die Berge das Tal entlang. Dort lief er schon hinter den anderen her. Jetzt hatte er sie eingeholt. Die eilende Truppe verschwand im Wald.

Sie faltete die Hände und wußte es selber nicht. Im Abendwinde ging ein leises Klingen der Glocken, die von uralters her die Schicksale der Monbieler begleitet und im gefahrumdrohten Leben der Bergleute schon oft zur Hilfe gerufen hatten.

Was sang und klang so fein in ihrem Erz? — Das Lied der jungen Liebe!

X

Im Dorf erwachte das Leben früher als sonst, jeder Gedanke war bei den Männern, die hinten in den Gletschergründen des Piz Chasellas um zwei Menschenleben kämpften. Vor Mittag aber durfte man kaum auf eine Nachricht über das Ergebnis ihrer Bemühungen hoffen.

Wie eine Menge Leute, Einheimische und Fremde, wanderten auch der Pfarrer, sein Sohn und Sabine in den Hintergrund des Tales, über dessen Felsen ein Wasserfall in weißen Bändern niederflattert.

Ein Jubelruf kam ihnen entgegen: „Gerettet — gerettet!“ Man hatte an der Wegkante über den Felsen einen Boten gesehen. Unter Hutschwenken machte er drei Freudensprünge.

Und da lief der junge Bursche auch schon heran, im Eilschritt der Bergleute, der scheinbar gelassen und doch so rasch ist, daß ein Fremder nicht lange mitzutun vermag.

Er pflanzte sich vor dem Pfarrer auf. „Es war ein verzweifeltes Stück Arbeit," keuchte er. „Drei Stunden lang. Sechsmal ließen sich Männer am Seil in die Kluft hinunter. Jedesmal konnten sie den Hilflosen in dem überhängenden Gewölbe nahekommen, aber den ersten zerschlug nachstürzendes Eis die Laternen, später lagen die Leitern über der Spalte nicht gut, waren die Männer an den Stricken von den jammernden Eingeschlossenen weiter hinweg als vorher. Da gelang es Luzi Gavaver, durch einen Schwung am Seil zu dem Engländer zu kommen — eine ganze Stunde später auch zu Taugwalder, der das linke Knie und die rechte Schulter gebrochen hat. Endlich konnten wir die beiden Halbtoten an die Sonne ziehen. In diesem Augenblick traf die Obhager Rettungsmannschaft ein; es blieb ihr nichts weiter zu tun, als die Geborgenen auf Tragbahren mit sich heim zu nehmen. Der Reverend, ein schon älterer Herr, ist bedeckt mit Quetschwunden, sonst heil. Gavaver hat sich in der Spalte den Kopf bös angeschlagen; als er heraufkam, lief ihm das Blut über das Gesicht. Adieu" — und der Bote lief gegen das Dorf hinaus.

Die erste Neugier war befriedigt.

„Was ist dir, Sabine? — du bist blaß," forschte der Pfarrer.

„Die Erzählung!" stammelte sie. „Auch die Freude

über die Rettung — Taugwalder soll ja Vater von sieben Kindern sein und der Reverend Frau und Tochter mit sich in Obhag haben!"

Im Laufe des Nachmittags kamen die Retter zurück, Luzi selber bleich und zerschlagen, ein Tuch um die Stirn und gleichgültig gegen die freudigen und hochachtungsvollen Grüße der Fremden, die sich um das Häuflein tapferer Männer drängten. Nur als ihm Sabine stumm, aber mit vollem Blick die Hand entgegenstreckte, ging ein Lächeln über sein Gesicht.

„Ich habe für Sie den Arzt bestellt," sagte sie.

„Die Schramme aus dem kalten Loch ist bald wieder heil," erwiderte er in seinem trockenen Ton.

Und wirklich! Als sie am dritten Abend nach seinem Befinden zu sehen kam und ein paar Blumen auf den Tisch stellte, lachte er: „Es ginge alles gut, nur halt' ich's bei dem schönen Wetter in der Stube nicht aus. Ich will zu Berg — morgen schon! Nicht als Führer, nur für mich."

„Darf ich Sie begleiten?" bat sie.

„Ich fürchte, der Pfarrer sieht es nicht gern," gab er zögernd zurück.

„O, der hat jetzt andere Sorgen," lachte sie. „Und morgen fliegt die ganze Familie aus, Pfarrer, Pfarrerin, Sohn — hinab ins Unterland, in die Stadt!"

„Auch die Pfarrerin, die sonst im langen Jahr das Dorf nicht verläßt?" fragte er überrascht. „Da muß es schon etwas Wichtiges sein!"

„Es ist wichtig," bestätigte sie und nahm eine geheimnisvolle Miene an. „Verlobung Gerhards!

Den Sturm hätten Sie sehen sollen, als der Sohn bei seiner Heimkehr das Bekenntnis ablegte, daß er in der Stadt eine Liebe habe. Die Alten hatten schier den Kopf verloren. Aber wie's geht, jetzt fügen sie sich drein — und können es wohl. Herr Gerhard erhält die Hand einer Tochter aus altem Patriziergeschlecht! — Was ist Ihnen?"

„Ich freue mich, daß Sie morgen mit mir kommen wollen!" Das Leuchten seiner Augen bekannte mehr als seine Worte, daß er von einer Last befreit war.

„Und ich freue mich über die Verlobung," sagte sie heiter. „Herr Gerhard hätte mein Führer werden sollen, vielleicht sogar mehr, aber ich gehe lieber mit Ihnen." Der Übermut stand ihr im blühenden Gesicht. „Und morgen wollen wir einmal ernstlich von Ihren Studien in Heidelberg sprechen."

Sein Blick verfinsterte sich. „Nein! Ich habe mich besonnen," stieß er hervor. „Ich bleibe Bergführer!"

In ihr Antlitz stieg eine Blutwelle.

„Ich habe den Mut nicht!" sagte er bedrückt, den Kopf in die Hände stemmend.

„Sie haben den Mut nicht! — Kann denn der Held vom Piz Chasellas so klein sein?" Ihre Augen sprühten. „Besinnen Sie sich besser, Gavaver! Ihr Werk sollte doch entstehen, das Buch über Ihre Berge, Ihr Volk! Und ich habe meinem Vater auch schon so lange über den Plan geschrieben, daß seine Antwort bereits da sein könnte."

Er horchte überrascht empor, sprach aber nicht.

Sie ging und ließ ihn in seiner Verwunderung zurück.

„Ich kann's nicht fassen — nicht fassen," stöhnte er im Halbschlaf der Nacht.

Am Morgen aber kam Sabine im grauen Wanderkleid und blickte wie der Sonnenschein, der durch das Tal spielte. Auch er war munterer als am Abend. Auf seiner Stirne lag frischrot die Wunde, doch durch die Fäden, die ihm der Arzt hineingenäht hatte, verschlossen und schon leicht vernarbt.

„Ich habe den erwarteten Brief von meinem Vater," erzählte sie fröhlich. „Das Schreiben kommt aus der Gegend hinter Akreyri, einem isländischen Dorf oder Städtchen. Dort sitzt er in einer aus Erde oder Steinen gebauten, mit Torf belegten Hütte auf einem Baer oder Hof und läßt sich von den Bewohnern der Umgegend, einfachen Bauern und Jägern, die aber doch gebildet genug sind, ihre Kinder selber zu unterrichten, die Rimur und Sagas aus entlegenen Jahrhunderten vorsprechen."

Sie gingen, ohne sich zu verabreden wohin, und merkten plötzlich, daß sie einen steilen Weg im Tannengrün hinanstiegen. Ein Hauch wie Schneekühle und Gletschergruß wehte ihnen entgegen, ein Bach brauste in Schlucht und Kluft verborgen und warf seinen in Regenbogenfarben erstrahlenden Staub in den sonnenerhellten Alpenwald empor.

„Ein wunderschöner Weg," unterbrach Sabine ihr Sinnen. Sie standen auf einem Steg über dem Wildstrom, und sie atmete hoch auf.

„Sie kennen ihn doch — es ist der Weg zum Subrasee," versetzte Luzi.

„Der Weg unserer Kinderzeit," antwortete sie leichtverträumt. „Es sind die verknorrten Bäume wie damals, da ich mich in der Abenddämmerung fürchtete. — Und nun die Antwort meines Vaters in Ihrer Angelegenheit."

Sie zog den vielblätterigen Brief hervor. „Lesen Sie selbst! — Aber nein, aus der kleinen, hakigen Gelehrtenschrift werden Sie nicht klug. Mein Vater schreibt: ‚Liebes Kind! Ich bin zwar wegen Deines Vorschlages, den jungen Bergführer von Monbiel an unsere Universität zu ziehen, in eine große Unruhe gekommen. Was für ein wunderlicher Einfall! Aber ich habe Dich stets Deine besonderen Wege gehen lassen, und es ist mein väterlicher Stolz, daß Du die freie Erziehung, die ich Dir zuteil werden ließ, auf das schönste gerechtfertigt hast. Du fandest immer das Rechte. Und so will ich Dir auch in dieser Frage mein Vertrauen schenken, auf Deinen gesunden Sinn und Deine kluge Lebenseinsicht bauen. Ein empfehlendes Wort von meinem Freunde, dem Pfarrer Schmid, für den jungen Mann, von dessen Wissen und Talent Du mit so großer Anerkennung sprichst, und ich erfülle Dir Deine Bitte, Du meine Einzige, der ich nicht leicht einen Wunsch abschlagen kann. Herr Gavaver soll auf meine Kosten studieren und mir als Schüler willkommen sein.' — Nein, das andere gehört nicht mehr vor Ihre Ohren," lächelte sie und steckte den Brief ein.

Luzi zitterte, hielt den Kopf gesenkt und sprach kein Wort. Sie forschte umsonst in seinen Zügen.

Steiler und steiler stieg der Weg den sich lichtenden Bergwald hinan, aber jetzt lag ein sanftes Hochtal vor ihnen. An der letzten Sommerhütte des Gebirgs plauderte der klare Bach, an den Talhalden weidete das Vieh, von da und dort hörte man das Bimmeln seiner Glocken, und Heuervolk, das klein wie Ameisen in den Höhen arbeitete, ließ dann und wann einen Jauchzer oder Jodler durch die stille, blaue Luft gehen.

In stummer Spannung blickte Sabine auf Luzi.

Da stand er still, schaute wie fremd in dem ihm wohlbekannten Tale umher und endlich scheu nach seiner Gefährtin, so hilflos, daß sie zwischen Mitleid und Lachen schwankte.

„Fräulein Pretorius!" stammelte er. „Ich fasse es nicht. — Ihr Vater — das Geld — Nein, ich kann doch nicht nach Heidelberg kommen. — Wie dürfte ich Ihrem Vater ins Gesicht sehen?"

„Gavaver," erwiderte sie ruhig, „ich will Ihnen ein Wort sagen, das mein Vater seinen Schülern auf den Weg gibt: ‚Nehmen Sie das Leben groß — und das Leben wird Sie groß nehmen!' Es ist sein Kernspruch."

Luzi horchte auf. „Ich kann es nicht glauben, daß es Männer wie Ihren Vater gibt. Ich habe noch keinen getroffen. Es muß aber wohl wahr sein. Sonst gäbe es auch keine Sabine Pretorius!"

Er sah sie an, wie wenn er zu einem höheren Wesen emporblickte.

Sein Gemütssturm riß sie mit. „Ich habe allerdings das Glück, einen Vater zu besitzen, der nicht nur ein angesehener Gelehrter ist, sondern mehr — ein stets in die Tiefen des Lebens dringender, grundgütiger Mensch. Ich werde Ihnen morgen sein Bild zeigen — und Sie werden Vertrauen zu ihm fassen! Sie dürfen sich nicht vorstellen, Sie seien der erste und einzige, dem er so die Universität öffnet. Er hat talentvollen Söhnen seiner Heimat schon oft dazu verholfen. Seine Heimat ist Westfalen. Er stammt als der jüngste Sohn aus einer vielköpfigen Bauernfamilie, von einem großen Gehöft, dessen bemooste Strohdächer fast an die Erde reichen. Und wenn er zu den noch lebenden vier Brüdern kommt, so ist es ihm eine Freude, selber wieder einmal mit dem Pflug eine Furche durch den Boden seiner Väter zu ziehen, die größte aber, wenn er in Sitten oder Gebräuchen, Liedern oder Sagen eine Spur findet, die noch kein anderer sah. Westfalen ist seine Liebe, doch geht sein Blick weit über die Heimat, über die rote Erde hinaus. Wenn er Sie von Ihren Bergen, von Ihren Überlieferungen und Sagen erzählen hört, davon, daß Sie einmal die große Volkskunde Ihrer Heimat schreiben wollen, so wird er Ihnen zur Hand gehen, damit das Werk in Ehren vor der wissenschaftlichen Welt bestehen kann. Und wenn der Name Luzius Gavaver als der eines Gelehrten klingt, der die Quelladern seiner Berge darlegt, so wird sich niemand mehr freuen als mein Vater, — ausgenommen . . .“

Sie glühte vor Eifer, und ein süßes Lächeln spielte um ihre Mundwinkel.

„Ich weiß es — Sie, Fräulein Pretorius!" kam es von seinen Lippen.

Sie aber schaute ihm sonnig ins Gesicht. „Ja, ich werde am stolzesten sein! — Und —" Sie sprach nicht weiter, sie senkte nur die blauen Augen.

Luzi lief, stand still und faßte sich an die Stirn. „Ich bin bei Verstand und komme mir doch vor wie ein Tor. Womit habe ich Ihre Güte verdient? Ich habe sie nicht verdient! Und darum würde das Geld Ihres Vaters immer in meinen Händen brennen."

„Nun lassen Sie endlich einmal das schnöde Geld aus dem Spiel!" zürnte sie.

„Daß ich davon spreche, müssen Sie mir zugute halten," stammelte er. „Ein Bergführer —"

„Haben Sie in der Gletscherkluft an Geld gedacht?" unterbrach ihn Sabine. „Wenn es Sie beruhigt: meine Mutter stammte aus dem großen rheinländischen Industriebezirk, von dem ich Ihnen wohl schon einmal gesprochen habe, aus dem Landstrich, in dem die mächtigen Hochöfen Tag und Nacht rauchen, mit ihrem Qualm die Sonne verfinstern und mit ihrer roten Glut die Sterne auslöschen. Wir sind an großen Etablissements beteiligt. Der Betrag, den Ihre Studien erfordern, ist für meinen Vater oder mich belanglos. Mehr noch: wir halten es für unsere Pflicht, daß wir den Reichtum, den uns die stets von Gefahr bedrohten Bergleute in feuchten, dunklen Gängen tief unter der Erde zuschürfen, gut verwenden an

talentvolle Menschen wie Sie, die einmal unseren Kulturbesitz mehren können. Und an Bedürftige. Das ist auch ein Wort meines Vaters: ‚Wenn der Reichste wüßte, wie der Ärmste lebt, es wäre viel mehr Glück und Frieden in der Welt.‘ Und ich selber will nicht der Goldfisch sein, den irgendein Glücksfischer angelt. Ich werde nur einen Mann lieben, der seinen Wert in sich selber und vor Gott und Menschen ein Ehrenzeichen trägt.“

Luzi verstand die Anspielung nicht: was war ihm seine Stirnwunde!

Jedes still für sich sinnend, schritten sie durch einen Arvenwald, der sich verkrüppelt und breitschirmig an mächtige, von grauen Flechten übersponnene Steinblöcke lehnte. Vor ihnen ragte der Piz d'Urs, der höchste Gipfel im Land, und stieg mit Felswänden und Gletschern, Schneezungen und Firnen in den seidenblauen Himmel. Das Bergbild schien vor ihnen zu wachsen und in sanftem Flug höher und höher in die große Stille und Sommerbläue zu steigen.

„Wie ist die Natur groß — und wir Menschen wie klein!“ sagte Sabine unvermittelt. Um ihre Lippen lag etwas Bitteres.

Da fuhr Luzi wie aus weltfernen Träumen auf: „Fräulein Sabine! Ich komme nach Heidelberg. Will's Gott, kann ich vor Ihrer Großmut bestehen. Will's Gott, schreibe ich das Buch!“ Seine Stimme erstickte im inneren Sturm. „Wenn es doch meine seligen Eltern wüßten — ich Student in Heidelberg!“

„Endlich!“ Das Wort Sabinens war ein halber

Seufzer und ein halber Jauchzer. Sie nahm seine Hand. „Ich freue mich — ich werde in Heidelberg immer glücklich sein, wenn ich Sie sehe!“

Luzi stieg es siedend heiß zu Kopf. Urwüchsig wie der Frühling im Hochgebirge aus einer linden Föhnnacht, oder wie ein zuckendes Ungewitter aus einem Wölkchen wächst, regte sich sein Mannesempfinden und brach das Gefängnis seines Herzens.

„Fräulein Sabine! — Ich kann schweigen wie die Berge — aber in den Bergen donnert's manchmal von Lawinen. — Wenn ich denke, ich sei Student in Heidelberg, und Sie liebten einen anderen — ich kehrte vor Qual heim in meine Berge und vergrübe mich darin. — So wahr mir Gott helfe, so steht's um mich. Ich vergehe vor Liebe und bin, weiß Gott, nicht schuld — ich habe lange in mir selber gestritten!“

„Aber Luzi,“ jubelte sie, „wer sagt dir denn, daß ich einen anderen Mann lieben werde? Da läufst du mit mir durch die Berge — und hast nicht so viel gemerkt wie mein Vater in Island!“

Sie schlang ihren Arm um seinen Nacken.

Er aber barg sein Haupt an ihrer Schulter. „Ich danke Ihnen vieltausendmal,“ zitterte seine Stimme.

„Ihnen!“ grollte sie. „Was bist du für ein Mensch, Luzi. — Ihnen?“ Ihre Augen strahlten und lachten ihn an.

„Dir!“ kam es scheu und feierlich von seinen Lippen.

Sie spürte das demütige Glück in seiner Seele und nahm seinen Kopf in ihre weichen Hände. „Luzi!

Luzi!" Als ob sie des Namens nicht satt würde, wiederholte sie ihn wie einen Ruf des Glücks.

Auf ihren Lippen brannte der erste Kuß.

Bald aber wurde ihr Glück still. Sie gingen Hand in Hand langsam zwischen den dunklen Arvenbäumen und Felsen dahin, schritten über die bunten Teppiche der Alpenblumen, die spät aus dem Schnee kommen, inniger, freudiger als alle anderen Blumen leuchten und nach einem kurzen Sonnentraum wieder im Schnee versinken. Eine sonntägliche Stille, ein heiliger Friede webte über dem einsamen, funkelnden Frühling. In der großen Natur erschien ihnen das Schweigen schöner als das Sprechen.

Plötzlich aber rief Sabine: „Der See — der See unserer Kinderzeit! Wer hätte damals geahnt, daß wir je so glücklich werden könnten!"

Ihre Blicke begegneten sich, ein langer Kuß besiegelte ihr Wort.

Zwischen Felsen und Wald zuckte mit grünen und blauen Lichtern der See, unergründlich schön, unergründlich geheimnisvoll. Die weißen Schneefelder des Piz d'Urs spiegelten sich darin, die Tannen, die Felsen. Um ragende Blöcke zitterte die Flut, und von verwitterten Riffen herab hingen die Alpenrosen, wie junge Liebe glühend, in das klare Kristall der Wasser.

„Da wollen wir ruhen und uns still freuen," sagte Sabine. „Ich habe mir das Geständnis unserer Liebe anders geträumt — erst in Heidelberg — unter den Bäumen des Odenwalds. Aber es ist gut so! Ich

habe eine Seligkeit im Herzen, für die es kein Wort gibt. — Du lieber, lieber Mann du!"

„Sabine!"

Sie saßen stumm Hand in Hand. Über den See schwebte der hohe Traum des Lebens — der Traum von Liebe und Glück.

Die reinen Firnen leuchteten darauf hernieder und die tiefe Bläue eines wolkenlosen Himmels.

XI

Rascher, als es sich Sabine gedacht hatte, war die Verlobung mit Luzi Gavaver über sie gekommen. Sie war darüber von einer stillen Freude erfüllt und siegte mit jugendlichem Glaubensmut über den Schrecken des Pfarrers Schmid, der mit der Pfarrerin von dem Besuch bei der Braut seines Sohnes und dessen künftiger Familie heimgekehrt war.

„Ein gutes Wort von Ihnen — und mein Vater zieht Luzi nach Heidelberg. — Da ist sein Brief! Mein Vater ahnt bereits, daß es sich um mehr handelt als um Luzis Studien. Seine Überraschung, daß ich mich mit Luzi verlobt habe, wird kleiner sein als die, daß ich ihm einen Bergführer als Studenten nach Heidelberg schicke. Und selbst wenn er Bedenken hätte — ein Blick in Luzis Gesicht, und er ist für ihn gewonnen. Ich sehne mich nach dieser Begegnung."

Was sollte der Pfarrer tun? Er mußte sich der unerschütterlichen Zuversicht Sabinens fügen. Er ging zu Luzi Gavaver. „Noch geschehen Wunder wie in

der alten Zeit," sagte er, seine Hand ergreifend. „Und nun Ihr das Herz Sabinens, die Liebe des herrlichen Mädchens gewonnen habt, so bitte ich Euch nur um eines: Bedenkt in jeder Stunde, daß Euch Gott ein kostbares Gut anvertraut hat, wie es sich unter den Menschen nicht leicht wieder findet. Solange diese Berge stehen, ist keinem eine höhere Gnade widerfahren als Euch. Bleibt in Eurem Glück bescheiden, haltet es heilig!"

Der Pfarrer konnte vor Bewegung nicht weiter sprechen.

Luzi erwiderte: „Ich weiß wohl, daß nie, nie ein edleres Mädchen als meine Sabine in das Tal von Monbiel heraufgestiegen ist. Ich trage schwer an meinem Glück — ich fahre manchmal empor und meine: jetzt ist es verloren, verloren wie ein Traum, der beim Erwachen zerrinnt. Und erst, wenn ich sie wieder sehe, weiß ich: es ist Wahrheit!"

Wie der junge Mann so warmherzig und bescheiden sprach, hatte der Pfarrer ein inniges Wohlgefallen an ihm. „Wenn ich Euch etwas helfen kann, Luzi, so bin ich gerne dabei."

„Ich danke Ihnen," sagte dieser. „Die Hauptsache ist für mich nun die Vorbereitung auf das Examen. Sabine hat mit mir darüber gesprochen, und sie hat recht: wenn etwas daraus werden soll, muß ich mich sogleich ganz den Studien widmen. Kein leichter Schritt — ich liebte meinen Beruf. Und in wie vielem werde ich ganz von vorn anfangen müssen! Aber freilich, wenn Sie mir helfen wollen —"

„Ich und mein Sohn Gerhard, gewiß," antwortete der Pfarrer. „Er kommt in wenigen Tagen mit seiner Braut zu uns, er wird mit ihr durch die Berge streifen wollen — aber trotzdem, ein paar Stunden jeden Tag wird er Euch gern opfern."

Die Männer trennten sich mit einem Händedruck.

Für Luzi war es aber doch ein schwerer Augenblick, als er in Gegenwart Sabinens die Leiter ans Haus legte und sein Bergführerschild von der braunen Holzwand über den Fenstern herunternahm. Er betrachtete es mit liebkosendem Blick. „In Heidelberg muß es einmal meine Stube schmücken."

Als er es in eine Truhe barg, gab ihm Sabine einen Kuß. „Für den schweren Verzicht," lächelte sie.

„Es ist mir leicht durch dich," versetzte Luzi. „Doch noch eins, Sabine — es ist mir da eine große Summe Geldes zugegangen. Sie kommt mit einem Dankschreiben von der Frau des englischen Reverends. Sie wollte sie mir selber in Monbiel überbringen, aber ihr Mann liegt noch krank darnieder. — Ich mag das Geld nicht recht!"

„Nein, das sollst du nicht annehmen," sagte sie freudig. „Deine Tat soll ihren Wert und Glanz nicht verlieren, indem du dich dafür bezahlen lässest. Wir schicken das Geld dem armen Taugwalder!"

Ein inniges Einverständnis war zwischen ihnen.

Luzi atmete erleichtert auf, als er den Betrag zur Post gegeben hatte. — —

Luzi Gavaver, der Retter am Piz Chasellas nicht mehr Bergführer! Einheimische und Fremde kamen

vor sein Haus und überzeugten sich selber, daß die Stelle, wo das Schild gehangen hatte, leer war, schauten Luzi verwundert nach, wenn er, statt mit Pickel und Rucksack in die Berge, mit Büchern und Heften ins Pfarrhaus ging, und waren noch verwunderter, daß ihm manchmal, wenn er aus dem Pfarrhause trat, Sabine Pretorius das Geleite gab, entweder bis an seine Tür oder hinaus in Gottes schöne Welt.

Ihre Verlobung war bald kein Geheimnis mehr. Die Fremden sprachen darüber wie das Volk, und als durch Führer aus Obhag noch bekannt wurde, daß Luzi die ihm zugedachte Belohnung für die Rettung des Reverends dem verunglückten Taugwalder zugewiesen hatte, da entstand im Volk ein großes Gerede über die Reichtümer der „schönen Heidelbergerin".

„Sind wir Wunderkinder, daß uns, wo wir gehen und stehen, die Leute so neugierig betrachten?" scherzte Sabine.

„Laß sie," versetzte Luzi. „Ein Bergführer und eine Professorstochter Verlobte — das ist in unserem Bergland unerhört."

Ihm selber war aber unheimlich bei dem Aufsehen, das seine glückliche Liebe zu Sabine im Tal erregte. Zage Stunden kamen über ihn, oft entdeckte er sich über dem Wunsche, daß er mit ihr schon in Heidelberg wäre. Und dann bebte er doch vor dem Augenblick, wo er zum erstenmal ihrem Vater gegenübertreten sollte. Am leichtesten war ihm, wenn er über seinen eifrigen Studien die Welt vergaß, oder wenn Sabine wie der helle Sonnenschein kam: „Du

darfst mir doch kein ganzer Bücherwurm werden! Wozu rauschen die Wasser — wozu leuchten die Berge?"

Und glückselig wie ein Knabe lauschte er ihren mannigfaltigen Erzählungen aus dem Leben ihres Vaters und faßte Vertrauen zu dem hochsinnigen Mann, von dem sie in kindlicher Hingebung sprach. Sie entwarf ihm die Bilder ihres künftigen Lebens, von Wanderungen im Odenwald, der widerklinge von fröhlicher Jugend, von Ausflügen in das burgenreiche Neckartal, über dem der innige Hauch deutscher Dichtung und Romantik schwebe. „Und du wirst sehen: es ist eine liebe Stadt, in der wir leben!"

„Wo du bist, ist auch die Welt lieb," erwiderte er, und ihre Hände fanden sich in einem stummen Druck.

Da zuckte Sabine zusammen: „Mir ist stets, es gehe ein heimliches Weinen durch den Wald!" — Sie horchte. „Jetzt höre ich es nicht mehr."

„Was sollte das sein!" warf Luzi hin. Aber auch er hatte das verhaltene Seufzen gehört, das manchmal aus dem Dickicht hervorgedrungen war.

„Mir ist stets, das Beerenmädchen mit den bösen Augen schleiche uns auf versteckten Wegen nach. Gehen wir heim!"

Und die schöne Stimmung ihrer Gespräche war verdorben. —

Luzi war empört über Gemma Dury. Bei der ersten Gelegenheit stellte er sie zur Rede. „Folge uns noch einmal," drohte er ihr zornig, „und ich vergesse mich — und schlage dich!"

„Luzi, wenn du mich schlagen willst, schlage nur

zu — ich halte dir still — ich laufe dir nicht fort." Demütig und mit gesenktem Kopf stand sie vor ihm. „Du kannst so fest auf mich einhauen, wie du willst — deine Schläge tun mir nicht weh."

Er starrte sie fassungslos an.

„Du hast mich einmal lieb gehabt, Luzi," sagte sie traurig. „Du hast mich vergessen — ich aber liebe dich noch. Du ahnst nicht, wie sehr. Sonst würdest du mir in deinem Glück mit der Fremden die kleine Freude gönnen, daß ich nach dir hinspähe. Bald gehst du ja weit, weit fort."

In ihren Worten war ein Klang, der ihn ergriff, und in ihren dunklen Augen stand kein Vorwurf, nur eine bittende und erschütternde Klage.

„Sei vernünftig, Gemma — erweise mir diesen letzten Dienst," bat er freundlich.

„Ich will nicht mehr weinen," flüsterte sie. „Du hast mir jetzt doch wieder ein gutes Wort gegeben."

Ein Grauen vor Gemma Dury überlief ihn, trotz ihrer scheinbaren Demut. Wenn dieses verschlagene und unberechenbare Wesen etwas Böses gegen seine Braut im Schilde führte!

Doch da besuchte ihn Sabine, und gleich erhellten sich seine Gedanken. Sie aber war ernst. „Ich habe einen Brief von meinem Vater. Er kommt früher von Island zurück, als geplant war. Wegen unserer Verlobung! Sie gebe ihm so viel zu denken, daß er die Arbeitsruhe für seine Forschungen nicht mehr finde. Ich soll ihm bis Kopenhagen entgegenfahren. Am nächsten Sonntag erwartet er mich!"

„Am nächsten Sonntag!" rief Luzi. „Da mußt du gewiß schon übermorgen reisen!"

„Ja," bestätigte sie, „ich habe zwei volle Tage Fahrt. Und ich freue mich, meinen Vater wiederzusehen, ihm von dir sprechen zu können. Nach unserem Wiedersehen in Heidelberg aber sehne ich mich schon jetzt. Ich rechne, daß wir uns in vierzehn Tagen dort treffen. Allerdings hat mein Vater schon vor seiner Fahrt nach Island unserer Verwandtschaft in Westfalen versprochen, sie auf der Rückkehr zu besuchen. So leid es ihm jetzt tut, er wird das Versprechen halten wollen. Und von der alten Bauernheimat kommt er nicht leicht fort. — Nun, Luzi, die Züge zwischen Meer und Alpen gehen ja Tag und Nacht, ich werde dir aus Kopenhagen und Westfalen schreiben. Aber heute und morgen — für uns beide Feiertage!" Sie lachte ihm herzlich zu.

War das ein letztes seliges Wandern durch den goldigen Abend, und am anderen Tag aus dem Morgengrauen des Tales über die Gletscher auf den Piz Giumel empor! Im Vorgefühl des Abschiedes gab sich Sabine zärtlicher als sonst.

Da standen sie auf dem Gipfel, da lag das Gebirge bis zu verblauenden Randwellen frei vor ihnen, Haupt an Haupt, ein drängendes Heer, und darüberhin flutete das Licht.

Sie schlang den Arm um seinen Nacken, und er spürte die warme Fülle ihrer Brust.

„Du Lieber — Lieber!" flüsterte sie mit heißem Atem. „Wohl wird es dich einmal brennende Schmerzen

kosten, aus deinem herrlichen Heimatlande zu gehen, aber du tust es ja nur, um ihm später mit erhöhter Kraft zu dienen. Wir wollen jetzt über dein Werk nicht sprechen, aber stets daran denken. Und mir selber liegt die Absicht fern, dich deiner Heimat dauernd zu entfremden. Ich habe sie lieb gewonnen, deine Berge, deine Wasser und Wälder, deine Gletscher und Firnen. Mit dir werde ich immer einen Teil des Jahres gern in Monbiel, in deinem Häuschen wohnen."

In ihren Augen stand wieder die wundersame Güte.

„Wie werde ich deiner wert, Sabine?" stieß Luzi hervor.

„Du bist es ja schon!" und sie küßte das rote Mal auf seiner Stirne. „Ich liebe den Mannesmut, aber auch eine feinschwingende Seele. Du hast beides."

Der Tag verging ihnen wie ein hohes Lied.

Als Sabine am anderen Morgen in die Post stieg, die Pferde den Wagen anzogen, sie sich in Reisehut und Mantel noch einmal zum Gruß über das Verdeck erhob, da war es Luzi, er müsse weinen wie ein Kind!

Am liebsten wäre er der Post nachgeeilt, hätte er Sabine angefleht: „Nimm mich mit — nimm mich mit! Ich bin nirgends so geborgen wie in deiner Hut!"

XII

Jeden Tag bekam Luzi einen Brief oder ein paar liebe Zeilen von Sabine, die ersten aus Heidelberg: „Ich war in Gedanken mit Dir auf dem Schloß und

sehne mich danach, es Dir zu zeigen." Aus Kopenhagen schrieb sie: „Mir ist wegen der Zustimmung meines Vaters zu unserer Verlobung nie bange gewesen, heute darf ich Dir seine Grüße senden. Ihr werdet euch gut verstehen, er hat ein so tiefes Verständnis für alles Menschliche. Morgen fahren wir nach Westfalen. Wenn es nur kein zu langer Aufenthalt wird!" —

Luzi lag eifrig seinen Studien ob. Heute aber spürte er einen Druck in der Stirn, ein Brennen in seiner Narbe, wie wenn sie wieder aufbrechen wollte. Hatte er sich überarbeitet? — Er trat ans offene Fenster; aber die hereinströmende Luft gewährte ihm keine Erfrischung. Seit ein paar Tagen wehte der heiße Südwind vom Gebirge. Durch die Straße schwankte breiten Schrittes der mit einer Hellebarde bewaffnete Föhnwächter und rief von Zeit zu Zeit: „Wer Feuer anmacht, wird mit zwei Franken gebüßt!"

Erst neun Uhr morgens. Ein tüchtiger Lauf, der das Blut durcheinander rüttelt! dachte Luzi. Oben auf den Höhen atmete man freier. Und unterwegs ließ sich manches aus dem Gedächtnis hervorholen und stärker darein prägen. An den Subrasee! Sabine würde sich freuen, wenn er es ihr schrieb. Und mit seinem Bergführerschritt war er doch früh am Abend zurück.

Unterwegs traf er einen einzigen Menschen, hinten am See einen alten Schäfer, der seine Herde antrieb. Auf seinen Gruß rief ihm der Hirt zu: „Kommt schlecht Wetter! Der wilde Wotan hat in den Schluchten ge-

brüllt, wie ich es in allen meinen siebzig Jahren nicht gehört habe. Ich möcht' die Tiere beizeiten in die Hürde tun, damit mir keines fällt!"

Luzi blickte zum Himmel. In der Enge des Tales sah man allerdings kein großes Stück, so schlimm aber wie der Alte konnte er die Zeichen des Umschlages nicht nehmen. Nur der See gefiel ihm nicht. Er hatte so falsche Farben. Eine Stunde Rast durfte er sich jedoch wohl noch gönnen, Mittagbrot essen — und an Sabine denken. Aber es schmeckte ihm nicht. Kein Windchen regte sich. Eine bleierne Schwere sank in seine Glieder. Er fiel in einen Schlaf, der ihn nicht erquickte, und erwachte von einem rauhen Windstoß. Er zog die Uhr. Gegen fünf. Wie hatte er nur so lange schlafen können, und dabei so schlecht!

Nun war es freilich Zeit, vor dem heraufziehenden Unwetter zu flüchten. Bis zum Ende des Hochtales gegen Monbiel hinaus war kein schützendes Dach, dort nur eine schlechte, auf wenige Wochen des Jahres bewohnte Hütte.

Schärfer und schärfer fuhr in Stößen ein eisiger Wind vom Piz d'Urs, dazwischen ein anderer, als käme er aus der Schwüle eines Backofens; zerrissene schwarze Wolken, mit Gelb untermischt, flogen von Kante zu Kante des Tales, hin und zurück, als wären es Bälle, die von unsichtbaren Händen einander zugeworfen würden. Nun verfinsterte ein pechschwarzes Wolkenheer das Tal. Ein Donnerwetter begann, schön und schaurig, von einer Gewalt, wie es Luzi noch nicht erlebt hatte. Blitz um Blitz — Schlag um

Schlag! Wie eine Gespensterburg stand der Piz d'Urs im Spiel der schneeweiß oder goldig erglühenden und zuckenden Blitze, und die Gletscher funkelten grell. Tief und hohl brauste der Donner die Berge entlang, weckte den Widerhall drei-, viermal, und in das Echo schmetterten furchtbar die neuen Schläge.

Durch die Lüfte ging ein Rasseln und Klirren, als würden Ketten am Himmel hin und her gezerrt.

Luzi erreichte die Hütte und stand im Schutze des kleinen Vordaches. Er lehnte sich an die Tür. War das hölzerne Schloß nicht recht eingelegt oder von böswilliger Hand verdorben worden — es gab dem leichten Druck seiner Hand nach. Der Blitz leuchtete in einen Raum, in dem ein Haufen wohl erst kürzlich gesammelten, starkduftenden Bergheues lag. Da ließ sich zur Not über Nacht bleiben.

Aus dem Klirren und Rasseln am Himmel wurde ein mächtiger Hagelschlag. Als er rauschend einsetzte, rief eine Stimme: „Luzi!" — Gemma Dury! Sie kam an seine Seite geflüchtet. Luzi stand wie im Bann eines höllischen Wunders. „Wo kommst denn du her?" fuhr er sie scharf an.

„Ich habe dich fortgehen sehen — ich habe hinter den Steinen auf dich gelauert — sei mir nicht bös, Luzi!" So demütig hatte er sie noch nie sprechen gehört. Ein grelles Blitzlicht leuchtete in ihr wildschönes Gesicht. Die blaudunklen Augen hingen wie verzückt an ihm, um ihren Mund zuckte ein Lächeln und eine glühende Bitte. „Luzi!" zitterte ihre Stimme.

Nur einen Herzschlag lang sah er ihr Gesicht und

darin das herzerschütternde Flehen hoffnungs- und hilfloser Liebe. Nun standen sie wieder im Finstern.

„Ich muß gehen,“ knirschte Luzi.

„Um Gottes willen nicht!“ schrie sie. „Es wäre dein Tod! Hörst du die Runsen? — Du kommst nicht über den Bach!“

In das klirrende Rauschen des Hagels mischte sich ein Dröhnen und Brausen, als ob alles in der Natur lebendig würde und wandern müßte — Fels und Gletscher. Wolkenbruch rings im Gebirge! Die Runsen stürzten herab, die wilden Bergströme, die oft Jahre trocken liegen, aber wenn sie wie Ungeheuer von den Höhen herniederbrechen, hundertjährige Tannen wie Zündhölzer knicken. Luzi kannte sie wohl, die schwarzen Schlammströme, die den Alpenwald und hausgroße Blöcke vor sich hinwälzen — die Lawinen des Ungewitters — die schreckliche Naturgewalt der Berge.

Nur hinweg von Gemma Dury, und wär's der Tod! Einen Augenblick ließ die Wut des Hagelwetters ein wenig nach. Er machte den ersten Schritt.

Da flammte der Himmel von Osten zu Westen — die Berge standen wie im Sonnenschein — vor ihm schlug der Blitz mit hohlem Knattern in eine Wettertanne. Krachend brach der Baum. Aus seinem Stumpf schlug das Feuer.

Er taumelte zurück.

„Luzi — Luzi!“ Gemma Dury hatte mit der Kraft des Schreckens seinen Hals umschlungen. Wollte sie ihn retten oder suchte sie selber bei ihm Schutz?

Umsonst rang er, sie von sich zu schütteln. Sie hatte ihre Hände in seine Haare verkrallt. Blitz auf Blitz — Schlag auf Schlag. Sausend, pfeifend, heulend, brüllend jagte die nächtliche Windsbraut den Hagel vor sich her, ruhte, kam mit erhöhter Wut bald um die eine, bald um die andere Ecke der Hütte, und jetzt schlug ihnen der Hagel ins Gesicht.

Was Luzi nicht wollte, geschah wie von selbst. Er ließ sich von Gemma Dury in die Hütte ziehen, und sie bedeckte sein Gesicht mit den Küssen eines liebetollen Weibes, das nicht fragt, ob darüber ein Mannesherz in Stücke breche.

* * *

Als das Tagesgrauen durch die Spalten der Wände in die Hütte fiel, erhob sich Luzi.

Gemma Dury schlief, wie ein Kind zusammengekauert, ein seliges Genügen im wildschönen Gesicht, um das ihre Ringellocken flossen. Er warf einen Blick voll Verachtung und Haß auf sie. Ein Ruck — er ging und ließ sie allein.

Das furchtbare Ungewitter der Nacht war verrauscht und verflogen. Am blaßblauen Morgenhimmel stand kein Wölkchen. Die Berge aber waren tief mit einem Silberschleier frischen Schnees bedeckt. Am Gipfel des Piz d'Urs glühte das erste Rot, und nun rötete sich der gesamte Gebirgskreis im Strahl der aufgehenden Sonne.

Luzi wandte den Blick und stieg gegen Monbiel hinab, nicht ohne Schwierigkeit. Der Subrabach hatte

in der Nacht ein Stück des Pfades und einen Steg mit sich fortgerissen. Wäre er den Weg doch in der Nacht gegangen — besser wär's, wenn er jetzt in den Sturzwellen ertrunken läge! —

Er kam heim.

Er fand einen Brief von Sabine aus Westfalen vor und öffnete ihn. Aber als er ihn gelesen hatte, wußte er nicht, was darin stand. Er spürte dumpf und schwer die Pflicht, ihr wieder zu schreiben — aber wo war die Gedankenfülle, die ihm sonst die Briefe an Sabine zur Lust werden ließ? Wie er sein Gehirn auch marterte, ihm fiel nichts ein, was er ihr hätte schreiben können. Er ging mit seinen Büchern ins Pfarrhaus, aber nach einer Viertelstunde sagte Gerhard Schmid: „Wollen wir's heute nicht lieber aufgeben? Mir scheint, Sie sind krank, Gavaver."

„Das glaube ich auch," erwiderte Luzi, nahm seine Bücher und ging. Er lief in die Berge. — —

„Um Gottes willen, Luzi, was ist Dir geschehen? Ich werde aus Deinen Briefen nicht mehr klug!" kam ein Herzensschrei Sabinens.

Er überlegte. Wenn er die Nacht mit Gemma Durty gewaltsam aus dem Gedächtnis tilgte, könnte er doch noch glücklich werden mit Sabine und sie mit ihm. Er wollte im stillen gern büßen, wenn nur sie nicht aus der Höhe ihres Glücks in den Abgrund stürzte. Schweigen — das war der Weg! Er merkte aber bald: es war ein Weg ohne Steg. Und je mehr er dachte, rüttelte und schüttelte ihn eine große, dunkle

Furcht. Wenn Gemma Mutter würde! Nein, mit dem Schweigen war es nicht getan. Wenn er Sabine ein freies, rückhaltloses Geständnis ablegte, vielleicht würde sie ihm in ihrer Seelengröße und Herzensgüte verzeihen. Es waren denn doch Umstände, die seine Missetat in milderem Licht erscheinen ließen. Aber er spürte wohl: seine Schuld verzieh kein liebendes Weib.

Tiefer und tiefer bohrte er sich den Gewissensstachel in die wunde Seele.

Da kam ein jauchzender Brief Sabinens: „Endlich sind wir in Heidelberg! Mein Vater und ich erwarten Dich. Ich werde am Bahnhof sein, wenn mich meine Ungeduld nicht hinreißt, Dir ein Stück entgegenzufahren. Mein Vater freut sich auch herzlich auf Dich. Siehst Du, daß wir keinen Grund hatten, je zaghaft zu sein?“

XIII

Als Luzi sich auf die Fahrt nach Heidelberg begab, sah er wie ein vornehmer junger Mann aus. Dieses Bewußtsein gab ihm für den Anfang der Reise einige Sicherheit. Als er aber die Grenze des Heimatlandes hinter sich hatte, verlor er den Mut. Was wollte er eigentlich in Heidelberg? — Sabine noch einmal sehen und — ihrem Vater ein offenes Geständnis ablegen. Vielleicht wußte ihm der hochsinnige Mann einen Rat.

Nein! Das vermag kein Vater, daß er seine Tochter einem Manne gibt, der seiner Braut die Treue gebrochen hat!

Stundenlang blieb er in seinem Abteil allein, seine Unruhe wuchs zur Verzweiflung, und draußen wurde die Dämmerung zur Nacht.

Als der Zug vor einem Sperrsignal still hielt, sprang er aus dem Wagen hinaus ins freie Feld, lief eine Strecke von der Eisenbahn weg, und als der Zug davondampfte, war er selber verwundert über das, was er in einem Anfall seelischer Verwirrung getan hatte.

Jetzt wartete Sabine am Bahnhof in Heidelberg vergeblich auf ihn. Der Gedanke jagte ihn durch die Felder; nach einem langen, langen Lauf stand er auf einer kleinen, dunklen Station und fragte, wann der nächste Zug nach Heidelberg fahre. In der Morgenfrühe stieg er auf dem menschenleeren Bahnhof der Universitätsstadt aus, dumpf, wie zerschlagen.

Es war ein Sonntag, die Stadt noch ganz still, das Wetter lockte keine Ausflügler, ein feiner Sprühregen fiel. Was nun? Bei Sabine konnte er sich doch um diese Stunde noch nicht anmelden. Aber einmal an ihrem Vaterhaus vorübergehen, das jenseits des Neckars lag! Er kam an die siebenbogige Brücke, die, herrlich aus rotem Sandstein gebaut, die Spur der Jahrhunderte trägt. Wie oft mag Sabine darüber gegangen sein als Kind, als Mädchen — die fröhliche Sabine!

Als er aber nun selber über die Brücke gehen wollte — wie sonderbar! — er konnte nicht. Was hemmte denn seinen Schritt? Über der Brücke lag doch nur Luft! Da gestand er sich's: „Das schlechte Gewissen!“

Er wandte sich ab, stieg aufs Schloß und suchte sich zu vergessen. Er setzte sich auf eine Bank, die auf den Neckar ausschaute. Drüben im Weingelände lag Sabinens Haus, das er nach der Beschreibung erkannte. Ob sich dort wohl ein Fensterflügel öffnete? Er saß in sich gebückt, die Hände auf den Knien gefaltet.

Ein paar fröhliche Studenten in Kautschukmänteln gingen an ihm vorüber, und der Flügelmann lachte, auf Luzi deutend: „Da sitzt auch einer, der das graue Elend hat.“

Nun aber regte sich wirklich Leben drüben im Landhaus. — Sabine im Regenmantel. — Sie ging gegen die rote Brücke, still und ernst, wie er sie oft hatte schreiten sehen in Monbiel. Ob sie auf das Telegraphenamt ging, um Nachforschungen nach ihm anzustellen, oder auf den Bahnhof? Sabine! Sabine!

Luzi fuhr auf. Irgend etwas Entscheidendes mußte jetzt geschehen!

Er stieg eilends in die Stadt hinunter. Sein Blick suchte Sabine, und doch war er froh, daß er sie nicht fand, auch nicht auf dem Bahnhof.

Da hörte er den Ruf: „Abfahrt nach Bruchsal — Karlsruhe — Basel in fünf Minuten. Schnellzug.“ Er löste eine Fahrkarte, und ohne nach seiner großen Reisetasche zu fragen, die er gestern abend bei seinem Sprung aus dem Zug liegen gelassen, stieg er ein.

Monbiel! heim! — das war sein einziger Gedanke.

Der Traum von Heidelberg war verflogen. Was aber wollte er in Monbiel? Das wußte er auch

nicht! Sein Leben erschien ihm wie eine große, schwarze Brandstätte voll Trümmer und Ruinen. Und in seiner Seele schrie der Jammer um Sabine. Er hatte gegen sie nur noch eine Pflicht: ihr seinen Fehltritt zu gestehen, sie um Verzeihung zu bitten und ihre Hand freizugeben.

Nun war er daheim. Und was er ihr nicht mündlich hatte sagen können, schrieb er ihr jetzt beim Schein der Lampe: „Es ist ein Hagelwetter durchs Land gegangen. Ein Mann hat seine Ehre verloren. Meine arme Sabine: Ich bin dieser unglückliche Mann!"

Da pochte es an seiner Tür. Wer kam denn so spät noch zu ihm? Herein trat in unordentlichem Gewand der Taglöhner Giacc Durh: „Abend, Luzi! Meine Schwester ist krank. Sie läßt dich ersuchen, daß du zu ihr kommst."

Luzi ging mit Giacc, und als er heimkehrte, schrieb er in finsterer Entschlossenheit den Brief zu Ende. „Was kann von Gemma Durh Gutes kommen?" hieß eine Stelle. „Aber das Kind muß einen ehrlichen Vater haben. Sonst wüßte ich einen Weg in den Bergen, von dem es keine Rückkehr gibt."

In wilden Kämpfen durchwachte Luzi die Nacht. Am Morgen überraschte ihn der Pfarrer mit seinem Besuch: „Ihr in Monbiel! Man hat Licht bei Euch gesehen. Sonst wüßt' ich's nicht. Und Sabine läßt überall nach Euch forschen. Wir glaubten, es sei Euch ein Unglück zugestoßen. Was ist geschehen, Gavaver?"

In einer so tiefen Erregung hatte Luzi den Pfarrer noch nie gesehen.

„Es ist mir ein Unglück zugestoßen," sagte Luzi gesenkten Hauptes und schob ihm seinen Brief an Sabine hin. „Da lesen Sie!"

Einen Augenblick — und der Pfarrer fuhr entsetzt empor: „Ihr wart der glücklichste Mann im Land. Nun seid Ihr der ärmste. — Sabine — Sabine!" Er rang die Hände. „Nein, das werde ich einmal nicht übers Herz bringen, daß ich Euch mit Gemma Dury traue. Tut mir den Gefallen, Gavaver, und verlegt Eure Hochzeit in die Wochen meiner Reise. Ich kann Euch nicht trauen, um Sabinens willen nicht. Mein Stellvertreter mag es tun! — Wenn Ihr wollt, schreibe ich meinem Freunde Pretorius einen Brief, damit er Sabine auf den Euren vorbereiten kann."

„Tut es," bat Luzi.

„Das ist ein dunkler Tag in meinem Leben," seufzte der Pfarrer, und in Herzensjammer ging er.

Für Luzi kamen noch manche dunkle Tage. Einer der schwersten, als er den Abschiedsbrief Sabinens erhielt: „Mein lieber, armer Luzi! Fürchte von mir wegen Gemma Dury keine Vorwürfe. Ich weiß, daß der größte Teil der Schuld auf das Mädchen fällt, das mir stets unheimlich gewesen ist. Weil ich sie kenne, hätte ich, wenn auch unter Kampf und Schmerzen, Deinen Fall verwinden können. Nicht in Monbiel, aber hier! Und für das Kind hätte ich gesorgt. Wenn Du nur ein wenig mehr Vertrauen zu mir gehabt hättest, mein törichter Luzi! Nun aber ist es zu spät, vor allem, weil mein Vater durch den Brief des

Pfarrers über Dein Erleben unterrichtet ist. Es gibt nichts anderes mehr als Abschied nehmen, lieber Mann. Unter Schmerzen erkenn' ich's und gedenke der schönen gemeinsamen Tage. — Noch ein Wort, Luzi. Wenn ich Dir auch nicht so viel sein kann, wie ich von Herzen gern möchte — in des Lebens Not und Drang erinnere Dich, daß Du stets noch eine Freundin an mir hast. Und nun lebe wohl — lebe wohl — Du geliebter Mann!"

„Sabine Pretorius!" schrie Luzi. „Warum habe ich dich nicht so groß genommen, wie du bist!" Und wie geistesgestört lief er durch die Berge.

XIV

Gegen den Frühling hin traute der Stellvertreter des Pfarrers das Paar Luzi Gavaver und Gemma Dury.

„Ich dachte dich ganz arm. Nun hast du ja eine hübsche kleine Aussteuer!" Es war eines der wenigen guten Worte, die Luzi seinem Weibe gab.

„Du weißt doch, Luzi, ich habe von meiner Patin, die kinderlos gestorben ist, eine kleine Erbschaft gemacht."

Nein, das wußte Luzi nicht.

Gegen den Sommer nagelte er wieder sein Bergführerschild ans Haus. Als er eben die letzten Hammerschläge führte, kam der Polizeiwachtmeister des Weges, der im letzten Sommer wegen der verlorenen Geldtasche der Gräfin Douglas im Dorfe ge-

weilt hatte. „Da bin ich wohl am rechten Ort," sagte der Wachtmeister. „Eure Frau ist die ehemalige Gemma Durh?"

Luzi ahnte nichts Gutes.

„Ich habe den Auftrag, sie zu verhaften. Hier!" Er entfaltete vor Luzi ein Amtspapier. „Fundunterschlagung," las dieser, und in seinem Kopf dämmerte es schwer.

Die beiden Männer traten ins Haus. Da stieß Gemma einen angstvollen Schrei aus und wich in eine Ecke zurück.

„Hast du das Täschchen, das Geld und das Erztäfelchen der Gräfin Douglas wirklich unterschlagen?" fragte Luzi mit einem furchtbaren Blick auf sein Weib.

„Ja, weil sie mich beschimpft hat," gab sie wimmernd zurück.

„Wo waren denn die Gegenstände während der Hausdurchsuchung?" fragte der Wachtmeister.

Die Augen Gemmas blitzten ihn frech an. „In einem hohlen Baum!"

„Sie sind gelegentlich einer anderen polizeilichen Durchsuchung bei einem der Hehlerei verdächtigen Trödler in Langbischofen aufgefunden worden."

„Du warst doch nicht in Langbischofen?" wandte sich Luzi an sein Weib.

„Nein, aber ihr Bruder Giacc," antwortete an ihrer Stelle der Wachtmeister. „Der Trödler konnte uns sagen, daß der Verkäufer an der rechten Hand einen verstümmelten Finger habe. Das führte auf die Spur Giaccs. Man erinnerte sich auch, daß Eure

Frau beim Einkauf der Aussteuer über die Mittel gegangen ist, die man bei ihr erwarten konnte. Die Untersuchung wurde wieder aufgenommen. Nach einigem Leugnen gestand Euer Schwager, schob aber jede Schuld auf seine Schwester. Er habe nur in ihrem Auftrag gehandelt."

„Welche Strafe wird sie bekommen?" fragte Luzi finster.

„Weiß ich's?" versetzte der Wachtmeister. „Je nachdem das Gericht den Fall beurteilt."

Gemma, die bis dahin wie eine wilde Katze um sich geblickt hatte, brach in ein lautes Wehklagen aus. Sie warf sich an Luzis Hals, aber er schleuderte sie zurück: „Du schlechtes Geschöpf!"

„Im übrigen kann ich die Frau nicht verhaften: sie steht zu hoch in den Wochen," sagte der Wachtmeister. „Ich komme später wieder."

Und der Wachtmeister ging.

Gemma blickte erschreckt auf ihren Mann. Er öffnete alle Truhen, in denen Wäsche von ihr lag, und warf das Frauenzeug durch das Fenster auf die Straße.

„Was tust du?" schrie sie auf.

„Mein Haus war bisher ein ehrliches Haus!" knirschte er sie an. Plötzlich aber riß er den Hut von der Wand, den Stock aus dem Gestell und ging.

Drei Tage irrte er in den Bergen umher. Er mit einem Weib verheiratet, das demnächst durch eine Gefängnisstrafe entehrt wird! Und er hätte Sabine Pretorius, die Edle, zum Weibe haben können, wenn

er in einer wilden Stunde sein Blut gezähmt, ja, wenn er in seiner Schuld nur genug an Sabinens Seelengröße geglaubt hätte! Sterben — sterben!

Nein, er hatte die Pflicht, zu leben — zu leben für sein Kind!

Als er aber nach drei Tagen wieder ins Dorf kam, rief ihm eine Nachbarin zu: „Endlich! Geht eilends zu Eurer Frau! Sie liegt mit einer Totgeburt."

„Das Kind ist — tot?" fragte Luzi.

„Tot," wiederholte das Weib.

Da zog Luzi den Hut und blickte in den blauen Himmel hinauf und rief: „Lieber Gott — ich spüre, daß du lebst!"

* * *

Das waren die letzten Worte, die man von Luzi Gavaver gehört hat. Er ging nicht zu seinem Weibe hinein, sondern wandte sich vor den Augen der verwunderten Nachbarin gegen die Berge zurück und eilte davon. Niemand sah ihn wieder. In Monbiel ging viele Jahre das Gerücht, er sei über das Gebirge gewandert, und Sabine Pretorius habe ihm geholfen, daß er nach Amerika fahre und dort ein neues, glücklicheres Leben anfange. Schon hätten Einige aus dem Monbieler Tal ihn drüben getroffen, jedoch er gebe nie zu, daß er Luzi Gavaver sei. Da aber immer noch ein Sparkassenbuch Luzis in der Schirmlade der Gemeinde lag und sein ärmlich dahinlebendes Weib der Unterstützung bedurfte, suchten die Behörden von Monbiel, die jenem Gerücht früher keine Bedeutung

beigelegt hatten, endlich doch durch Sabine Pretorius in Heidelberg Aufschluß über Luzis Aufenthalt zu bekommen. Sie erhielten aber von der dortigen Amtsstelle die Nachricht: „Die unverehelichte Sabine Pretorius ist vor etlichen Jahren gestorben. Es gibt hier überhaupt keine Pretorius mehr." So blieb Luzis Spur verschwunden, und nachdem auch Gemma gestorben war, fiel er mehr und mehr in Vergessenheit. Die amtliche Verschollenheitserklärung aber brachte seinen Namen den Leuten von Monbiel noch einmal lebhaft in Erinnerung. Sie neigten jetzt mehr zu der Ansicht, Luzi habe entweder im Subrasee den Tod gesucht oder in der Gletscherspalte, aus der er den Führer Taugwalder und den englischen Reverend gerettet hatte.

Ist das letztere der Fall, so ist es wohl möglich, daß der Gletscher eines fernen Tages die Reste des Mannes ausstößt, der ein schönes Beispiel von der Pflichttreue unserer Bergführer gegeben hat. Suchte er aber den Tod in jenen abgrundtiefen Wassern, die seinen Liebestraum belauschten, so wird sein letztes Schicksal ein ewiges Geheimnis bleiben.

Ein um so freieres Spiel bleibt dann der Einbildungskraft des Volkes im Monbieler Tal, das sich noch jetzt an langen Winterabenden von Luzi Gavaver und der schönen Heidelbergerin erzählt und die Liebe dieses Paares mit den Blumen der eigenen Phantasie ausschmückt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ldrbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Die wunderbare
Brücke und andere Geschichten — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Das verlorene Wort. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka —
Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 4. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 6. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus fremder Seele. 2. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 3. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Wolken und Sunn'schein. 5. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorcks Offiziere. Roman von 1812/13. 2. u. 3. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Auerbach, Berthold, Barfüßele. 43. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Sämtliche Schwarzwälder Dorfgesch. 4 Bände
Geh. Bd. 1: M. 1.80; Bd. 2: M. 1.80; Bd. 3: M. 2.—; Bd. 4: M. 1.80
Lnbd. Bd. 1: M. 2.50; Bd. 2: M. 2.50; Bd. 3: M. 2.70; Bd. 4: M. 2.50
—„— Auf der Höhe. Roman. 2 Bände — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20
—„— Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20
—„— Spinoza. Ein Denkerleben — Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 1.70
—„— Drei einzige Töchter. Novellen. 4. Aufl. — Lnbd. M. 3.—
—„— Deutsche Illustrierte Volksbücher. 2 Bände — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.60
—„— Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte — Geh. M. 1.40, Lnbd. M. 2.10
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen
17. Tsd. — Lnbd. M. 3.—, Ldrbd. M. 5.—
—„— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tsd. — Lnbd. M. 3.80, Ldrbd. M. 5.80
—„— Aus der Jugendzeit. 9. Tsd. — Lnbd. M. 6.20, Ldrbd. M. 8.—
—„— Neue Märchen. 8. Tsd. — Lnbd. M. 4.—, Ldrbd. M. 6.—
—„— Sommermärchen. 40. u. 41. Tsd. — Lnbd. M. 4.20, Ldrbd. M. 6.—
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben
2. u. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Bob, der Sonderling. 4. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister. Mit Vorwort von
Adolf Wilbrandt. 11. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Böhlau, Helene, Salin Kalifke. Novellen. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein königlicher Kaufmann. Hanseatischer Roman
13.—15. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Nur wer die Sehnsucht kennt... Rom. 6. u. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Carl, Federspiel. Westl. u. östl. Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Schüler von Polajewo. 2. völlig veränderte Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Im polnischen Wind. Ostmärk. Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. — Geh. M. 7.—, Lnbd. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Die erste Beichte
Miniatur-Ausgabe. 2. Aufl. Mit Porträt — Lnbd. M. 2.—
—„— Bozena. Erzählung. 9.—11. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 6. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 7. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis —
Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

El-Correï, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Engel, Eduard, Paraskewúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 7. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 9. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bde. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählg. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. 3. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 8.—
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte
Roman. 2 Bände. 3. Aufl. Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 10.—
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Harbou, Thea v., Die nach uns kommen. Roman
2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. Ein moderner Totentanz. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Joggeli. Geschichte e. Jugend. 16. u. 17. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 61.—65. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 37.—41. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Da träumen sie von Lieb' und Glück!
Drei Schweizer Novellen. 21.—23. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Felix Notvest. Roman. 17.—20. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman
Mit Porträt. 31.—35. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 7.—10. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Burgkinder. Roman 26.—30. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman
14.—18. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Es gibt ein Glück ... Novellen. 26.—30. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hanseaten. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das Lebenslied. Roman. 43.—47. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 36.—40. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzähl. 10.—12. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 76.—80. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman. 50. Aufl. Mit Porträt Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 7. u. 8. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 12. Aufl. Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Ewigmenschliche. Erinnerungen a. e. Alltags-
leben — Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Geburt der Venus. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Heyse, Paul, Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Haus „Zum unglaubigen Thomas“
und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Kinder der Welt. Roman. 2 Bde. 26.—28. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Helldunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Himmlische u. irdische Liebe u. a. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Märchen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Martha's Briefe an Maria. 2. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder
2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände
12. u. 13. Aufl. Geh. M. 7.50, Lnbd. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 6. u. 7. Aufl Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Meraner Novellen. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 2 Bde. 14. u. 15. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Crone Stäudlin. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte
5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus den Vorbergen. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, W. v., Der Gewaltigste. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Aufl. Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 3.50
—„— Ostseemärchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer — Und sowat mehr
Zwei Erzählungen Lnbd. M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu
dem Jüngeren. Roman. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes, s. Kügelgen
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman
3 Bände. 61.—70. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Martin Salander. Roman. 39.—43. Aufl.
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 69.—73. Aufl.
Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Züricher Novellen. 63.—67. Aufl.
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen — Sieben Legenden
55.—60. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung
Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Koffak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Original-Ausg. 26. u. 27. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Italienische Erzählungen Lnbd. M. 5.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Genesung — Sein Todfeind — Gedankenschuld Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Florentiner Novellen. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Phantasieen und Märchen Eleg. kart. M. 3.—
—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lilienfein, Heinrich, Von den Frauen und einer Frau Erzählungen und Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Ideale des Teufels. Eine boshafte Kulturfahrt 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman 2 Bände. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Arme Mädchen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Aus dem Märchenbuch der Wahrheit Fabeln und Gedichte in Prosa 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirath und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Johs., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 10.—
Redwitz, O. v., Hymen. Ein Roman. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am Feierabend. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätsel. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen Gesamt-Ausgabe. 8. Aufl. (41.—45. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (4. u. 5. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe
1. Reihe. 2. Aufl. (3. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamt-Ausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben
Gesamt-Ausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser
und zu Lande. 3 Bände. 9. Tsd. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tsd. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem
Nachlasse herausg. v. H. W. Seidel. 2. Tsd. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine...
Roman einer Studentin. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Für Dich. Roman. 16.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Herzblut. Roman. 16.—18. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der du von dem Himmel bist. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebestrank. Roman. 16.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 6.—8. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der weiße Tod. Roman. 16.—18. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman
47.—49. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Aufl.
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung
31.—33. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—„— Der Katzensteg
Roman. 81.—85. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Hohe Lied. Roman. 51.—55. Aufl.
Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Die indische Lilie. Sieben Novellen. 21.—25. Aufl.
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—, Hlbfrzbd. M. 4.50
—„— Frau Sorge. Roman. 126.—135. Aufl.
Mit Jugendbildnis Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Frau Sorge. Roman. 100. Aufl. Mit Porträt
Buchschmuck von J. B. Cissarz Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten
35. u. 36. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königs-
schießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Vockeradt, Emma, Wanderer im Dunkeln. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Voß, Richard, Alpentragödie. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Römische Dorfgeschichten. 5. verm. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Du mein Italien! Aus meinem römischen Leben
2. u. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Richards Junge. (Der Schönheitssucher)
Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Adonis u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—